ISSN: 0933-5315

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt 1 und 2/2015 (28. Jahrgang)

Schwerpunkt „Transnationale Biographien“
herausgegeben von Volker Depkat und Tobias Grill

Mit Beiträgen von
Volker Depkat, Boris Ganichev, Tobias Grill, Berenika Szymanski-Düll und Jan Logemann

Weitere Beiträge:
Malte Völk
Demenz in Biographie, Chronik und Tagebuch

Steffen Hagemann, Anna Hokema und Simone Scherger
Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze

Boris Zizek
Erwachsenwerden im heutigen Israel

Christiane Bertram
Lebendige Erinnerung oder Erinnerungskonserven

Yvonne Schütze
Netzwerke russisch-jüdischer Migranten im Zeitverlauf

Ekkehard Klausa
Sie kamen aus dem „Stahlhelm“

Dieter Reinisch
Frauen in der irisch-republikanischen Bewegung nach 1969

Sammlungen

Literaturbesprechung

Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1 und 2 / 2015 (28. Jahrgang)

Schwerpunkt „Transnationale Biographien“
herausgegeben von Volker Depkat und Tobias Grill

Volker Depkat
Biographieforschung im Kontext transnationaler und
globaler Geschichtsschreibung. Einleitung zum Schwerpunkt 3

Boris Ganichev
Reflexionen imperialen Wandels in der bürokratischen Autobiographie
des Geheimrats Nikolaj A. Kačalov (1818-1891) 19

Tobias Grill
Kampf für Sozialismus und Judentum auf vier Kontinenten:
Isaac Nachman Steinbergs *rooted cosmopolitanism* 41

Berenika Szymanski-Düll
Theater und Transmigration. Die Schauspielerin Helena Modrzejewska
(1840-1909) zwischen USA und Polen 66

Jan Logemann
Transatlantische Karrieren und transnationale Leben:
zum Verhältnis von Migrantenbiographien und transnationaler Geschichte.....80

Weitere Beiträge

Malte Völk
„Wenn sie die Augen schloss, fing sie an zu denken“
Demenz in Biographie, Chronik und Tagebuch 102

Steffen Hagemann, Anna Hokema und Simone Scherger
Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze
Erfahrung und Deutung erwerbsbezogener Handlungsspielräume im Alter 119

Boris Zizek
Erwachsenwerden im heutigen Israel
Exemplarische Rekonstruktion von Adoleszenz in ethnisch und
interkulturell konflikthaften Sozialisationsräumen 148

Christiane Bertram
Lebendige Erinnerung oder Erinnerungskonserven
und ihre Wirksamkeit im Hinblick auf historisches Lernen 178

Yvonne Schütze
Twenty Years After
Netzwerke russisch-jüdischer Migranten im Zeitverlauf 200

Ekkehard Klausa
Sie kamen aus dem „Stahlhelm“
Frühe Kampfgenossen Hitlers, die früh in den Widerstand gingen.....218

Dieter Reinisch
Frauen in der irisch-republikanischen Bewegung nach 1969
Überlegungen zu *Oral History*, sensiblen Daten und dem Nordirlandkonflikt 231

Sammlungen

Vanessa Hannesschläger und Katharina Prager
Einleitung zu den beiden folgenden Beiträgen.....250

Vanessa Hannesschläger
Ernst Jandl Online
Lebenswerk und Leben eines Werkes im digitalen Raum 251

Katharina Prager
„Einer, der’s gut mit mir meint, vermißte meine Biographie“
Anti/Biographische Affekte um Karl Kraus.....266

Literaturbesprechung

Knud Andresen, Linde Apel und Kirsten Heinsohn (Hg.):
Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute
(*Karin Orth*) 281

Autorinnen und Autoren dieses Heftes 284

Biographieforschung im Kontext transnationaler und globaler Geschichtsschreibung[1]

Einleitung zum Schwerpunkt

Volker Depkat

Um die Jahrtausendwende bildeten sich unabhängig voneinander zwei Forschungsfelder heraus, die in den hier versammelten Beiträgen auf innovative Weise zusammengebracht werden. Zum einen entfaltete sich eine vom *cultural turn* in den Geisteswissenschaften maßgebliche Impulse erhaltende neue historische Biographieforschung;[2] zum anderen führte die Erfahrung der sich im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts rasant beschleunigenden Globalisierung zur Formierung neuer transnationaler oder globalgeschichtlicher Perspektiven auf die Vergangenheit. Diese zeigen sich besonders interessiert an Prozessen der Interaktion, Verflechtung, Zirkulation und des Transfers jenseits des Nationalstaates und über dessen Grenzen hinweg.

Im Kontext einer solchen transnationalen und globalen Geschichtsschreibung gewinnt die Untersuchung von (staats-)grenzenüberschreitender Mobilität und Migration neue Relevanz – und es sind genau diese Themen, die einerseits eine Brücke ins Feld der neuen Biographieforschung schlagen, zu denen andererseits aber eben jene neue Biographieforschung wiederum neue Erkenntnisse beizutragen vermag.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich die Struktur dieses einleitenden Beitrags, der zunächst wesentliche Prämissen und Aspekte einer neuen historischen Biographieforschung vorstellt, sich dann Ansätzen der transnationalen und globalen Geschichte zuwendet, um schließlich Möglichkeiten und Grenzen transnationaler Biographik im Lichte der hier zusammengetragenen Beiträge zu erörtern.

1. Neue Biographieforschung

Nach langen Jahren der Vernachlässigung erfreut sich die Biographieforschung seit etwa dem Jahr 2000 eines besonderen Booms in vielen Wissenschaftsdisziplinen – und es gibt kaum eine neuere Publikation zu diesem Thema, die ohne den Hinweis auf die gegenwärtige Konjunktur der Biographieforschung auskommt (Klein 2009; Etzemüller 2012; Fetz 2009; Fetz/Hemecker 2011; Margadant 2000; Depkat 2014a, 2014b, 2015). So groß ist offenbar das Staunen über ein zum Ausgang der 1980er Jahre kaum für möglich gehaltenes Comeback der wissenschaftlichen Biographie als

1 Ich bedanke mich bei Theresa Hackl für die gewissenhafte und kompetente Hilfe beim Verfassen dieses Beitrages.

2 Zum *cultural turn* in den Geisteswissenschaften, der tatsächlich durch eine Vielzahl von einzelnen *turns* gekennzeichnet ist, siehe Bachmann-Medick 2014.

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.01

einem literarischen Genre, einer historischen Methode und einer Perspektive auf die Vergangenheit – „a prism of history“, wie es Barbara Tuchman genannt hat (Tuchman 1981).

In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren hat sich eine vielstimmige und komplexe „neue Biographieforschung“ entfaltet, bei der es sich um alles andere als eine Fortsetzung der traditionellen Biographik historistischer Prägung handelt. Einerseits hat sich das Spektrum biographiewürdiger Personen unter dem Eindruck feministischer, ethnischer und postkolonialer Kritik am traditionell auf große, weiße Männer fokussierten Genre der Biographie radikal erweitert (Leckie 2004: 15 f., 20). Andererseits integriert die neue Biographieforschung gegenwärtig eine breite Vielfalt von Ansätzen aus dem Poststrukturalismus, der Narratologie, der Diskursanalyse sowie auch der Medien- und Kommunikationsgeschichte, die es erlauben, Biographie konzeptionell-theoretisch in neuen Zusammenhängen zu verankern (Margadant 2000; Etzemüller 2012; Depkat 2014a).

Komplex und reich an Aspekten ist sie, die Theoriedebatte zu Biographie, die sich in den letzten fünf bis zehn Jahren formiert hat. Sie folgt disziplinären Dynamiken, drängt aber ins Interdisziplinäre und dringt in ihren besten Momenten zu Grundfragen der Kulturwissenschaften vor. Diese Debatte entfaltet sich im spannungsgeladenen Dreieck von „Lebenslauf“, „Biographie“ und „Autobiographie“. Mit „Lebenslauf“ sind in diesem Zusammenhang die äußeren Daten eines gelebten Lebens gemeint, die sich unabhängig von aller individuellen oder kollektiven Deutung als Fakten konstatieren lassen. „Biographie“ ist demgegenüber die Erforschung und narrative Darstellung eines Lebens durch einen forschend verstehenden Dritten. „Autobiographie“ schließlich ist die retrospektive Beschreibung eines Lebens durch denjenigen, der dieses Leben selbst gelebt hat. Während Autobiographie mithin ein Akt von ich- und weltbezogener Sinnstiftung im Kontext gesellschaftlicher Wissensproduktion ist, ist Biographie darüber hinaus auch wissenschaftliche Methode und Erkenntnismodell, das in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen teils ganz unterschiedliche Erkenntnisinteressen bedient.

Diese begriffliche Unterscheidung gleich am Anfang zu betonen scheint aus zweierlei Gründen angebracht: Zum einen tendiert die aktuelle, stark von postmodernen Ansätzen strukturierte Theoriedebatte dazu – bei aller Anerkennung formaler und epistemologischer Unterschiede von Lebenslauf, Biographie und Autobiographie – die hochkomplexe Verschränkung aller drei Kategorien des Biographischen zu betonen, und sie über die Kategorie „Text“ ineinander fallen zu lassen (vgl. insbes. Etzemüller 2012: 102-131, 153-169). Zum anderen ist die jüngste Auseinandersetzung mit Lebenslauf, Biographie und Autobiographie nicht primär von Historikern, sondern von Literatur- und Kulturwissenschaftlern sowie von Soziologen geprägt worden, weshalb die Geschichtswissenschaft nun vor der Aufgabe steht, die Debatte in ihrem Wert für die eigenen Erkenntnisinteressen reflektieren zu müssen. Klarheit über die zirkulierenden Kategorien scheint hier die Basis für eine erfolgreiche Übersetzung der interdisziplinären Theoriediskussion in die disziplinäre, geschichtswissenschaftliche Praxis zu sein. Ein so inflationärer wie unreflektierter Gebrauch des Begriffs Biographie, der inzwischen auch auf Gegenstände – „The Cultural Biography of Things“ (Kopytoff 1986) – , Räume – „Berlin. Biographie einer Stadt“ (Large 2002) – und sogar Lebensstile – „Bürgerinnen im Kaiserreich. Biographie eines Lebensstils“

(Schraut 2013) – angewandt wird, leistet nur der Metaphorisierung Vorschub und lässt den Erkenntniswert von Biographie darüber schwammig werden.

Dabei ist Biographie auch ohne die metaphorische Erweiterung ein überaus komplexes Phänomen, und jede weitere Theoretisierung wird von dieser Komplexität ihren Ausgang nehmen müssen. Es beginnt schon mit dem Begriff „Biographie“, der „nicht nur die mediale Repräsentation eines fremden Lebens meint, sondern auch das Leben selbst“ (Klein 2013: 8). Darüber hinaus verweist „Biographie” auch auf eine Methode historischer Forschung, die unauflöslich mit einem an handelnden Subjekten ausgerichteten Geschichtsbild verknüpft ist (Gestrich 1988: 5). Dabei gehen biographische Zugänge zur Vergangenheit nicht nur davon aus, dass Individuen als historische Akteure tatsächlich Faktoren historischen Wandels sind. Sie gründen vielmehr auch auf der Prämisse, dass sie klar identifizierbare, in der Wirklichkeit vorfindliche psycho-physische Einheiten sind, die als historische Fakten in Kategorien von Wandel, Ursache und Wirkung analysiert werden können.

Zu der Ambivalenz des Begriffs Biographie gesellt sich die Hybridität des literarischen Genres „Biographie“, das sich auf der Grenze von Fakt und Fiktion entfaltet. In einer Biographie gehen faktenbasierte Rekonstruktion und imaginierte Konstruktion eines gelebten Lebens Hand in Hand. Eine Biographie verwandelt ein tatsächlich gelebtes Leben durch die literarischen Strategien der Auswahl, der Komposition, der Metaphorisierung und des *emplotment* in eine sinnvolle Erzählung, die als ein bedeutungsvoller Strukturzusammenhang in sich selbst zentriert und für andere verstehbar ist. Eine Biographie rekonstruiert mit den Mitteln der dicht beschreibenden Erzählung vergangene Lebenswirklichkeiten und lässt so eine erzählte Welt entstehen, die um das Leben eines historischen Subjekts herum organisiert ist. Dabei steht die Erzählung stets im Dienst einer „guten Geschichte“, und sie folgt den der Gattung „Biographie“ eigenen literarischen Konventionen und Zwängen zu Dramaturgie, Klimax, Kohäsion und *closure*. Indem sie eine erzählte Welt erschafft, die zeitlich und räumlich strukturiert ist und von Charakteren und Protagonisten bewohnt wird, hat die Biographie sehr viel mit dem Genre des Romans gemein (Nadel 1984; Klein 2009: 199-219).

All diese narrativen Formen und Prozesse machen Biographie zu einer spezifischen Form der Erzählung mit eigenen Formen der sprachlich-rhetorischen Verfasstheit und Poetik, die aber gleichwohl, auf ein tatsächlich gelebtes Leben verweisend, eine Form des referentiellen Erzählens bleibt. Für Formen des nicht-literarischen Erzählens haben Christian Klein und Matías Martínez den Begriff der „Wirklichkeitserzählung“ geprägt, der sich für Biographien deshalb besonders eignet, weil er sowohl auf die fiktionalen als auch auf die referentiellen Aspekte von biographischen Erzählungen verweist (Klein/Martínez 2009). Biographie ist mithin weder nur selbstreferentieller, wirklichkeitsproduzierender Diskurs noch allein die Darstellung eines gelebten Lebens wie es im Sinne Leopold von Rankes „eigentlich gewesen“ ist (Ranke 1874: vii), sondern immer beides. Völlig zu Recht betont Bernhard Fetz deshalb, dass das „Verhältnis von Evidenz und Konstruktion“ der „heiß[e] Kern“ der aktuellen Theoriediskussion sei, die sich eben deshalb nahezu zwangsläufig mit erzähltheoretischen Überlegungen auseinanderzusetzen habe (Fetz 2009, 53; 59).

Die narratologische Auseinandersetzung mit dem Genre der Biographie wirft auch ein scharfes Schlaglicht auf das Verhältnis von Biographie und Autobiographie. Dieses ist nämlich viel komplexer, als Historikerinnen und Historiker lange Zeit angenommen haben (Smith/Watson 2010; Eakin 1985, 2008; Depkat 2003, 2010, 2015).

Historikerinnen und Historiker haben bis vor kurzem strikt zwischen „Biographie“ und „Autobiographie“ unterschieden. Während Autobiographie als Selbstzeugnis eine vermeintlich subjektive Quelle war, die den Weg zur Weltsicht und Innenwelt ihres Verfassers zu bahnen versprach, wurde Biographie als quellengesättigte Rekonstruktion eines Lebens im Kontext seiner Zeit betrachtet und somit als Manifestation historischer Objektivität aufgefasst. Diese einstmals scharfe Trennung ist im Zeichen poststrukturalistischer Theoriediskussion inzwischen sehr aufgeweicht worden. Heutzutage wird vor allem auf die vielfältigen und komplexen Verflechtungen von Autobiographie und Biographie als zwei Formen des *life writing* verwiesen (Smith/Watson 2010: 5-9, 256). Tatsächlich ist es für Biographen schwer bis unmöglich, sich von den autobiographischen Selbstbeschreibungen und -deutungen ihrer biographischen Subjekte zu emanzipieren. Vielfach übernimmt der Biograph die subjektiven Deutungen des Biographierten, indem er dessen autobiographische Texte zu biographischen Quellen macht. Nicht zuletzt deshalb ist die Stimme des biographischen Subjekts mit seinen bzw. ihren Selbstinterpretationen im vermeintlich objektiven Narrativ des Biographen auf vielfältige Weise präsent.

Doch nicht nur dieser Zusammenhang wirft zwangsläufig auch die Frage nach der Rolle des Biographen im Prozess von Biographie auf. Er oder sie bestimmt Anfänge und Enden, schneidet Periodisierungen aus dem Lebensstrom heraus, setzt Zäsuren, greift auf lineare oder nicht-lineare Formen des Erzählens zurück und bestimmt, was erzählt wird und was nicht. In diesen Akten der Sinnstiftung ist der Biograph ein Faktor des biographischen Prozesses. Damit wirft jede Biographie mindestens so viele Fragen zum biographischen Subjekt wie zum Biographen auf. Welche Interessen verbindet er oder sie mit der Erarbeitung einer Biographie? Was ist die emotionale und weltanschauliche Beziehung des Biographen zu seinem Subjekt? Was ist der autobiographische Sitz einer Biographie im Leben des Biographen?

Neben der Hybridität zwischen Fakt und Fiktion und der Rolle des Biographen im biographischen Prozess ist noch ein dritter Faktor zu diskutieren, der ebenfalls zur Komplexität des Genres „Biographie“ beiträgt: Das Publikum, das sich dazu entschließt, eine Biographie als einen auf ein tatsächlich gelebtes Leben verweisenden Text zu lesen und eben nicht als Roman. Biographien werden als referentielle Texte geschrieben, sie wollen als referentielle Texte gelesen werden, und sie werden auch so gelesen. Philippe Lejeunes Konzept eines „autobiographischen Paktes” zwischen dem Autor und dem Leser einer Autobiographie lässt sich mithin auch – wie Thomas Etzemüller bereits vorgeschlagen hat – auf das Genre der Biographie übertragen. Es gibt demnach so etwas wie einen „biographischen Pakt”, der die Referentialität eines biographischen Textes besiegelt, der sicherstellt, dass die biographische Erzählung auf ein tatsächlich gelebtes Leben verweist und kein fiktionaler Text ist (Lejeune 1975; Etzemüller 2012: 128 f.).

Darüber hinaus bahnt die Frage nach den Lesern von Biographien den Weg zum gesellschaftlichen Ort von Biographie als kultureller und sozialer Praxis (France/St. Clair 2002). Warum haben bestimmte soziale Gruppen Interesse an bestimmten Biographien? Warum kaufen Menschen Biographien und lesen sie? Warum veröffentlichen Verlagshäuser diese und nicht jene Biographie? Warum gibt es in jeder Buchhandlung große Abteilungen mit Biographien aus aller Welt?

Das hat natürlich etwas mit Neugier und dem Wunsch nach Unterhaltung zu tun, denn es gibt ein Interesse an ungewöhnlichen, aufregenden, vielleicht sogar abenteu-

erlichen Lebensgeschichten um ihrer selbst willen. Aber das allein kann die ungeheure Popularität von Biographie – innerhalb, aber vor allem außerhalb der Wissenschaft – nicht erklären. Es hat etwas damit zu tun, dass Biographien „kulturelle Arbeit“ tun, dass sie also einen Beitrag zur gesellschaftlichen Sinn- und Wissensproduktion leisten und somit Funktionen im Hinblick auf die soziale Konstruktion von Wirklichkeit erfüllen. Es macht deshalb Sinn, Biographien als „Akte sozialer Kommunikation” zu begreifen, als Akte jener Form der Kommunikation also, durch die soziale Gruppen sich darüber verständigen, wer sie sind und wer sie sein wollen, wer zu ihnen gehört und wer nicht, was sie gut finden und was nicht (ausführlich dazu: Depkat 2015).

Insgesamt also besteht die von der neueren Biographieforschung vielfältig und aspektenreich herausgearbeitete Komplexität des Genres Biographie in seiner Hybridität zwischen Fakt und Fiktion sowie in der komplexen und vielschichtigen Dreiecksbeziehung zwischen biographischem Subjekt, Biographen und Leserschaft.

Historikerinnen und Historiker haben sich an dieser literatur- und kulturwissenschaftlichen aber auch soziologischen Theoriedebatte zur Biographie bislang nicht führend beteiligt. Zwar haben sie seit den historistischen Anfängen der wissenschaftlichen Historiographie durch alle Konjunkturen ihres Faches hindurch zu keinem Zeitpunkt aufgehört, Biographien zu verfassen, doch ist die historische Biographik als Genre und Erkenntnisinstrument bei den großen theoretischen und methodischen Innovationen des Fachs seit den 1960er Jahren weitgehend unberücksichtigt geblieben. Etwas überspitzt lässt sich formulieren, dass die historische Biographik das prominenteste Opfer der Sozialgeschichte – zumal Bielefelder Prägung – wurde, die in radikaler Abkehr vom Historismus anonyme Prozesse und überindividuelle Strukturen privilegierte und für „eine narrative Darstellung der Personen und Ereignisse, die einen zentralen Platz in der idealistischen Historik des klassischen Historismus einnahmen“, keine Verwendung mehr hatte (Iggers 1997: 409). Ende der 1980er Jahre konstatierte Andreas Gestrich deshalb zu Recht, dass die „Lage der wissenschaftlichen historischen Biographik [...] desolat“ sei (Gestrich 1988: 5). Zwanzig Jahre später meinte Wolfram Pyta, der große Hindenburg-Biograph, immer noch feststellen zu können, dass die gegenwärtige Konjunktur der historischen Biographik gerade das Ergebnis der ihr eigenen „Theorieferne“ sei, die in Zeiten der „Wiederbelebung einer pragmatischen, nicht theoretisch überladenen Hermeneutik“ zum Vorteil gereiche. Zwar habe die neuere historische Biographieforschung „die Herausforderungen der Sozialgeschichte produktiv verarbeitet und zudem aus der Kulturgeschichte eine neue legitimationsspendende Kraft erhalten“, doch sei „das theoretische Potential der historischen Biographik bei weitem noch nicht ausgeschöpft“ (Pyta 2009: 331, 332, 338).

Das relative Desinteresse der Historiker an der aktuellen Theorie- und Methodendiskussion zu Biographie ist nicht zuletzt deshalb bedauerlich, weil Biographie als Methode historischer Erkenntnis und Praxis sozialer Selbstbeschreibung in vielfältiger Weise anschlussfähig ist an das kulturgeschichtliche Projekt der Dynamisierung des Verhältnisses von Individuum, Gruppe und Struktur im Zeichen der *agency*, sowie auch der Neudefinition des Verhältnisses von Teil und Ganzem, von Besonderem und Allgemeinem. Bekanntlich geht es in der neuen Kulturgeschichte, so unterschiedlich die Ansätze, theoretischen Bezugsrahmen und methodischen Verfahren im Einzelnen auch sind, darum zu erforschen, wie sich soziale Gruppen die Welt, in der sie lebten, als sinnvoll erklärten, wie sie Perspektiven auf sie organisierten, wie sie sich

ihr gegenüber orientierten und welche Handlungsmuster in diese kulturellen Sinnsysteme eingeschrieben waren (Burke 2008; Daniel 2014; Vierhaus 1995; Wehler 1998).

Damit einher geht ein neues Interesse an *agency*, das das Verhältnis von Individuum und Struktur insofern dynamisiert hat, als es anerkennt, dass Individuen und Gruppen die soziale Welt, in der sie leben, durch ihr Agieren und Handeln immer auch ein Stück weit mit hervorbringen und verändern. Historische Individuen wachsen in eine durch Institutionen, Strukturen und Normen bestimmte soziale Welt hinein, doch stehen sie ihr nicht gegenüber, „sondern in ihr als einer immer schon symbolisch gedeuteten Welt" (Vierhaus 1995: 14). Gesellschaft ist demnach sowohl objektive Struktur als auch Imagination ihrer Teilnehmer (Nolte 2000).

Im Kontext dieser neuen Kulturgeschichte kommt der Biographie deshalb eine neue Bedeutung zu, weil sie zum einen unmittelbar in Prozesse kultureller Sinnstiftung und sozialer Wissensproduktion hineinführt und zum anderen als kulturelle Praxis Aufschluss über das Agieren historischer Akteure in Zeit und Raum verspricht. Freilich kann die Geschichtswissenschaft diese anregenden neuen und historisch relevanten Fragestellungen nur im Gespräch mit den Literatur-, Kultur- und Sozialwissenschaften adäquat beantworten. Dabei sollten sich gerade Historikerinnen und Historiker nicht völlig der Textualität und Diskursivität von Biographie ausliefern, sondern stets die Beziehung von Text und Kontext im Blick behalten und damit auch die Distanz zwischen Lebenserzählung und dem tatsächlich gelebten Leben ausmessen. In diesem Zusammenhang wäre dann wohl auch zu betonen, dass Identität historisch gesehen nicht immer so frei wählbar war wie heutzutage, dass Individualitätsfiktionen, Identitätsbewusstsein und Kohärenzbedürfnisse, so konstruiert sie auch immer gewesen sein mögen, historisch wirkmächtige Faktoren waren, und dass ein gelebtes Leben nicht beliebig ‚umerzählbar' ist (Ulbrich/Jancke/Bosch 2013: 5).

2. Transnationale Geschichte und *Global History*

Transnationale Geschichte und *Global History* sind Sammelbegriffe, die eine ganze Reihe unterschiedlicher, aber doch untereinander kompatible Versuche einer Geschichtsschreibung jenseits des Nationalstaates in sich vereinen (Osterhammel 2007 und 2009; Conrad/Eckert/Freitag 2007; Conrad 2013; Budde/Conrad/Janz 2006; Thelen 1999; Tyrrell 1991, 2007 und 2009; Fisher Fishkin 2005; Glick Schiller/Basch/Szanton Blanc 1992). Sie definieren weniger ein neues Paradigma der Geschichtsschreibung, sondern vielmehr eine neue Perspektive auf die Vergangenheit, die primär Phänomene und Prozesse von Mobilität, Interaktion, Verflechtung und Transfer jenseits nationalstaatlicher Grenzen und über diese hinweg in den Blick nimmt.

Analytisch lassen sich transnationale Geschichte und *Global History* mit Jürgen Osterhammel folgendermaßen unterscheiden: Während transnationale Ansätze „die Geschichte der Bewegung von Menschen, Gütern und Wissen" über die Grenzen von Nationalstaaten und Imperien hinweg ins Zentrum des Erkenntnisinteresses stellen, ist *Global History* „die Geschichte der kontinuierlichen, aber nicht stetigen Verdichtung weiträumiger Interaktionen und ihrer Konsolidierung zu hierarchisch gestuften Netzwerken, vor allem solchen mit tendenziell planetarischer Erstreckung" (Osterhammel 2007, 596). Ist *Global History* in dieser Lesart weitgehend identisch mit der Geschichte der Globalisierung – wobei dann immer die Frage ist, wann diese eigentlich

beginnt – , so fassen Sebastian Conrad und Andreas Eckert Globalgeschichte als „Verflechtungsgeschichte der modernen Epoche“ auf, also als eine relationale Geschichte der Moderne, die in dem Willen, eurozentrische Sichtweisen zu überwinden, sich um eine „größere Inklusivität gegenüber den außereuropäischen Vergangenheiten“ bemüht ist (Conrad/Eckert 2007: 25).

Wie auch immer man *Global History* genau fassen möchte, sie hat stets weltumspannende Verflechtungsprozesse im Spannungsfeld von Globalisierung und Lokalisierung im Blick. Bei transnationalen Ansätzen hingegen muss die „Reichweite der untersuchten Zirkulationen und Transfers […] nicht unbedingt planetarisch und ‚transkulturell‘ sein“. Vielmehr können hier auch die Verflechtungsgeschichten „zwischen räumlich benachbarten und kulturell verwandten Gesellschaften“ untersucht werden (Osterhammel 2007, 596).

So verdienstvoll diese analytische Unterscheidung zwischen *Global History* und transnationaler Geschichte auch ist, sie sollte nicht den Blick für die Gemeinsamkeiten beider Ansätze verdecken. In der Praxis gehen *Global History* und transnationale Geschichte „oft fließend ineinander über bzw. unterscheiden sich nur durch den kartographischen Maßstab, den sie verwenden“ (Osterhammel 2007, 596). Im Gegensatz zur internationalen Geschichte, die das Interagieren von Staaten im internationalen Mächtesystem in den Blick nimmt (Loth/Osterhammel 2000; Conze/Lappenküper/Müller 2004; Dülffer/Loth 2012), rücken *Global History* und transnationale Geschichte das (staats-)grenzenüberschreitende Agieren nicht-staatlicher Akteure ins Zentrum des Interesses. Darüber hinaus legen beide Ansätze ihren Fokus gleichermaßen auf die Zirkulation von Gütern, Ideen und Wissen in transnationalen ökonomischen, sozialen und intellektuellen Netzwerken personaler und institutioneller Natur.

Auch betonen sie beide den Charakter von Nationalstaaten und Kulturen als offene Systeme, die auf so vielfältige wie komplexe Weise mit der Welt verflochten sind und sich in der Interaktion mit ihr formieren, ohne sich jemals komplett gegen sie abzuschließen. Vor diesem Hintergrund organisieren *Global History* und transnationale Geschichte vor allem Perspektiven auf die Vergangenheit, die im Gedanken einer relationalen Geschichte der Moderne ankert. Im Unterschied zur traditionellen Welt- und Universalgeschichte, deren thematische Vielfalt und temporale Erstreckung größer sind, nehmen globalgeschichtliche Ansätze „nicht die Totalität weltgeschichtlicher Vergangenheiten in den Blick, sondern konzentrieren sich auf die Verflechtungsgeschichte der modernen Epoche“ (Conrad/Eckert 2007, 25).

Der gegenwärtige Boom, dessen sich *Global History* und transnationale Geschichte erfreuen, ist einerseits ein erfahrungsgeschichtlicher Reflex auf die seit den 1980er Jahren im Zeichen der Kommunikations- und Transportrevolution des digitalen Zeitalters zunehmende Vernetzung der Welt. Nicht von ungefähr erlebte der Begriff der *Global History* seinen Aufschwung „im Schlepptau des weltweit verbreiteten neuen Begriffs der ‚Globalisierung‘“ während der 1990er Jahre (Osterhammel 2007, 594).

Andererseits ist die Hinwendung zu globalgeschichtlichen und transnationalen Perspektiven auf die Vergangenheit einem zunehmenden Unbehagen an einer nationalorientierten Geschichtsschreibung geschuldet, wie sie im 19. Jahrhundert als Vehikel der Legitimation und Förderung des Nationalstaates entstanden ist (Iggers 1997). Insofern entfaltete sich die transnationale und globalgeschichtliche Wende in der Geschichtswissenschaft auch in der Kritik an den Konzepten „Nation“ und „National-

staat“, die für nationalgeschichtliche Ansätze unhinterfragt gültig sind und die sie als gewissermaßen ‚natürliche‘ Form menschlicher Existenz ansehen (Giesen 1991, 10-12). In diesem Sinn entwickelt sich vor allem die transnationale Geschichte in der Problematisierung von nationalstaatlichen Grenzen im Bewusstsein ihrer Konstruiertheit und der Willkür ihrer Setzung. Betont wird ferner die poröse Durchlässigkeit von Grenzen, die Staaten und Regionen eben nicht nur voneinander abgrenzen, sondern sie auch miteinander verbinden.

Dabei geht es globalgeschichtlichen und transnationalen Ansätzen keinesfalls darum, die Kategorien „Nationalstaat“ und „Nation“ aufzulösen oder die Berechtigung dieser Perspektive in Frage zu stellen. Es geht vielmehr darum, den Nationalstaat zu historisieren und ihm „dabei seine Selbstverständlichkeit als Telos historischer Entwicklung“ zu nehmen (Osterhammel 2007, 597). Indem sie „Nation“ und „Nationalstaat“ nicht als gegeben hinnehmen, sondern diese Kategorien problematisieren und historisieren, bemühen sich globalgeschichtliche und transnationale Ansätze um ein genaueres Verständnis dafür, in welchen historischen Situationen und für welche Zusammenhänge „Nation“ und „Nationalstaat“ Erklärungskraft haben und in welchen nicht (Thelen 1999, 967).

Das Interesse an Mobilität, Verflechtung, Transfer und primär nicht-staatlichen Akteuren lässt die räumlichen Kategorien *borderlands* (Saldívar 1997; Fisher Fishkin 2005, Truett/Young 2004), *contact zones* (Pratt 1991, 1992) und *diasporas* (Clifford 1994; Lachenicht/Heinsohn 2009; Cohen 1997; Lenz 2011) in das Zentrum der Analyse rücken. So unterschiedlich diese Kategorien im Einzelnen auch definiert und konnotiert sind, so verweisen sie alle auf Räume, in denen Akteure mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen aufeinandertreffen, miteinander interagieren und in multidirektionalen Prozessen des Austausches und Wissenstransfers neue kulturelle Phänomene hervorbringen, deren zentrales Merkmal ihre Hybridität ist. *Borderlands*, *contact zones* und *diasporas* sind Räume kultureller Konflikte, aber auch Orte der Symbiose und der produktiven Adaptation, durch die Neues entsteht.

3. Biographie und Transnationale Historiographie

Biographische Ansätze, das zeigen die in diesem Heft zusammengetragenen Beiträge eindrücklich, eröffnen zum einen akteurszentrierte Perspektiven auf transnationale und globalgeschichtliche Prozesse. Zum anderen werfen sie scharfe Schlaglichter auf das aus Mobilitäts- und Migrationserfahrungen resultierende Identitätsmanagement historischer Akteure mit transnationalen Biographien. Damit vermitteln biographische Ansätze nicht nur zwischen Mikro- und Makroebene transnationaler Interaktion und Verflechtung, sondern auch zwischen lokal und global, weil sie aufzeigen, in welchem Maße sich anonyme transnationale und globalgeschichtliche Prozesse in lokalen Kontexten konkretisieren und auswirken. Dies zeigen die in diesem Heft versammelten Beiträge eindrücklich. Bei ihnen handelt es sich um die für den Druck überarbeiteten Vorträge, die auf der Workshoptagung „Biographieforschung“ am 14. und 15. November 2014 in Regensburg gehalten wurden. Die Tagung wurde von der Studiengruppe „Kultur, Sinn, Orientierung“ der aus Exzellenzmitteln der DFG finanzierten und von der LMU München und der Universität Regensburg gemeinsam getragenen Graduiertenschule für Ost- und Südosteuropastudien im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Arbeit organisiert.

Unter dem großen Dach der transnationalen Historiographie versammelt, erörtern die folgenden Beiträge den Zusammenhang von Biographie und Mobilität. Tobias Grill nimmt den globalen, vier Kontinente umspannenden Kampf Isaac Nachman Steinbergs (1888-1957) für Sozialismus und jüdischen Territorialismus unter die Lupe. Jan Logemann analysiert die sich im beständigen Hin und Her zwischen Österreich und den USA entfaltende transatlantische Karriere des Soziologen Paul Lazarsfeld (1901-1976). Berenika Szymanski-Düll zeichnet die Biographie der in Polen geborenen und sozialisierten Schauspielerin Helena Modrzejewska (1840–1909) nach, die als Helena Modjeska auch in den USA reüssierte und so im Zeitalter des Nationalismus zu einem internationalen Star wurde. Boris Ganichev schließlich reflektiert die durch verschiedene Ortswechsel innerhalb des Zarenreiches strukturierte Bürokratenlaufbahn des Geheimrats Nikolaj A. Kačalov (1818–1891) als „imperiale Biographie", als eine Lebensgeschichte also, die in besonderem Maße mit den staatlichen Strukturen des russischen Imperiums verflochten war und in der sich das komplexe Verhältnis von imperialem Zentrum und imperialer Peripherie in besonderem Maße verdichtete.

Dabei geht es in keinem der Aufsätze allein um die faktengesättigte Rekonstruktion der Lebensläufe in den Kontexten ihrer Zeit. Vielmehr fragen alle Beiträge auch nach dem epistemologischen Mehrwert, den biographische Zugänge für eine transnational und globalgeschichtlich erweiterte Migrations- und Mobilitätsforschung haben können. Fünf Aspekte seien in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben.

Um mit dem Offensichtlichen anzufangen, sei erstens betont, dass biographische Ansätze die beiden Enden von Migrationsprozessen – Auswanderung und Einwanderung – , die bislang meist getrennt voneinander und ohne Bezug zueinander untersucht wurden, miteinander vermitteln. Auswanderung und Einwanderung sind zwei verschiedene Dinge, die jedoch im biographischen Kontinuum zusammenfallen, weil der Aus- und der Einwanderer eben dieselbe Person ist. Damit bieten biographische Ansätze per se die Chance, den in der Migrations- und Mobilitätsforschung bislang so dominanten methodischen Nationalismus, der dem zu untersuchenden Phänomen noch nie angemessen war, zu überwinden.

Indem sie Auswanderung und Einwanderung im biographischen Kontinuum miteinander vermitteln, legen biographische Ansätze nicht nur grenzüberschreitende Lebenserfahrungen frei, sondern sie machen auch die transnationalen sozialen Räume sichtbar, die durch Migrations- und Mobilitätsprozesse entstehen (Pries 2001a, 2001b). Das Konzept der transnationalen sozialen Räume legt nahe, dass Migranten in mehreren Lebenswelten leben, die sowohl ihre Herkunfts- als auch ihre Niederlassungsländer umfassen. Migration bedeutet hier nicht das Abbrennen aller Brücken zu Gesellschaft und Kultur des Herkunftslandes, sondern die komplexe Verschränkung von Lebensformen beider Kulturen. Transnationale Biographien sind in mehreren Räumen angesiedelt und entfalten sich im komplexen Neben- und Miteinander von Herkunfts- und Niederlassungsländern. Sie überschreiten deshalb nationale Grenzen nicht nur, sie verknüpfen vielmehr auch verschiedene Gesellschaften und Kulturen miteinander, die durch diese Grenzen vermeintlich getrennt sind.

Mit diesen letzten Bemerkungen stoßen wir schon zum zweiten Aspekt vor, der im Zusammenhang mit dem Mehrwert von biographischen Ansätzen für die transnationale Geschichtsschreibung verbunden ist. Indem sie Kulturen miteinander verbinden, zwischen ihnen vermitteln und sie füreinander übersetzen, wirft die Auseinanderset-

zung mit transnationalen Biographien besonders scharfe Schlaglichter auf Phänomene von Kulturtransfer, produktiver kultureller Adaptation und Hybridität. Transnationale Biographie nimmt konkrete Akteure grenzüberschreitender Transfers und globaler Vernetzungen in den Blick und bietet so die Chance, Verflechtungs-, Transfer- und Austauschprozesse auf der Mikroebene zu konkretisieren und empirisch nachzuweisen.

Das hat keinesfalls nur die Funktion, abstrakte Makroprozesse zu illustrieren und gewissermaßen direkt auf sie zuzugreifen, um globale und transnationale Verflechtungen zu veranschaulichen. Es geht vielmehr darum, durch die Analyse der Mikroebene auch neue Perspektiven auf die Makroebene zu werfen. Das gilt vor allem für die umfassende Rückbindung globaler Prozesse an die lokalen politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Kontexte, in denen sich transnationale Biographien entfalten. „Erst der Blick auf die Akteursebene", schreibt Jan Logemann in diesem Heft, „legt dabei die genauen Bedingungen von grenzüberschreitenden Transfers frei, einschließlich der Adaptionen, der Veränderungen, der hybriden Neuschöpfungen sowie auch der fehlgeschlagenen Vermittlungen, die zentrale Bestandteile dieser Prozesse sind" (85). Biographische Ansätze werfen deshalb scharfe Schlaglichter sowohl auf die Rolle von Migranten für grenzüberschreitenden und reziproken Wissenstransfer als auch auf ihre Leistungen als *cultural broker*.

Die dritte epistemologische Leistung von biographischen Ansätzen für die Erforschung von Verflechtungs- und Transferprozessen besteht darin, dass sie es erlauben, die personalen und institutionellen Netzwerke, in denen diese ablaufen und die sie dauerhaft machen, zu rekonstruieren. Die Beiträge in diesem Heft bieten Zugang zu ganz verschiedenen Netzwerken, seien es, wie im Falle von Steinberg, Netzwerke von internationalen politisch-sozialen Bewegungen, oder seien es die wissenschaftlich-institutionellen Netzwerke auf beiden Seiten des Atlantiks, in denen Paul Lazarsfeld sich bewegte. Die Auseinandersetzung mit Helena Modrzejewska führt direkt in die transnationalen Netzwerke der entstehenden Kulturindustrie, während uns Nikolaj A. Kačalov Wege in die bürokratischen Netzwerke des russischen Imperiums im Spannungsfeld von Zentrum und Peripherie bahnt. Diese Netzwerke erfüllten – jedes auf seine Art – ganz unterschiedliche Funktionen im Kontext transnationaler Prozesse; sie reichen von grenzüberschreitender Solidarität und Selbsthilfe, über Karriere- und Einflussförderung bis hin zu Identitätsmanagement im Lichte von Mobilitäts- und Migrationserfahrungen, die teilweise erzwungen und disruptiv waren, teilweise aber auch gewollt und bewusst gesucht wurden.

Von besonderer Bedeutung für die gesellschaftliche Konstruktion und den Wandel von Wissenssystemen sind in diesem Zusammenhang die wissenschaftlich-akademischen Netzwerke. Hier zeigt das Beispiel von Paul Lazarsfeld eindrücklich, wie die emigrierten österreichischen Wissenschaftler in den USA durch Netzwerkbildung ihre akademischen Karrieren vorantrieben und ihren Einfluss sowohl im US-amerikanischen als auch im österreichischen Wissenschaftssystem gezielt erweiterten. Diese informellen und formellen Netzwerke, die Teil einer wechselseitigen wissenschaftlichen Bereicherungsgeschichte *in academia* sind, würden ohne biographische Ansätze weitgehend unsichtbar bleiben.

Darüber hinaus leisten biographische Ansätze viertens einen Beitrag zur Problematisierung des Begriffes „Migration". Die in diesem Heft zusammengetragenen biographischen Fallstudien konfrontieren uns mit verschiedenen Formen von migrato-

rischer Mobilität. Wir hören von freiwilliger und erzwungener Wanderung, von Arbeits- und Berufsmigranten, von Vertriebenen, Exilanten und Rückkehrern, und wir lernen mit Isaac Steinberg jemanden kennen, der sein Leben bewusst und absichtlich im globalen Horizont lebte und für den deshalb globale Mobilität nicht etwa etwas Außeralltägliches, sondern eher Lebensprinzip war. Allerdings war in keinem der hier vorgestellten Fälle Migration eine einmalige und unidirektionale Angelegenheit. Wir werden vielmehr mit historischen Individuen konfrontiert, deren Migrationskarriere mehrfache und wiederholte Migrationen umfasste, wir hören von Menschen, die auswanderten und dann wieder in ihr Heimatland zurückwanderten, oder die von ihrem Einwanderungsland in ein anderes Land weiterwanderten. Zudem erfahren wir von vielfältigen Formen, Medien und Praktiken, durch die Migranten mit ihrem Herkunftsland verbunden blieben. Insgesamt also können wir hier hoch komplexe Migrationsbiographien besichtigen, deren Akteure sich mehrfach zwischen Herkunfts- und Residenzland hin und her bewegten, deren Migrationsbiographie sich über mehr als nur zwei Länder erstreckte, die kreuz und quer über den Atlantik wanderten, oder die in den Weiten des russischen Zarenreiches herumzogen. Kurz, wir haben es bei den hier vorgestellten Biographien mit Transmigrationsbiographien im Sinne von Nina Glick Schiller, Linda Basch und Christina Szanton Blanc zu tun (Glick Schiller/Basch/Szanton Blanc 1992; 1995).

So vielfältig wie die Migrationsformen und -verläufe sind auch die Gründe, die den individuellen Entschluss zur Migration bewirkten. In diesem Zusammenhang bieten biographische Ansätze die Chance, jenseits der makrogeschichtlichen Konstellation von Push-und-Pull-Faktoren die jeweils höchst individuelle und komplexe Gemengelage von Motivationen und Gründen für Migration dicht beschreibend zu rekonstruieren. Es kann bei biographischen Ansätzen zur Migrationsgeschichte nicht darum gehen, die makrohistorischen Konstellationen von ökonomischer Lage, demographischer Entwicklung und politischer Situation in einem individuellen Lebenslauf gleichsam wiederzufinden, um so den abstrakten Konstellationen von Push-und-Pull-Faktoren ein Gesicht zu geben. Wenngleich solche illustrierende Konkretisierung durchaus ihren Wert hat, so liegt die eigentliche Leistung biographischer Ansätze vielmehr darin, dass sie dazu beitragen, die auf quantifizierenden Methoden gründenden, oft doch eher schematischen makrohistorischen Erklärungsmodelle kritisch zu hinterfragen, sie zu modifizieren, zu erweitern und zu verkomplizieren, um dadurch näher an die historische Wirklichkeit heran zu kommen. Vielfach sind die Gründe, die zum individuellen Entschluss zur Migration führen, sehr speziell, persönlich und kontingent wie zum Beispiel im Falle von Helena Modrzejewska. Deren Auswanderung in die USA war keinesfalls nur den makroökonomischen Entwicklungen geschuldet. Zwar spielte die Hoffnung auf materiellen Erfolg in der Neuen Welt durchaus eine Rolle beim Entschluss zur Auswanderung, doch gab es darüber hinaus, wie Berenika Szymanski-Düll zeigen kann, gesundheitliche Gründe – die Hoffnung auf die Genesung ihres Mannes durch die Seeluft – , Ärger über die Zensur in Polen sowie nicht zuletzt ganz allgemein den Wunsch, als Schauspielerin im Ausland Erfolg zu haben, wobei letzteres wohl der wichtigste Beweggrund überhaupt war.

Insgesamt also werfen biographische Ansätze die Frage auf, wie man Formen von Migration kategorisieren und typologisch voneinander unterscheiden kann. In diesem Zusammenhang könnte die historische Forschung noch systematischer danach fragen, wie die Migranten selbst ihren Migrationsakt interpretierten, welche Erwartungen sie

mit ihm verbanden und wie sie ihn in ihrer eigenen Biographie autobiographisch verorteten.

Diese letzten Bemerkungen führen bereits zum fünften Aspekt, der den epistemologischen Mehrwert von Biographieforschung für die transnationale Perspektive auf die Vergangenheit definiert: Biographische Ansätze bieten die Möglichkeit, Prozesse von Akkulturation und Identitätsmanagement genauer unter die Lupe zu nehmen (Alba/Nee 2005; Cook 2003). War Migration in vielen Fällen ein biographischer Kontinuitätsbruch, so zeigen die hier versammelten Beispiele doch auch, dass Migration ebenso als biographische Transformation reflektiert werden kann, die dazu führt, dass die Migranten buchstäblich in mehreren Welten leben, dass sie in ihrer Person verschiedene Kulturen miteinander vermitteln und dass sie sich selbst in einem Habitus des *in between* zwischen den Kulturen verorten (Bost 2005; Saldívar 1997; Kempf 2013; Ostendorf 2002: 19). Einfache Modelle einer gewissermaßen äußerlichen Assimilation, die auf Dinge wie das Lernen einer fremden Sprache, die Anpassung an die Gepflogenheiten des Niederlassungslandes und den ökonomischen Erfolg im Niederlassungsland abheben, werden durch biographische Perspektiven nachhaltig erweitert und verkompliziert (Hentges/Hinnenkamp/Zwengel 2010; Cook 2003).

Die Frage nach Bedeutung und Ort von Migration in den Biographien der Migranten zeigt zum einen, wie individuell unterschiedlich Akkulturationsprozesse abliefen, wie schnell das zum Teil ging, wie langwierig sie aber oft auch waren und wie unvollendet sie teils blieben. Viele Migranten kamen mental gewissermaßen niemals in ihrem Niederlassungsland an, sahen sich als Fremde im Einwanderungsland oder begriffen sich als Wanderer zwischen den Welten. Transnationale Biographien wie die von Helena Modrzejewska und Paul Lazarsfeld legen einerseits Zeugnis von Möglichkeiten der wechselseitigen Bereicherung ab, die transatlantische Mobilität für beide Individuen aber auch für Europa und Amerika im Ganzen bereithielt. Gleichzeitig zeigt jedoch die Biographie von Lazarsfeld, wie disruptiv Migrationserfahrungen sein konnten, weil sie bestehende Identitätskonzepte ungültig werden ließen und zur individuellen Selbstvergewisserung angesichts erfahrenen Wandels herausforderten, was vielfach autobiographische Selbstreflexion überhaupt erst provozierte.

Isaac Steinbergs Biographie eines bewusst und absichtlich geführten globalen Lebens eröffnet noch einen weiteren Aspekt: Sein transnationales Leben entfaltet sich gar nicht in der Infragestellung, Überwindung oder gar Zerstörung nationaler Identität, gründet nicht in der Spannung von National und Transnational, sondern es wird von vornherein in der Synthese von lokal und global, universal und partikular, kultureller Verwurzelung und Kosmopolitismus geführt. Zur Analyse dieser Biographie greift Tobias Grill auf das Konzept des *rooted cosmopolitanism* zurück, das auf der Grundlage eines die gesamte Menschheit umfassenden Loyalitäts- und Referenzrahmens eine Vielzahl von kulturellen Ursprüngen akzeptiert, plurale Identitäten legitim findet und das Recht auf Anderssein in der Einheit der Menschheit akzeptiert. In den autobiographischen Selbstbeschreibungen Isaac Steinbergs zeigt sich, wie das Globale und das Lokale, Universalismus und Partikularismus, Weltbürgertum und kulturelle Souveränität in einem bewusst global gelebten Leben miteinander verflochten waren und aufeinander bezogen blieben.

Insgesamt also kann autobiographisches Material unser Verständnis dafür schärfen, wie Migranten selbst den Akt ihrer Migration als Kontinuität oder Diskontinuität in ihre Biographie einfügten (vgl. dazu insbesondere Kempf 2013). Reflektieren sie

Migration autobiographisch als biographischen Bruch, als biographische Kontinuität oder als biographische Transformation? Wie verorten sie ihr Ich zwischen den Lebenswelten, in denen ihre Biographie angesiedelt ist? Haben sie aus ihrer Sicht überhaupt nur „ein" Leben gelebt, oder doch mehrere?

Damit kann Biographik einerseits den Blick auf die Kosten von Transnationalität und globalem Austausch freilegen, der in der vielfach dominanten Freude an hybriden Kreationen, kosmopolitischen Lebensentwürfen und befreienden Grenzüberschreitungen mitunter verloren geht. Andererseits machen die hier versammelten Biographien auch deutlich, dass Nationalität und Transnationalität einander nicht ausschließen müssen, sondern in einem gelebten Leben nebeneinander bestehen können, wenn auch auf höchst komplexe Weise und nicht immer konfliktfrei.

LITERATUR

Alba, Richard D. und Victor Nee (2005): Remaking the American Mainstream. Assimilation and Contemporary Immigration, Neuauflage, Cambridge, MA.

Bachmann-Medick, Doris (2014): Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, 5. Aufl., Reinbek bei Hamburg.

Bost, Suzanne (2005): Mulattas and Mestizas. Representing Mixed Identities in the Americas, 1850-2000, Athens, GA.

Budde, Gunilla, Sebastian Conrad und Oliver Janz (Hg.) (2006): Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, Göttingen.

Burke, Peter (2008): What is Cultural History?, 2. Aufl., Cambridge.

Clifford, James (1994): Diasporas, in: Current Anthropology 9, 3, 302-338. https://doi.org/10.1525/can.1994.9.3.02a00040

Cohen, Robin (1997): Global Diasporas. An Introduction, Seattle, WA. https://doi.org/10.4324/9780203228920

Conrad, Sebastian (2013): Globalgeschichte. Eine Einführung, München. https://doi.org/10.17104/9783406645747

Conrad, Sebastian und Andreas Eckert (2007): Globalgeschichte, Globalisierung, multiple Modernen. Zur Geschichtsschreibung der modernen Welt, in: Sebastian Conrad, Andreas Eckert und Ulrike Freitag (Hg.): Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen, Frankfurt am Main, 7-49.

Conrad, Sebastian, Andreas Eckert und Ulrike Freitag (Hg.) (2007): Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen, Frankfurt am Main.

Conze, Eckhart, Ulrich Lappenküper und Guido Müller (Hg.) (2004): Geschichte der internationalen Beziehungen. Erneuerung und Erweiterung einer Historischen Disziplin, Köln.

Cook, Terrence E. (2003): Separation, Assimilation, or Accommodation. Contrasting Ethnic Minority Policies, Westport, CT.

Daniel, Ute (2014): Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, 6. Aufl., Frankfurt am Main.

Depkat, Volker (2003): Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: Geschichte und Gesellschaft 29, 441-476.

Depkat, Volker (2010): Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Geschichtswissenschaft, in: BIOS: Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 23, 2, 170-187.

Depkat, Volker (2014a): Autobiografie und Biografie im Zeichen des Cultural Turn, in: Jahrbuch für Politik und Geschichte 5, 247-265.

Depkat, Volker (2014b): The Challenges of Biography. European-American Reflections, in: Bulletin of the German Historical Institute 55 (Fall), 39-48.

Depkat, Volker (2015): Doing Identity. Auto/Biographien als Akte sozialer Kommunikation, in: Martin Aust und Frithjof Benjamin Schenk (Hg.): Imperial Subjects. Autobiographische Praxis in den Vielvölkerreichen der Romanovs, Habsburger und Osmanen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Köln, 39-58. https://doi.org/10.7788/9783412502539-002

Dülffer, Jost und Wilfried Loth (Hg.) (2012): Dimensionen Internationaler Geschichte (Studien zur Internationalen Geschichte 30), München.

Eakin, Paul John (1985): Fictions in Autobiography. Studies in the Art of Self-Invention, Princeton, NJ.

Eakin, Paul John (2008): Living Autobiographically. How We Create Identity in Narrative, Ithaca, NY.

Etzemüller, Thomas (2012): Biographien. Lesen – erforschen – erzählen, Frankfurt am Main.

Fetz, Bernhard unter Mitarbeit von Hannes Schweiger (Hg.) (2009): Die Biographie. Zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin.

Fetz, Bernhard und Wilhelm Hemecker (Hg.) (2011): Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar, Berlin.

Fisher Fishkin, Shelley (2005): Crossroads of Cultures. The Transnational Turn in American Studies – Presidential Address to the American Studies Association, November 12, 2004, in: American Quarterly 57, 1, 17-57.

France, Peter und William St. Clair (Hg.) (2002): Mapping Lives. The Uses of Biography, Oxford.

Gestrich, Andreas (1988): Einleitung. Sozialhistorische Biographieforschung, in: Ders., Peter Knoch und Helga Merkel (Hg.): Biographie – sozialgeschichtlich, Göttingen, 5-28.

Giesen, Bernhard (1991): Einleitung, in: Ders. (Hg.): Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit, Frankfurt am Main, 9-18.

Glick Schiller, Nina, Linda Basch und Christina Szanton Blanc (1992): Transnationalism. A New Analytic Framework for Understanding Migration, in: Dies. (Hg.): Towards a Transnational Perspective on Migration. Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered, New York, 1-24.

Glick Schiller, Nina, Linda Basch und Christina Szanton Blanc (1995): From Immigrant to Transmigrant. Theorizing Transnation Migration, in: Anthropoligical Quarterly 68, 1, 48-63.

Hentges, Gudrun, Volker Hinnenkamp und Almut Zwengel (Hg.) (2010): Migrations- und Integrationsforschung in der Diskussion. Biografie, Sprache und Bildung als zentrale Bezugspunkte, 2., akt. Aufl., Wiesbaden.

Iggers, Georg G. (1997): Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart, Wien. https://doi.org/10.7767/boehlau.9783205124214

Kempf, Andreas Oskar (2013): Biographien in Bewegung. Transnationale Migrationsverläufe aus dem ländlichen Raum von Ost- nach Westeuropa, Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19656-5

Klein, Christian (Hg.) (2009): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart.

Klein, Christian (2013): Editorial, in: Non Fiktion: Arsenal der anderen Gattungen 8, 7-11.

Klein, Christian und Matías Martínez (Hg.) (2009): Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens, Stuttgart.

Kopytoff, Igor (1986): The Cultural Biography of Things. Commoditization as Process, in: Arjun Appadurai (Hg.): The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective, New York, 64-92. https://doi.org/10.1017/CBO9780511819582.004

Lachenicht, Susanne und Kirsten Heinsohn (Hg.) (2009): Diaspora Identities. Exile, Nationalism and Cosmopolitanism in Past and Present, Frankfurt am Main.

Large, David Clay (2002): Berlin. Biographie einer Stadt, München.

Leckie, Shirley A. (2004): Biography Matters. Why Historians Need Well-Crafted Biographies More Than Ever, in: Llyod E. Ambrosius (Hg.): Writing Biography. Historians and Their Craft, Lincoln, NE, 1-26.

Lejeune, Philippe (1975): Le pacte autobiographique, Paris.

Lenz, Günter H. (2011): Toward a Politics of American Transcultural Studies. Discourses of Diaspora and Cosmopolitanism, in: Winfried Fluck, Donald E. Pease und John Carlos Rowe (Hg.): Re-Framing the Transnational Turn in American Studies, Dartmouth, NC, 391-425.

Loth, Wilfried und Jürgen Osterhammel (Hg.) (2000): Internationale Geschichte. Themen, Ergebnisse, Aussichten, München.

Margadant, Jo Burr (Hg.) (2000): The New Biography. Performing Femininity in Nineteenth-Century France, Berkeley, CA.

Nadel, Ira Bruce (1984): Biography. Fiction, Fact and Form, London.

Nolte, Paul (2000): Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München.

Ostendorf, Berndt (2002): Transnationalism or the Fading of Borders?, in: Ders. (Hg.): Transnational America. The Fading of Borders in the Western Hemisphere, Heidelberg, 1-21.

Osterhammel, Jürgen (2007): Globalgeschichte, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): Geschichte. Ein Grundkurs, 3. Aufl., Reinbek bei Hamburg, 592-610.

Osterhammel, Jürgen (2009): Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München. https://doi.org/10.17104/9783406615016

Pratt, Mary Louise (1991): Arts of the Contact Zone, in: Profession 91, 33-40.

Pratt, Mary Louise (1992): Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation, London. https://doi.org/10.4324/9780203163672

Pries, Ludger (Hg.) (2001a): New Transnational Social Spaces. International Migration and Transnational Companies in the Early Twenty-First Century, London.

Pries, Ludger (2001b): The Disruption of Social and Geographic Space. Mexican-US Migration and the Emergence of Transnational Social Spaces, in: International Sociology 16, 1, 55-74. https://doi.org/10.1177/0268580901016001005

Pyta, Wolfram (2009): Biographisches Arbeiten als Methode. Geschichtswissenschaft, in: Christian Klein (Hg.) (2009): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart, 331-338.

Ranke, Leopold von (1874): Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514, Leopold von Rankes Sämmtliche Werke 33/34 Bd., Leipzig.

Saldívar, José David (1997): Border Matters. Remapping American Cultural Studies, Berkeley, CA.

Schraut, Sylvia (2013): Bürgerinnen im Kaiserreich. Biografie eines Lebensstils, Stuttgart.

Smith, Sidonie und Julia Watson (2010): Reading Autobiography. A Guide for Interpreting Life Narratives, 2. Aufl., Minneapolis, MN.

Thelen, David (1999): The Nation and Beyond. Transnational Perspectives on United States History, in: The Journal of American History 86, 3, 965-975. https://doi.org/10.2307/2568601

Truett, Samuel und Elliott Young (Hg.) (2004): Continental Crossroads. Remapping U.S.-Mexico Borderlands History, Durham, NC.

Tuchman, Barbara W. (1981): Biography as a Prism of History, in: Marc Pachter (Hg.): Telling Lives. The Biographer's Art, Philadelphia, 132-147.

Tyrrell, Ian (1991): American Exceptionalism in an Age of International History, in: American Historical Review 96, 4, 1031-1055. https://doi.org/10.2307/2164993

Tyrrell, Ian (2007): Transnational Nation. United States History in Global Perspective since 1789, New York.

Tyrrell, Ian (2009): Reflections on the Transnational Turn in United States History. Theory and Practice, in: Journal of Global History 4, 3, 453-474. https://doi.org/10.1017/S1740022809990167

Ulbrich, Claudia, Gabriele Jancke und Mineke Bosch (2013): Editorial, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 24, 2, 5-10.

Vierhaus, Rudolf (1995): Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: Hartmut Lehmann (Hg.): Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, Göttingen, 5-28.

Wehler, Hans-Ulrich (1998): Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München.

Zusammenfassung

Der Beitrag liefert einen Überblick über die aktuelle Theoriediskussion im Feld der historischen und kulturwissenschaftlichen Biographieforschung sowie dem der transnationalen Geschichte/Global History. Darauf aufbauend wird im Lichte der Beiträge zum Schwerpunktthema dieses Heftes der epistemologische Mehrwert erörtert, den biographische Ansätze für die Erkenntnisinteressen einer transnationalen, auf grenzüberschreitende Beziehungs-, Verflechtungs- und Transferprozesse ausgerichteten Geschichtsschreibung haben können.

Reflexionen imperialen Wandels in der bürokratischen Autobiographie des Geheimrats Nikolaj A. Kačalov (1818-1891)[1]

Boris Ganichev

Es fiel mir zu, in einer äußerst interessanten Epoche zu leben und größtenteils auch als handelnder Akteur [dejatel'] tätig zu sein, als Russland begann, sich unter dem Einfluss neuer Ideen und neuer Anforderungen des Lebens zu verwandeln, was bei der schieren Größe [gromadnost'] unseres Staates ein grandioses und (äußerst) spannendes Phänomen darstellt (Kačalov 2012: 27).

Nach zwölf Jahren Dienst als Direktor des Zolldepartements in St. Petersburg hatte sich Nikolaj Kačalov 1882 auf sein beschauliches Gut Chvalevskoe zurückgezogen und begann mit der Anfertigung seiner autobiographischen *Aufzeichnungen*. Seine einleitenden Worte reißen bereits jenes Spannungsverhältnis an, welches den Text vorantreibt. Kačalov setzte an, vom Wandel, der das Russländische Imperium unter Zar Aleksandr II. erfasst hatte, zu berichten – doch nicht als bloßer Chronist, sondern als „handelnder Akteur".

Denn mit dem Reich hatte sich auch sein Leben gewandelt, die „neuen Anforderungen" erwiesen sich als Herausforderungen, boten aber auch zuvor undenkbare Möglichkeiten. Die „neuen Ideen" nahmen mal die Gestalt der Hoffnung, mal die der Bedrohung an. In seinen *Aufzeichnungen* versuchte Kačalov, die Brüche in der größeren Geschichte zu den Brüchen seiner Vita in Bezug zu setzen und retrospektiv in einen sinnvollen Zusammenhang einzuordnen.

Der Text erzählt also vordergründig davon, wie es Nikolaj Kačalov inmitten aller Peripetien gelungen war, im Staatsdienst aufzusteigen und zum Verwalter der längsten Grenze der Welt zu werden. Der Forschungswert der *Aufzeichnungen* liegt jedoch nicht so sehr bei der Beschreibung der Epoche der Großen Reformen durch ein Individuum, sondern vielmehr bei der Prägung der Selbstbeschreibung des Individuums durch die Epoche.

Das bedeutet, den Blick auf die Strukturen und Merkmale seiner *Aufzeichnungen* zu richten und sie – den Entstehungszeitraum mitdenkend – in eine Schreibtradition einzuordnen beziehungsweise davon abzugrenzen. Der erste Teil dieses Aufsatzes widmet sich dem Schreibmuster von Kačalovs *Aufzeichnungen*, ordnet diese der Dienstautobiographie zu und fragt nach den Schlüssen, die aus ihren Spezifika gezogen werden können.

---

1 Diesem Aufsatz liegt meine durch Martin Aust betreute Masterarbeit zugrunde. Anja Reiter und Matthias Golbeck bin ich für die kritische Durchsicht des Textes zu großem Dank verpflichtet.

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.02

Im zweiten Teil wird der Wandel des Imperiums, genauer Kačalovs Reflexion über diesen, in den Fokus genommen. Seine *Aufzeichnungen* werden somit weniger als Quelle für die darin beschriebenen 1860er und 1870er Jahre denn zur Erforschung der Schreibphase genutzt. Die im Text festgehaltenen sinngeladenen Deutungen und Verknüpfungen der vergangenen Ereignisse ermöglichen es, sich der Logik und Genese konservativer Denkmuster der 1880er Jahren zu nähern. Kačalovs wechselhafte und eng an die Veränderungen der Großen Reformen geknüpfte Vita macht den besonderen Reiz seines erst 2012 vollständig erschienenen Textes aus.

Biographischer Abriss

Nikolaj Aleksandrovič Kačalov wurde am 14. April 1818 im Dorf Maljukovo im Belozerskij Kreis des Novgoroder Gouvernements geboren und entstammte dem alten Adelsgeschlecht der Kačalovs. Zu diesem Zeitpunkt war sein späterer Aufstieg im zivilen Staatsdienst noch keinesfalls absehbar, vielmehr sollte der Sohn eines Kapitänleutnants der Marine dem väterlichen Karrierepfad folgen. Mit zwölf Jahren verließ der Junge Maljukovo und begann seine Ausbildung im Petersburger Marine-Kadetten-Korps, welches er 1838 als Mitschmann abschloss. Bis 1845 diente Kačalov in der Baltischen Flotte. Doch sein im Takt von Navigationsperioden, Flottenmanövern und Rangerhöhungen verlaufendes Marineleben wurde 1845 durch den vorzeitigen Tod seines Bruders Ivan abrupt beendet. Nikolaj Kačalov sah sich genötigt, den Dienst als Kapitänleutnant zu quittieren und sich trotz fehlender landwirtschaftlicher Vorkenntnisse den Familiengütern zu widmen, die er über die folgenden zwanzig Jahre selbst verwaltete.

Im Jahr 1855 – der konservative Zar Nikolaj I. war gerade verstorben und von seinem reformorientierten Sohn Aleksandr II. beerbt worden – wurde Kačalov zum ersten Mal zum Adelsmarschall im Belozerskij Kreis gewählt. In dieser Phase beginnenden Wandels übernahm er sein erstes öffentliches Amt und fand sich verantwortlich für die Vorbereitung und Durchsetzung des Befreiungsmanifestes in seinem Kreis. Seine vierte Wiederwahl 1863 lehnte er mit der Begründung ab, sein eigenes Gut bedürfe nach der Bauernbefreiung erhöhter Aufmerksamkeit. Der Rückzug ins Private währte jedoch nicht lange, und Kačalov kehrte bereits 1865 als Vorsitzender der neu geschaffenen Zemstvo-Verwaltung des Novgoroder Gouvernements zur Tätigkeit in der lokalen Selbstverwaltung zurück. Das neue Amt brachte ihn in Kontakt mit Fragen der Nahrungsmittelversorgung, der Volksgesundheit und Volksbildung, so dass er sich den Ruf eines Experten für Zemstvo-Angelegenheiten erwarb. Dieser Ruf brachte ihm die Aufmerksamkeit von Fürst Vladimir Meščerskij und dessen Empfehlung bei Cezarevič Aleksandr Aleksandrovič ein. Kačalov wurde 1868 in den Aničkov Palast zu einem informellen Gesprächskreis des jungen Cezarevič eingeladen. Im selben Jahr folgte seine Berufung in das besondere Komitee zur Erhebung und Verteilung der Beihilfe für Hungernde (Osobyj komitet po sboru i raspredeleniju posobij golodajuščim), das die Folgen der Missernte des Sommers 1867 in den nördlichen Regionen lindern sollte.

Nach diesen ersten Erfahrungen in Petersburger politischen Kreisen gelang Kačalov mit der Ernennung zum Gouverneur der hungergeplagten Region Archangelsk 1869 der Sprung vom Zemstvo-Vorsitzenden in den Staatsdienst. Er hatte diesen Posten kaum ein Jahr lang bekleidet, als die nächste prestigeträchtige Ernennung

zum Direktor des Zolldepartements folgte. Nikolaj Kačalov war endgültig im Staatsdienst etabliert und verdiente sich über die folgenden zwölf Jahre als Direktor den Rang des Geheimrates.

Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit dem neuen Finanzminister Nikolaj Bunge, so Kačalovs Begründung, führten 1882 zu seinem Rücktritt. Zwar verblieb er weiterhin beim Finanzministerium in einer Stellung „ohne bestimmte Aufgaben" und beschäftigte sich 1885 als Kommissionsmitglied nochmals mit der Lage der Archangelsker Region, de facto bedeutete der Rücktritt jedoch seinen Ruhestand und die Verlagerung seines Lebensmittelpunktes von St. Petersburg zurück auf seinen Gutshof Chvaleskoe, um dessen Erhalt er stets bemüht war. Am 28. Oktober 1891 verstarb Nikolaj Kačalov im Alter von 73 Jahren (Polovcov 1897: 573-75; Čujko 1891).

Grob lässt sich Kačalovs Vita in die Phasen Marinedienst, Gutsverwaltung und Staatsdienst untergliedern. Für die Analyse seiner *Aufzeichnungen* erweisen sich vor allem die zweite und die dritte Phase als relevant, denn der Übergang von seiner Tätigkeit als Gutsherr und Adelsmarschall in den Staatsdienst bedeutete für Kačalov einen räumlichen Wechsel vom Novgoroder Gouvernement nach St. Petersburg. Auch wenn dies geographisch keine allzu große Distanz war, wurde sie in kultureller und politischer Hinsicht von Kačalov dennoch häufig thematisiert und diente als persönliches Distinktionsmerkmal. Zum anderen trat er erst im Zuge der Großen Reformen der 1860er Jahre in den zivilen Staatsdienst ein, also während einer Periode, die von Veränderungen, Hoffnungen, aber auch Zukunftsängsten geprägt war, die Kačalov nach seinem Ruhestand 1882 in seinen *Aufzeichnungen* rückblickend reflektierte.

Das Material

Zwei Wochen waren seit Nikolaj Kačalovs 64. Geburtstag vergangen, knapp einen Monat zuvor hatte er seinen Posten als Direktor des Zolldepartements räumen müssen und fand sich nach zwölf Jahren in der Hauptstadt ohne Aufgabe auf seinem eigenen Gutshof wieder.

> *Gegenwärtig habe ich viel freie Zeit, welche vormals dienstlichen Aufgaben gewidmet war; an tägliche Schreibarbeit gewohnt, ist es für mich unerlässlich eine ernsthafte Sache zu finden, die mich in meiner freien Zeit beschäftigen würde (Kačalov 2012: 27).*

Sechs Jahre später hatte Kačalov die „ernsthafte Sache" abgeschlossen und reichte fünf Hefte seines autobiographischen Textes zur Abschrift in Reinform ein. Die *Aufzeichnungen*, so Kačalov, waren „nicht für den Druck, sondern ausschließlich für meine Familie" (Kačalov 2012: 28) gedacht und doch waren sie Zeitgenossen bekannt. Nach seinem Tod 1891 wurden diese sowohl in Nachrufen in der Zeitung *Novoe vremja* (*Neue Zeit*) und *Vsemirnaja illjustracija (Weltweite Illustrierte)* als auch in seinem Eintrag im *Russischen Biographischen Wörterbuch* (*Russkij biografičeskij slovar'*) erwähnt (Čujko 1891: 3; Bykov 1891: 346 f.; Polovcov 1897: 573-75).

Um 1916 wandte sich schließlich Kačalovs Tochter an das Magazin *Golos minuvšego* (*Stimme des Vergangenen*) mit dem Vorschlag, seine *Aufzeichnungen* zu publizieren. Das Manuskript wurde ediert und auszugsweise in vier Heften von *Golos minuvšego* veröffentlicht. Mit der veränderten politischen Lage 1917 wurde die Pub-

likation weiterer Kapitel jedoch eingestellt. Die Vorlage, eine Kopie des Originalmanuskripts, gelangte nach der Konfiszierung der Redaktionsmaterialien 1922 zunächst in die Bibliothek der kommunistischen Akademie (Biblioteka kommunističeskoj akademii), 1956 schließlich in das Archiv der Akademie der Wissenschaften der UdSSR (Archiv akademii nauk SSSR).[2] Andrej Mel'nikov entdeckte diese mit Ausnahme zweier verlorener Blätter vollständige Abschrift wieder und publizierte sie 2012 in edierter Form als *Zapiski tajnogo sovetnika (Aufzeichnungen eines Geheimrats)*. Seine Publikation liegt diesem Aufsatz zugrunde (Mel'nikov 2010; Mel'nikov 2012: 883-85).

Die Überlieferung von Kačalovs *Aufzeichnungen* und ihre neuerliche Publikation sind also gewissermaßen ein Glücksfall, der Jahrzehnte hat auf sich warten lassen, doch sind sie keinesfalls der ungetrübte Einblick ins Private, den Kačalovs stete Beteuerung nur für die Familie zu schreiben, verspricht.

Die bürokratische Autobiographie

Es sei das Interesse seiner Kinder, das ihn bewogen habe, mit dem Schreiben zu beginnen, erklärt Nikolaj Kačalov bereits auf der ersten Seite seiner *Aufzeichnungen*. Er benennt somit explizit den von ihm mitgedachten Leser und verleiht seinem Text einen privaten Charakter, welchen er an zahlreichen Stellen nochmals durch den Verweis „nicht für den Druck", sondern „nur für meine Familie" zu schreiben, verstärkt (Kačalov 2012: 27 f.). Umso mehr überrascht es bei der Lektüre, dass sich der Text nicht als Familienchronik erweist, sondern gerade das Familiäre auszusparen scheint. Diesen Widerspruch gilt es durch die Bestimmung des Schreibmusters und seiner Implikationen sowie der Frage nach der Funktion, die der Familie im Text zukommt, zu untersuchen.

Bereits Kačalovs Kapiteleinteilung[3] deutet darauf hin, dass der Dienst eine überragende Bedeutung im Text einnimmt. Mit Ausnahme des Kapitels „Kindheit im Dorf vor Eintritt in das Marine Korps", das am ehesten den Vorstellungen einer Familienchronik entspricht, folgen die Kapitelüberschriften strikt Kačalovs dienstlichen Stationen. Das Kapitel „20 Jahre Leben im Dorf, im Ruhestand", das seine Interimsphase zwischen Marinedienst und zivilem Staatsdienst beschreibt, erscheint nur auf den ersten Blick als Lücke in der Dienstbiographie. Denn diese Phase wurde, wie im zweiten Teil dieses Beitrags gezeigt wird, von Kačalov als Voraussetzung für einen qualifizierten Staatsdienst ausgelegt.

Die Strukturierung des Textes weist somit auf den Dienst als leitende Kategorie der *Aufzeichnungen* hin und legt die Vermutung nahe, dass sich der Text dem Schreibmuster der Dienstautobiographie zuordnen lässt. Dieses wurde von Ulrich Schmid bei seiner Analyse russischer Autobiographien vom 17. Jahrhundert bis 1850 als einer der dominanten Typen herausgearbeitet. Nach Schmid stellte das Schreiben anhand solcher heteronomer Muster „das textuelle Pendant zur offiziell gelenkten Sozialisierung der gesellschaftlichen Elite dar." Eine Loslösung von diesen Mustern und die Ausbildung eines psychologisierenden Autobiographiemodells verortet er erst

2 Heute das Archiv der Russländischen Akademie der Wissenschaften (Archiv Rossijskoj akademii nauk). Dort verzeichnet unter Fond 565, Opus 1, Delo 355, 356, 357, 358, 359.

3 Die Kapitelaufteilung der 2012er Edition folgt nicht den von Kačalov vorgegebenen acht Kapiteln, sondern untergliedert den Text in 14 Kapitel. Vgl. Mel'nikov 2012: 889 f.

in den 1850er Jahren. Aleksandr Gercens *Byloe i dumy (Erlebtes und Gedachtes*) markiere dabei die „Freigabe des autobiographischen Diskurses". Konnten Autobiographien zuvor noch typologisiert werden, so ist dies mit der „modernen Zerstörung traditioneller Biographieideale" und der einhergehenden Auffächerung autobiographischen Schreibens nicht mehr möglich (Schmid 2000: 395 f.). Dienst war demnach nicht mehr das dominante Ideal und trat in Konkurrenz zu „neu entstehenden Prestigeräumen" (Lautenschläger 2013). Dass die Dienstautobiographie aber auch dreißig Jahre nach ihrem vermeintlichen Niedergang noch Relevanz hatte und als Schreibmuster aufgegriffen wurde, zeigt sich in Kačalovs Autobiographie. Aber welche Merkmale beziehungsweise Aussparungen erlauben die Definition seiner *Aufzeichnungen* als Dienstautobiographie, und welche Abweichungen lassen sich zu Schmids Urtyp feststellen?

Die Dominanz dienstlicher Belange lässt sich anhand der Textökonomie im Epilog anschaulich demonstrieren. Darin geht Kačalov – „nicht als Rechtfertigung, sondern zur Erklärung" (Kačalov 2012: 684), wie er schreibt – auf mehr als einer Seite darauf ein, welche Umstände seinen Lebensweg diktierten, durchläuft nochmals die großen Stationen seiner Biographie und resümiert:

> *Dann ist euch auch mein Dienst im Zemstvo, in Archangelsk und im Zolldepartement bekannt. Euch ist genauso bekannt, dass ich mich bei diesen Wahlen und Ernennungen nicht anbiederte, nicht intrigierte, sondern im Gegenteil aufgesucht und eingeladen wurde und ich die Umstände nicht steuerte, sondern im Gegenteil die Umstände mich leiteten, wie es Gott gefällig war (Kačalov 2012: 685).*

Auch wenn zum Schluss der bescheidene Verweis auf das Göttliche kommt, ist die Nachricht dennoch eindeutig: Wer in so hohe Positionen aufsteigt, ohne zu intrigieren, muss dies Kraft seiner Qualifikation, die von Vorgesetzten und Wählern erkannt wurde, geschafft haben. Neben seiner ausführlich wiederholten Dienstvita bleibt für das Schicksal seiner Familienangehörigen im Epilog dagegen nur ein Satz:

> *Die ganze Familie hat sich erhoben, hat eine gute Erziehung erhalten; alle fünf Töchter haben gute Menschen geheiratet und, was noch wichtiger ist, sind zu guten Ehefrauen, Müttern, Hausfrauen und überhaupt guten Frauen geworden; auch die Söhne geben Anlass, Gott zu danken (Kačalov 2012: 685 f.).*

Dieses Missverhältnis zwischen dienstlichen und familiären Passagen ist für den gesamten Text bezeichnend. Bedenkt man, dass Kačalov angibt, seine *Aufzeichnungen* für die Familie und nicht zum Zwecke der Publikation zu schreiben, erscheint dies umso erstaunlicher. Statt Anekdoten aus der Familiengeschichte zu präsentieren, tritt die Familie zumeist in Verbindung mit dienstlichen Belangen auf. Exemplarisch lässt sich hierbei die Hochzeit seiner ältesten Tochter Katja, die ebenso wie die Geburt Tochter Ljala immerhin überhaupt in den *Aufzeichnungen* thematisiert wird, anführen.

> *Im November verlobte sich meine älteste Tochter Katja und ich machte mich im Februar 1870 mit einer Masse an Unterlagen für verschiedene Bittgesuche an praktisch alle Ministerien im Gepäck zur Hochzeit nach Novgorod auf. Die*

> *Hochzeit und die folgenden Feierlichkeiten verliefen erfolgreich (Kačalov 2012: 481).*

Die Hochzeit bildet nur den Rahmen, um den Fleiß Kačalovs, der selbst bei einem solch feierlichen Ereignis pflichtbewusst „Massen an Unterlagen" mit sich führte, hervorzuheben. Während die Hochzeit in einem einzigen Nebensatz abgehandelt wird, folgt darauf eine dreiseitige Passage, die Kačalovs Vorstellung bei Zar Aleksandr II. beschreibt und mit folgenden Worten eingeleitet wird:

> *Die Vorstellung wurde anberaumt und war so denkwürdig, dass ich sie bis ins kleinste Detail beschreiben werde (Kačalov 2012: 481).*

Die Textökonomie verdeutlicht die Prioritäten. Diese schlagen sich auch im Erzählstil nieder, der – ansonsten nüchtern und berichtend – an dieser Stelle aufgebrochen wird. Kačalov wechselt von der sonst vorherrschenden indirekten Rede zur direkten Rede und überlässt es dem Zaren selbst, sein Lob an den Schreibenden zu verkünden:

> *„Seit ich dich kenne, hast du dich immer ehrenvoll verhalten." Diese Worte des Märtyrer-Herrschers [gosudarja-mučenika] sind meine beste und höchste Auszeichnung. Ein solcher Empfang und eine solche Anerkennung des Zaren verstärkte meine Energie und ich machte mich auf, die Ministerien zu belästigen und dachte Tag und Nacht an die Interessen des Archangelsker Gouvernements (Kačalov 2012: 484).*

Das Treffen mit dem Zaren und auch dessen Person, die durch die direkte Rede plastischer wirkt als Kačalovs eigene Tochter, stellen den eigentlichen Fokus der Passage dar. Der Hochzeit kommt lediglich die Funktion einer Ouvertüre, einer nochmaligen Erinnerung des Lesers an Kačalovs Pflichtbewusstsein als Staatsdiener zu, das im persönlichen Lob des Zaren seinen Höhepunkt findet und schließlich mit der Ernennung zum Direktor des Zolldepartements belohnt wird (Kačalov 2012: 484-86). Die Erinnerung an seine Redlichkeit dient letztlich dazu, seine neue Stellung als verdient darzustellen und gegen Vorwürfe der Begünstigung zu verteidigen.

> *An diesem oder am folgenden Tag berichtete der Minister [Finanzminister Michail Rejtern, B. G.] dem Herrscher von meiner Ernennung und es folgte sein Einverständnis, verblieb jedoch zunächst geheim. Ich glaube, dass man mir nicht vorwerfen kann, dass ich diese Position durch Intrige, Ersuchen oder Protektion erhalten habe (Kačalov 2012: 486 f.).*

Es lässt sich festhalten, dass familiäre Ereignisse[4] in Kačalovs *Aufzeichnungen* der Logik einer Dienstautobiographie unterstellt werden. Nur in dieser Funktion, wenn sie das Bild des hingebungsvollen und treuen Staatsdieners zu schärfen vermögen, erscheinen sie berichtenswert. Neben diesen zentralen Merkmalen der Dienstautobiographie zeigen sich jedoch auch entscheidende Abweichungen zu Schmids Typologie.

4 Ein weiteres Beispiel ist die Geburt von Kačalovs Tochter Ljala, deren Erwähnung im Text dazu dient, Kačalovs Bescheidenheit als Staatsdiener zu illustrieren.

Als eine der Stärken der klassischen Dienstautobiographie sieht Schmid ihre vortreffliche Eignung zur Entitätssicherung, also der Bestätigung des Ichs in seiner „Merkmalhaftigkeit" (Schmid 2000: 10), seiner Sinnstiftung. Er führt dies auf die petrinische Bürokratie und die klare Festlegung der Position und Leistungsanforderungen des Einzelnen zurück.

> *Die klar definierte Position des Einzelnen in der sozialen Hierarchie hat nicht nur negative, sondern auch positive Seiten: Ist die Rolle, die jedem Beamten im zaristischen Machtapparat zugewiesen wird, einmal akzeptiert, so kann sie der Existenz des Einzelnen durchaus Sinn verleihen. Seine textuelle Entsprechung findet dieses Lebensgefühl in der Dienstautobiographie. Die pedantische Registrierung der Erfüllung von Staatsaufgaben bestätigt dem Einzelnen die Sinnhaftigkeit seines Tuns und sichert ihm auch ein kalkulierbares Maß an gesellschaftlicher Beachtung. Jeder steht im Dienst der Gesellschaft und trägt so zum Funktionieren des Ganzen bei (Schmid 2000: 375).*

Entitätssicherung funktioniert in diesem Sinne über ein möglichst vollständiges Einschreiben des Einzelnen in die von der Rangtabelle vorgegebene Rolle als Beamter, in der er aufgeht. So bestätigt jeder gesetzte Stempel den Beamten in seinem Nutzen, schreibt ihn in das Beamtentum ein und sichert seine Entität. Auch Kačalovs *Aufzeichnungen* dienen der Entitätssicherung; statt einer Einpassung findet sich darin allerdings eine vehemente Abgrenzung vom Beamtentum – die Funktion bleibt gleich, bei Umkehrung der Mittel.

Mit seiner Ernennung zum Gouverneur von Archangelsk, spätestens aber als Direktor des Zolldepartements, war Kačalov eindeutig als Staatsbeamter einzuordnen. Aus seinem Epilog spricht Dienststolz, doch sind seine *Aufzeichnungen* auch von einer prononcierten Distanzierung vom Beamtentum durchdrungen. Besonders deutlich wird dies am Wort *činovnik (Beamter)*, das in Kačalovs Text eine Pejoration durchläuft. Statt als wertneutrale Funktionsbeschreibung Verwendung zu finden, wird der Begriff negativ konnotiert und erhält, besonders in seiner adjektivischen Form *činovničij (beamtisch)*, einen pejorativen Charakter. Exemplarisch lässt sich hierfür eine Passage anführen, in der sich Kačalov über die Behinderung seiner 1882 eröffneten Archangelsker Kommission durch Beamte des Departements für Handel und Manufaktur beschwert:

> *Auch hierbei wurde ein beamtisches Kunststück [činovničij kunstštjuk] vollführt. Die Kommission wurde auf höchste Anordnung eröffnet und ich wurde mit Zustimmung des Herrschers, jedoch nur auf Basis eines <u>mündlichen Berichts</u> [Hervorhebung im Original] des Ministers, ernannt. Folglich nicht nach Verkündung höchster Anordnung, weswegen ich auch dem Zaren nicht vorzustellen war. Es stellt sich wieder die Frage: wurde das mit Vorsatz oder ohne Vorsatz gemacht? Meine Kommission hatte ständig mit Ermakov[5] und seinem Departement zu tun und sie haben vieles in Unordnung gebracht und die Arbeit gestört, aber angesichts der guten Mitgliederzusammensetzung [der*

5 Nikolaj Andreevič Ermakov (1824-1897), ab 1879 Direktor des Departements für Handel und Manufaktur.

> *Kommission, B. G.] und der nützlichen Resultate ihrer Arbeit, beachtete ich die beamtischen Widerlichkeiten [činovnič'i merzosti] nicht. Letztes Jahr, nachdem alle Fragen geklärt waren, habe ich die Kommission geschlossen, aber offiziell ist sie bis heute nicht geschlossen und es wurde auch nicht, wie es sich gehört, nach der höchsten Anordnung zur Schließung gebeten, was man tun müsste, da sie ja auch nach höchster Anordnung eröffnet wurde. Und es stellt sich wieder die Frage: wurde das mit Vorsatz gemacht oder aufgrund beamtischer Fahrlässigkeit [činovnič'ej nebrežnosti]? (Kačalov 2012: 475).*

Der Beamte ist in Kačalovs Darstellung somit alles andere als ein nützlicher Staatsdiener. Vielmehr bringt Kačalov ihn mit „Widerlichkeiten" und „Fahrlässigkeit" in Verbindung und beschreibt ihn als ein Arbeitshindernis. In zahllosen weiteren Passagen ereifert er sich über das krämerhafte Dienstideal der Beamten und die Sinnlosigkeit ihrer „Papierarbeit". Indem er sich vom Beamtentum distanziert, hebt Kačalov seine eigenen Meriten hervor und versichert sich der Sinnhaftigkeit seines eigenen Dienstes.

Es scheint, als hätte in den 1880er Jahren die „pedantische Registrierung der Erfüllung von Staatsaufgaben" nicht mehr ausgereicht, um „dem Einzelnen die Sinnhaftigkeit seines Tuns" und ein „kalkulierbares Maß an gesellschaftlicher Beachtung" zu versichern (Schmid 2000: 375). Schmid verweist in diesem Zusammenhang auf den Glaubwürdigkeitsverlust der „offizielle[n] Auszeichnungs- und Karrieremaschine". Der Schreibende konnte nicht mehr allein den „externen Maßstab einer erreichten Hierarchiestufe" ansetzen, sondern „musste auch eine innere, subjektive Evidenz aufweisen" (Schmid 2015: 160). Statt sich bloß in das Beamtentum einzuschreiben, erschien es Kačalov notwendig, sich davon abzugrenzen, um die Funktion der Entitätssicherung der Dienstautobiographie zu erfüllen. Es wäre denkbar, dass ein solcher Wandel in der Schreibform der Dienstautobiographie seinen Ursprung auch in einer Devaluation des Staatsdienstes in der öffentlichen Wahrnehmung hatte. Hierbei könnte die Öffnung und massive Ausweitung des Staatsdienstes, die Anfang des 19. Jahrhunderts einsetzte und in den 1830er und 1840er Jahre ihre Beschleunigung erfuhr, eine Rolle gespielt haben, da der Staatsdienst an Exklusivität einbüßte. Mit den 1830er Jahren setzte eine Debatte über Qualifikation und Moral des Beamtentums in Regierungskreisen ein, die auch von der Belletristik, man denke nur an die Charaktere Gogols oder Dostojevskijs, aufgegriffen wurde. Darin avancierte der Beamte zunehmend zur negativen Figur. Dies wurde durch die Bauernbefreiung verschärft, in deren Folge dem Staatsdienst auch zunehmend der Ruf als Auffangbecken für verarmte Adelige anhaftete (Šepelëv 1999: 113-127). Diese Entwicklungen mögen einen Prestigeverlust des Staatsdienstes bewirkt haben, der sich auch im autobiographischen Schreiben von Beamten niederschlug. Leider fehlt eine umfassende Studie, die sich mit der öffentlichen Wahrnehmung des Staatsbeamten beschäftigt und den Beamten als Topos des literarischen und publizistischen Diskurses über das 19. Jahrhundert hinweg nachzeichnet. Rückgebunden an eine solche Untersuchung, ließe eine größere komparative Studie bürokratischer Autobiographien allgemeinere Aussagen über die Entwicklung des Schreibmusters der Dienstautobiographie zu, als dies auf der Basis von Kačalovs *Aufzeichnungen* möglich ist. Die Untersuchung der *Aufzeichnungen* legt jedoch die Hypothese nahe, dass die Sicherung der Entität in solchen späten Diens-

autobiographien eines wesentlich höheren Aufwandes bedurfte als bei ihren Vorbildern aus dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Weiterhin bleibt die Frage bestehen, welche Funktion die explizite Adressierung der Familie im Text hatte, wenn er doch inhaltlich in die Tradition der Dienstautobiographie einzuordnen ist und die Familie darin nur eine untergeordnete Rolle spielte. Schrieb Kačalov einfach am Publikumsinteresse vorbei oder lassen sich doch Hinweise auf einen anderen Adressaten finden?

Einen Anhaltspunkt liefert Peter Holquists Untersuchung der Tagebücher von Fëdor Martens, Dmitrij Miljutin und Pëtr Valuev. Bei seiner Analyse stellte er eine ähnliche Diskrepanz zwischen der Schreibform des Tagebuchs, die private Einblicke verspricht, und ihrem primär dienstlichen Inhalt fest. Tritt die Familie überhaupt auf, so geschieht dies in „highly formulaic Victorian forms of sentimentality" (Holquist 2015: 211), wie sie auch bei Kačalov häufig zu finden sind. Beispielsweise beschreibt er seine Abreise nach Archangelsk knapp mit den Worten:

> *Der Abschied [von der Familie, B. G.] war natürlich sehr schwer, aber wo Leid ist, ist auch Trost (Kačalov 2012: 432 f.).*

Die darauf folgende Passage schildert eine Abschiedsszene mit Bewohnern seines Gouvernements, die Kačalovs Unentbehrlichkeit für die Zemstvo-Verwaltung verdeutlichen sollte – der erwähnte „Trost".

Statt auf private Belange und Innerlichkeitsdarstellungen einzugehen, beschränkten sich die von Holquist untersuchten Autoren auf ihren Dienst und die Kritik an Vorgesetzten und Kollegen, kurz gefasst:

> *This type of diary was less a conscious device for self-fashioning than a means to justify one's professional career and to testify to one's role in the making of "history" (Holquist 2015: 213).*

Dem bürokratischen Tagebuch kam somit die Rolle eines „alternative service record of state service" zu. Demnach war ihre spätere Publikation von den Autoren vorgesehen, wie Holquist am Beispiel Martens demonstriert. Die Dokumente waren „semi-public in nature" und befanden sich im Spannungsfeld zwischen der von der privaten Form des Tagebuches suggerierten Authentizität und der Publikationsabsicht (Holquist 2015:214 f.). Mit der von Kačalov gewählten Schreibform der Dienstautobiographie konnte dies nicht ohne weiteres beansprucht werden. Die genaue Analyse des Textes offenbart jedoch eine den bürokratischen Tagebüchern sehr ähnliche Funktionsweise.

Der Schlüssel hierfür war die explizite und wiederholt betonte Adressierung an die Familie und die stete Beteuerung, nicht für den Druck zu schreiben. Diese Einschränkung auf einen privaten Leserkreis erfüllte im Grunde denselben Zweck wie die Wahl des Tagebuches als Schreibform: die Inanspruchnahme größtmöglicher Authentizität – weil vordergründig nicht für die Öffentlichkeit geschrieben – der eigenen Darstellung der Dienstlaufbahn. Bereits in seiner Einleitung beansprucht Kačalov auf diese Weise den Wahrheitsgehalt seiner Schrift:

> *Ich beginne diese Aufzeichnungen nicht für den Druck, sondern ausschließlich für meine Familie und werde deswegen ohne jedes System und ohne Befangenheit die reinste Wahrheit, das heißt, so wie ich alles verstand und es mir erschien, schreiben (Kačalov 2012: 28).*

An besonders kritischen Stellen seiner Dienstautobiographie wiederholt und verstärkt er diesen Anspruch nochmals. So schien sich Kačalov bei seiner Beschreibung des idealen Zolldirektors durchaus des Umstandes bewusst gewesen zu sein, dass sich seine Kriterien weitestgehend mit dem von ihm in den *Aufzeichnungen* konstruierten Selbstbild deckten:

> *Die Wahl des Direktors des Zolldepartements erfordert besondere Aufmerksamkeit, da er der Leiter eines riesigen, überaus komplizierten personellen Kontingents ist. Außer Verstand, Bildung und Praxisorientiertheit [praktičnost'] muss das ein Mensch von hartem, selbstständigem Charakter sein, der sich dem Einfluss außenstehender und untergebener Personen nicht beugt. Aufgrund der Wichtigkeit des Postens muss der Direktor eine Repräsentanz, eine ehrbare Stellung in der Gesellschaft und natürlich makellose Ehrlichkeit haben und das Vertrauen des Ministers genießen. All das sollte man noch um einen ruhigen, harten Charakter sowie administrative Kenntnisse, einen nüchternen Blick und Zugänglichkeit ergänzen – die Wahl ist keine leichte, aber möglich, und der Nutzen ist die Suche wert. Ich bitte darum nicht zu glauben, dass ich das Ideal beschreibend, mein Porträt beschrieb. Ich schreibe nicht für den Druck oder zur Veröffentlichung [Hervorhebung B. G.] und an dieser Stelle muss ich die Personen erwähnen, die mich ersetzt haben: Direktor Tucholka und Vize-Direktor Zabugin (Kačalov 2012: 515).*

Den Vorwurf der Prahlerei entschärft er durch den Verweis auf den privaten Leserkreis seiner *Aufzeichnungen*, bevor er im Folgenden dazu ansetzt, Kritik an seinen Nachfolgern zu üben und das Bild von sich als überragendem Direktor weiter zu akzentuieren. Zusätzlich finden sich zahlreiche Hinweise darauf, dass neben der Familie auch andere Adressaten mitgedacht wurden.

So ist die unglaubliche Detailliertheit, mit der Kačalov die Arbeitsweise seiner Behörde beschrieb (er schilderte beispielsweise die von ihm geänderten Arbeitszeiten der Mitarbeiter und die neue Beschwerdeordnung), kaum mit dem Interesse seiner Kinder zu begründen (Kačalov 2012: 518-519). Vielmehr liegt der Verdacht nahe, dass diese Passagen einen handlungsanleitenden Charakter haben sollten. So weist Kačalov entgegen seiner Beteuerungen, nur für seine Familie zu schreiben, auch auf die Nützlichkeit seines Textes hin:

> *[...] ich möchte aufrichtig und wahrheitsgetreu die Leitung der wichtigen Zollbehörde beschreiben, die ich zwölf Jahre lang leitete; der Charakter dieser Leitung und die tatsächlichen Anforderungen sind nur wenigen bekannt und meine wahrheitsgetreue Beschreibung könnte mit der Zeit nützlich werden (Kačalov 2012: 514).*

Diese Passage legt nahe, dass Kačalov auch die Beamten der Zollbehörde als mögliche Nutznießer seines Textes sah. Daran, dass seine Ordnung vorbildlich war, ließ er keine Zweifel aufkommen, und so kann die Detailversessenheit seiner Kapitel zum Zolldepartement als Handlungsanweisung für die zukünftige Organisation verstanden werden. Tatsächlich stellt die Kodifizierung einer Geschäftsordnung für die Zollbehörde ein Versäumnis in Kačalovs Dienstlaufbahn dar, das er zunächst demütig einräumte (Kačalov 2012: 533 f.). Ein Kunstgriff, wie sich zeigt, denn in der Praxis sah er seine Führung als beispielhaft:

> *Ich bin sicher, dass wenn die Zeit reift, diese Instruktionen [die Geschäftsordnung, B. G.] unvoreingenommen auszuarbeiten, die unter meiner mehrjährigen Erfahrung ausgearbeitete Ordnung gesetzlich festgeschrieben wird (Kačalov 2012: 533 f.)*

Als Basis hierfür würden seine *Aufzeichnungen* in ihrer Detailliertheit zweifelsohne von Nutzen sein. Es liegt daher nahe, dass Kačalovs *Aufzeichnungen* einen ähnlichen semi-öffentlichen Charakter trugen wie die von Holquist analysierten bürokratischen Tagebücher und somit zum einen den Zweck verfolgten, den eigenen Dienst zu verteidigen, zum anderen handlungsanweisend für die Mitarbeiter der Zollbehörde sein sollten. Die Publikationsgeschichte seiner *Aufzeichnungen* bestätigt gewissermaßen den Erfolg. Ihre Existenz war, wie ihre Erwähnung in Nachrufen auf Kačalov belegt (Čujko 1891: 3; Bykov 1891: 346 f.), Zeitgenossen weithin bekannt. Der Text bildete auch die Grundlage für seinen Eintrag im Russischen Biographischen Lexikon, der in seiner Schwerpunktsetzung und Wortwahl den *Aufzeichnungen* sehr nahe kommt (Polovcov 1897: 573-575). Dass seinem Eintrag nur eine und zudem autobiographische Quelle zugrunde liegt, ist eher selten für das Lexikon, jedoch höchstwahrscheinlich seiner Einstufung als Biographie „zweiter Kategorie" geschuldet. Derartige Personen wurden als in das Lexikon aufnahmewürdig befunden, weil sie damit zum ersten Mal in der historischen Literatur Erwähnung fanden. Es liegt nahe, dass sich die Quellendichte bei dieser Kategorie somit zwangsläufig in Grenzen hielt.[6] Darin zeigt sich die Wirkmächtigkeit, die Kačalovs *Aufzeichnungen* als fast singuläre Quelle für die Konstruktion seiner öffentlichen Biographie entwickelten. Letztlich wurden diese von seiner Tochter zur Veröffentlichung an das Magazin *Golos minuvšego* übergeben (Mel'nikov 2012: 883).

Es zeigt sich, dass das Schreibmuster der Dienstautobiographie mit den 1850er Jahren keineswegs obsolet geworden war. Vielmehr hatte es sich entsprechend dem Wandel im Imperium entwickelt, um auch weiterhin seine Funktionen erfüllen zu können. Die in Bewegung geratenen sozialen Hierarchien verlangten vom Schreibenden mehr als nur eine „pedantische Registrierung der Erfüllung von Staatsaufgaben" (Schmid 2000: 375) und begründeten somit Phänomene wie Kačalovs Abgrenzung

6 Ich danke Nora Mengel für diesen wichtigen Hinweis zur Arbeitsweise des Russischen Biographischen Lexikons, welches sie in ihrem Dissertationsprojekt „Biograph(i)en des Reichs? Das ‚Biographische Lexikon des Kaiserthums Oesterreich' und das ‚Russische Biographische Lexikon' im Vergleich" [Arbeitstitel] im Rahmen des Kooperationsprojektes der Universität Basel und der Ludwig-Maximilians-Universität München „Imperial Subjects. Autobiographische Praktiken und historischer Wandel in den Kontinentalreichen der Romanovs, Habsburger und Osmanen (Mitte 19. - frühes 20. Jahrhundert)" erforscht.

vom Beamtentum. Das Gefühl in einem von Willkür (proizvol) geprägten System zu arbeiten, ließ Staatsbeamte zur Form des bürokratischen Tagebuches greifen (Holquist 2015: 214). Auch Kačalov spricht mit Bitterkeit und Unverständnis über sein Ausscheiden aus dem Dienst nach dem Ministerwechsel 1881.

> *Ich verstehe einfach nicht, warum der Minister-Professor [der neue Finanzminister Nikolaj Bunge, B. G.] sich so eine Meinung über mich gebildet hatte? [...] Der vertrocknete Deutsche hat mich nicht verstanden, zur Hölle mit ihm (Kačalov 2012: 675 f.).*

Seine Autobiographie bot ihm eine Arena, um den eigenen Dienst zu verteidigen. Mit dem Verweis auf das Private versuchte er Authentizität zu beanspruchen und Deutungshoheit zu gewinnen – ein Kunstgriff, den sich auch die von Holquist untersuchten Tagebuchschreiber zu Nutze machten. In Kačalovs „verspäteter Dienstautobiographie" spiegeln sich somit die aus den Reformjahren der 1860er und 1870er heraus entstandenen sozialen Unsicherheiten.

Reflexionen des imperialen Wandels

Die Reformjahre hinterließen jedoch nicht nur implizit in der von Kačalov gewählten Schreibform ihre Spuren, sondern wurden auch explizit von ihm thematisiert. Die Bauernbefreiung von 1861 stellt die wohl wichtigste Zäsur in seinen *Aufzeichnungen* dar und strukturiert diese. Der darauf folgenden Lebensphase, in die seine Zemstvo-Tätigkeit und sein Staatsdienst fallen, widmete er rund zwei Drittel seiner *Aufzeichnungen*, das Jahr 1861 dient als häufiger Referenzpunkt. Es ist wenig überraschend, dass diese historische Zäsur die Autobiographie eines Landadeligen dominiert, hatte sie schließlich die Basis der Agrarökonomie grundlegend erschüttert und einen enormen gesellschaftlichen Wandel ausgelöst. Umso auffälliger sind Kačalovs Versuche, den daraus resultierenden Bruch in seiner Vita im Schreibprozess retrospektiv in einen sinnvollen Zusammenhang zu setzen. Statt diese zwei Lebensphasen zu trennen, versuchte er sie zu synthetisieren. Im Folgenden soll zum einen untersucht werden, in welchem Verhältnis „Menschenalter" und „Zeitalter" in den *Aufzeichnungen* stehen und wie Kačalov den imperialen Wandel in der eigenen Biographie zu reflektieren versuchte (Depkat 2003: 468). Zum anderen soll die „diachrone Tiefendimension" (Depkat 2003: 461) der *Aufzeichnungen*, also das Verhältnis der beschriebenen zur beschreibenden Zeitebene, untersucht werden. Leitend ist die Frage, „ob und wie der Text eine Kluft zwischen einstiger Erfahrung und jetziger Einsicht konkretisiert" (Depkat 2003: 462), anhand derer sich die *Aufzeichnungen* als Quelle für konservative Denkmuster der 1880er Jahre produktiv aktivieren lassen.

Für „den Beamten" kannte Kačalov, wie bereits angesprochen, viele Schmähungen. Zu den häufigsten Begriffen, die er zur Abgrenzung nutzte, zählte die „praktičnost'", die sich am ehesten als „Praxisorientiertheit" übersetzen lässt. Für die Analyse der *Aufzeichnungen* erweist sich dieser Begriff als besonders wertvoll, denn er trägt in sich zweierlei Funktion. So bildet die „praktičnost'" zum einen das integrierende Moment, welches seine Zeit als Gutsherr mit seinem Staatsdienst verknüpft.

> *Ich verstehe einfach nicht, warum der Minister-Professor sich so eine Meinung über mich gebildet hatte? Ich habe 50 Jahre lang gedient und war in dieser Zeit ein anständiger Marineoffizier, ein anständiger Landwirt und ein ebenso anständiger Adelsmarschall, Vorsitzender der Zemstvo-Verwaltung des Gouvernements, Gouverneur und schließlich Direktor des Departements und so war ich, der ich das riesige Zollwesen leitete, natürlich viel erfahrener im Leben und aufgrund der Vielfältigkeit meiner Tätigkeit viel nützlicher als der Deutsche [nemčury, pej.], der über seinen Büchern vertrocknet war. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, dass ich dank meiner Praxisorientiertheit [praktičnosti] Bunge, bei seinem (absoluten) Mangel an praktischem Sinn, einen riesigen Dienst hätte erweisen können, zumal ich mich mit ganzem Eifer dem Dienst hingab. Der vertrocknete Deutsche hat mich nicht verstanden, zur Hölle mit ihm (Kačalov 2012: 675 f.)*

Statt von einem siebenjährigen Marinedienst zu sprechen, auf den eine zwanzigjährige Phase außerhalb des Staatsdienstes folgte, ordnet Kačalov auch seine Zeit als Gutsherr unter dem Begriff des „Dienstes" ein. Formal gesehen bedeutete aber erst seine Berufung zum Vorsitzenden der Zemstvo-Verwaltung des Novgoroder Gouvernements im Jahre 1865 den Wiedereintritt in den Staatsdienst.[7] Sie stellt einen Bruch in seiner Vita dar, der sich sowohl in der Verlagerung seines Lebensmittelpunktes, zunächst nach Archangelsk, später nach St. Petersburg, als auch in der vollkommen neuen Art seiner Beschäftigung ausdrückte. Im rückblickenden Schreiben integrierte er diesen Bruch über den Begriff der „praktičnost'", die er zu seinem Distinktionsmerkmal erhob. Gutsverwaltung, Forstwirtschaft und seine Tätigkeit als Adelsmarschall wurden der Logik der Dienstautobiographie unterworfen. Der ungewöhnliche Karriereverlauf Kačalovs, der erst mit 47 Jahren eine Beamtenlaufbahn einschlug und in kürzester Zeit einen Gouverneursposten erhielt, wurde von ihm retrospektiv als logische Konsequenz seiner „vielfältigen Tätigkeiten" gedeutet.

Er legte den Schwerpunkt seiner *Aufzeichnungen* somit mehr auf Kontinuitäten denn auf Brüche in seiner Dienstvita. Mit diesem Narrativ versah er die Unsicherheiten der von Umbruch geprägten 1860er Jahre rückblickend mit Sinn. Stellenweise treten diese dennoch in seinen *Aufzeichnungen* hervor, so schreibt Kačalov für die Zeit kurz nach der Bauernbefreiung:

> *Zu dieser Zeit waren unserer schon acht [Kinder, B. G.], die alte Ordnung des Haushaltens war zerstört, weder die Güter, noch die Wälder brachten Ertrag. Nach 20 Jahren im Ruhestand konnte ich nicht einmal vom Staatsdienst träumen und alle Hoffnungen lagen auf dem Kapital, das wir vom Freikauf der Grundstücksanteile durch die Bauern erwarteten (Kačalov 2012: 282).*

Die hier beschriebene Zukunftsoffenheit und Zukunftsangst offenbaren den konstruktiven Charakter des oben gezeigten Narrativs. Sie knüpft aber auch Kačalovs individuellen Aufstieg an den Wandel des Imperiums, denn sein vermeintlich undenkbarer Eintritt in den Staatsdienst wurde nur unter den sich wandelnden Bedingungen im

7 Der Vorsitzende der Zemstvo-Verwaltung auf Gouvernement-Ebene erhielt den Rang des „statskij sovetnik", den fünfthöchsten von 14 Rängen im Staatsdienst.

Imperium, konkret der Einführung des Zemstvo genannten lokalen Selbstverwaltungsorgans, möglich.

Die Großen Reformen hatten Kačalov somit neue Berufsperspektiven eröffnet, die auch eine größere räumliche Mobilität mit sich brachten. Der Staatsdienst trug ihn über Archangelsk schließlich in die Hauptstadt, wo er den an „praktičnost'" mangelnden Beamten begegnete. Hierin zeigt sich die imperiale Komponente des Begriffs, denn er erschöpft sich nicht nur in der Unerfahrenheit der Beamten in praktischen, lebendigen Angelegenheiten, sondern umfasste auch ihre völlige Unkenntnis Russlands. Seine Einschätzung der Distanz zwischen dem Zentrum und den Regionen fasste Kačalov dabei in eine fast koloniale Rhetorik:

> *In Petersburg gibt es viele gelehrte Gesellschaften, die jährlich unterschiedliche Forschungsexpeditionen entsenden, so erforschen sie China, Indien, sogar die Papua, dem aber was zu Hause, direkt vor der Nase ist, schenken sie keine Beachtung (Kačalov 2012: 544).*

Angesichts der Weite des Reiches trifft die Beschreibung „direkt vor der Nase" von Petersburg sicherlich auf Kačalovs eigene Güter im Novgoroder Gouvernement zu. Sein bemerkenswerter Vergleich mit so fremden Ländern wie Indien sollte dabei nicht wörtlich als Feststellung einer „inneren Kolonisierung" gelesen werden, sondern vielmehr als Hyperbel, die das Ausmaß an kultureller Distanz zwischen Metropole und Peripherie verdeutlichen sollte. Mit dem Begriff der „praktičnost'" grenzte er sich vom als insularisch verstandenen Hauptstadtbeamten ab, der „nicht an allgemeinen Volksfragen interessiert" sei und „fast ohne Ausnahme Russland nicht kennt" (Kačalov 2012: 522).

Kačalovs prononcierte Abgrenzung lässt seinen Quereinstieg auf den hohen Posten des Gouverneurs somit zunächst ungewöhnlich und gegenläufig zum üblichen Rekrutierungsmusters erscheinen. Tatsächlich dürfte dieser Karriereverlauf jedoch weniger eine Anomalie denn ein alternatives Karrieremuster dargestellt haben, das sich durchaus auch bei anderen Staatsmännern nachweisen lässt. So untersuchte Dominic Lieven in seiner Monographie *Russia's Rulers Under the Old Regime* die Karriereverläufe und biographischen Hintergründe der politischen Elite des Zarenreiches. Obgleich im Zentrum seiner Studie dabei die Regentschaft des letzten Zaren Nikolaj II. steht, den Kačalov nicht mehr erlebt hat, erscheint angesichts des Alters der untersuchten Personen und ihrer vielfach in den 1850er und 1860er Jahren begonnenen Karrieren der Vergleich zu Kačalov möglich. So stellte Lieven fest, dass von 215 untersuchten Mitgliedern des Staatsrates 27 zuvor Erfahrungen als Adelsmarschall auf Kreis- oder Gouvernement-Ebene gemacht hatten. Ein Drittel hatte zusätzlich Erfahrungen als Zemstvo-Abgeordnete oder Friedensrichter gesammelt. Auch eine direkte Ernennung zum Gouverneur, wie im Falle Kačalovs, war keine völlige Ausnahme. Von den 27 Staatsräten hatten drei einen solchen Sprung vollzogen (Lieven 1989: 67 f.). Der Dienst als Adelsmarschall erwies sich somit als mögliche Alternative zu einem jahrzehntelangen Dienst im Petersburger Behördenapparat. Unter Verweis auf die Briefe Aleksandr Obolenskijs kommt Lieven dabei jedoch zu dem Schluss, dass dieser „a very inadequate preparation for high office in the central government" war (Lieven 1989: 158). Eben dieser Schlussfolgerung widersprechen Kačalovs *Aufzeichnungen* vehement, deutete er doch seine Erfahrung als Gutsherr, Adelsmarschall und

Zemstvo-Vorsitzender im Gegenteil als nachgerade beste Voraussetzungen für den Staatsdienst.

Kačalovs Vita könnte somit als „imperiale Biographie" im Sinne des von Malte Rolf diskutierten Begriffs betrachtet werden, der darunter solche Biographien versteht, die einen hohen Verschränkungsgrad mit den Strukturen des Imperiums aufweisen.

> *Die Spezifika der jeweiligen Reichsverfassung – die Interaktion zwischen Zentrum und Peripherien, die Mobilitätsbeschränkungen und -möglichkeiten, die kursierenden Varianten imperialen Selbstverständnisses und die Ausprägungen von Reichsgedanken – bestimmten somit die individuellen Lebens- und Karriereläufe gleichermaßen wie die Selbstwahrnehmung und Selbststilisierung als imperialer Akteur (Rolf 2014: 10).*

Nimmt man dabei die bereits ausgearbeitete kulturelle Distanz als Spezifikum der „Reichsverfassung" des Zarenreiches nicht nur als rhetorische Figur, sondern als tatsächliche administrative Hürde ernst, so scheint auch Kačalovs Biographie diesen Kriterien zu entsprechen. Angesichts dieser Distanz erschien bereits das nahegelegene Novgoroder Gouvernement peripher und die lokalen Kenntnisse Kačalovs als reichsrelevantes Expertenwissen, das seine Karriere im Staatsdienst ermöglichte. Konkret benannte Kačalov die Bekanntschaft mit Vladimir Meščerskij bei einer Inspektion in Novgorod 1867 als „wichtigstes Ereignis für die Zukunft meines Dienstes" (Kačalov 2012: 390). Der Eindruck, den Kačalov auf den Publizisten und Vertrauten des Cezarevič Aleksandr gemacht hatte, deckt sich weitestgehend mit seiner Selbstzeichnung als Praktiker, wie in folgendem Brief Meščerskijs an den Cezarevič deutlich wird:

> *[...] bei uns im Ministerium und im Finanzministerium halten viele Kačalov für halb verrückt; wundern Sie sich nicht darüber: In dieser Tatsache steckt der ganze verhängnisvolle Unterschied zwischen Petersburg und Russland und der ganze Sinn der Schwierigkeiten, über die ich spreche. Kačalov ist einer von vielen nicht-Petersburger Russen, sein Denkprozess funktioniert vollkommen anders als der von Šumacher, Rejtern, Šuvalov und ähnlichen Staatsmännern. Kačalovs Logik hinsichtlich jeglicher russischer Fragen hat sich innerhalb von über zehn Jahren, in denen er sich in ehrlicher Arbeit mit den Volksbedürfnissen vertraut gemacht hat, gebildet, während die Logik von Šuvalov, Rejtern, Timašev und K[ii][8] fertige Vorstellungen von Russland nicht über Jahrzehnte, sondern innerhalb von 10 Minuten entwirft, just in jenem Augenblick, in dem ihnen eine Stellung angeboten wird und sie mit ‚Ja' antworten (Meščerskij 2011: 455 f.).*

Die hier deutlich formulierte Kritik an der Wahrnehmung Petersburger Beamter, denen Kačalovs Logik als „fremd" und er als „halb verrückt" erschien, bei gleichzeitiger eigener Entfremdung Petersburgs vom restlichen Land, fasst im Kern die Paradoxie einer Situation „innerer Kolonisierung"[9] zusammen. In der Forschungsdebatte

8 Es war nicht feststellbar, wen das Kürzel bezeichnet.

9 Zur Anwendung des Konzeptes auf Russland vgl. Etkind 2011und Etkind/Uffelmann/Kukulin 2012.

zu überseeischen Kolonialreichen werden Akteure, die „eine die ‚Peripherie' und das ‚Zentrum' überbrückende, dritte Kraft" darstellten, als „men on the spot" bezeichnet. Charakterisierend war für diese, dass „ihre Beweggründe situationsabhängiger von den Ereignissen in den Kolonien waren, als dies in den europäischen Machtzentralen der Fall sein konnte und durfte" (Stuchtey 2010). Kačalov verstand und stilisierte sich als eben solcher.

Es lässt sich also festhalten, dass Kačalov seine Erfahrung an einer dem Zentrum wenig bekannten, jedoch geographisch nahe gelegenen Peripherie als persönliches Distinktionsmerkmal sowie als Grundlage für erfolgreiche politische Maßnahmen beschrieb. In diesem Sinne erscheint es angemessen, von einer „imperialen Biographie" Kačalovs zu sprechen. Solche Biographien prägten, so Rolf, „selbstbewusste Experten imperialer Vielfalt und Komplexität", die, auf ihre „Empire-Erfahrung" rekurrierend, in „internen Entscheidungsgremien oder öffentlichen Meinungsforen Deutungshoheit" beanspruchten. Ihre Karrieren waren somit aufs engste mit den Strukturen des Reiches verknüpft. Bei der Betrachtung von „imperialen Biographien" schlägt Rolf vor, nach den „sich wandelnden Funktionslogiken von Berufskohorten" zu fragen, also den „Wandel der räumlichen und sozialen Muster von Karriereverläufen" zu untersuchen (Rolf 2014: 14, 16). Die Betrachtung von Nikolaj Kačalovs Werdegang deutet auf eine zunehmende Bedeutung solcher Quereinsteiger von außerhalb Petersburgs hin.

Gestützt auf eine breitere Basis an Personen, wäre es daher interessant zu untersuchen, inwieweit dieses Karrieremuster Verbreitung fand und ob sich ein Wandel in Verbindung mit den Großen Reformen feststellen lässt. Waren lokale Experten in bestimmten Ministerien und Departements gefragter? Verstanden sie sich selbst, wie Kačalov, als Praktiker, die sich vom Petersburger Beamtentum abzugrenzen wünschten? Welche Hierarchien existierten zwischen den unterschiedlichen Regionen des Russischen Reiches? Galt Expertise einer bestimmten Region als „Karrierelift", während sich lokale Experten anderer Regionen vergeblich um die Anerkennung ihres Wissens bemühten? Auf Basis der *Aufzeichnungen* alleine lassen sich diese Fragen freilich nicht beantworten. Sie regen aber dazu an, „imperiale Biographien" auch dort in den Blick zu nehmen, wo man sie auf den ersten Blick nicht vermuten würde: „direkt vor der Nase" Petersburgs (Kačalov 2012: 544).

Seine ostentative Zentralismuskritik und seine Dienstvita lassen bei Kačalov eine Affinität zur Selbstverwaltungsinstitution Zemstvo vermuten. Die Zemstvo-Reform vom 1. Januar 1864 gehörte zum Kern der Großen Reformen und sollte Dezentralisierung und Selbstverwaltung fördern, wenngleich die gewählten Zemstvo-Vorsitzenden dennoch vom Innenministerium bestätigt werden mussten. Im Sinne der Reformer bezog sich Dezentralisierung dabei auf die administrative Gewalt und stellte nicht die Macht der Autokratie in Frage (Lincoln 1990: 100-105). Dennoch werden dem Zemstvo seitens der Historiographie wohl begründet antiautokratische Tendenzen zugeschrieben.

> *By their [zemstvo, B.G.] nature the new institutions of all-estate self-government inevitably inclined toward nationwide forms of self-government, parliamentary forms in particular. Therefore it was in the framework of the zemstvos that political opposition to autocracy, the zemstvo liberal movement, originated (Petrov 1994: 202).*

Obgleich die Ableitung eines Bestrebens nach weitreichenderer Partizipation aus der spezifischen Organisationsstruktur des Zemstvo einleuchtet, klammert ein solcher Zugang individuelle Perspektiven und Deutungsmuster von Zemstvo-Akteuren aus. In diesem Sinne argumentierte zuletzt Walter Sperling für ein Abgehen von einer liberal-westlichen Lesart, die Gesellschaft a priori in Opposition zur Autokratie sieht. Statt dieser Grundannahme zu folgen, solle vielmehr nach „identifikatorischen Momenten und Konfliktsituationen" gefragt werden. Anleitend wären in diesem Sinne nicht die Struktur einer Organisation, sondern die individuellen Deutungsmuster, anhand derer ihre Mitglieder sie mit Sinn füllten (Sperling 2008: 7-19). Prägnant formuliert Sperling Kritik und Desiderat wie folgt:

> *Inwiefern sich aber alte Vorstellungen in neue Organisationsformen einfügten und inwiefern neue Ordnungsentwürfe praktiziert wurden, ohne die Selbstherrschaft infrage zu stellen, ohne bei den Vertretern des Staates zwangsläufig auf Widerstand zu stoßen, bleibt letztendliche eine offene Frage (Sperling 2008: 16).*

Die *Aufzeichnungen* Nikolaj Kačalovs liefern hierbei eine individuelle Deutungsweise des Zemstvo, die auf zwei Zeitebenen operiert. Einerseits der Erinnerung an seine eigene Zeit als Zemstvo-Vorsitzender von 1865 bis 1869 und andererseits der Zeitebene des Schreibzeitpunkts, also der 1880er Jahre. Er beschreibt die erste Phase höchst enthusiastisch und geht detailliert auf seine Reformvorhaben ein, die in modernen Kategorien von Rationalisierung, Institutionalisierung sozialer Absicherung, Bildungsförderung und Bürokratisierung aufgingen (Kačalov 2012: 331-336, 339, 354-358, 362-363, 368-371). Für die Schreibgegenwart dagegen stellt er der Institution ein verheerendes Zeugnis aus. Das Zemstvo erscheint somit als bestes und schlechtestes Mittel zur Entwicklung Russlands zugleich. Wie lässt sich diese ambivalente Wertung erklären?

Auffällig ist der unterschiedliche Zugang zu den beiden Phasen. Während Kačalov für seine eigene Zemstvo-Zeit detailliert und sachlich auf die Tätigkeiten des Zemstvo eingeht, fällt die Kritik am Zustand zum Schreibzeitpunkt inhaltlich leer auf. Er greift keine konkreten Vorhaben oder Initiativen auf, sondern kritisiert einzig die Zusammensetzung der Mitglieder des Zemstvo. Dieses, so Kačalov, bestünde aus „Vagabunden, Nihilisten und Kneipenwirten", also dem „Abschaum der Gesellschaft" (Kačalov 2012: 379 f.), kurz – keinen Adelsvertretern. Genau in diesem Punkt zeigt sich die Kollision seiner einstigen Hoffnungen mit seiner Enttäuschung zum Schreibzeitpunkt.

Denn neben einer effektiveren Verwaltung der Regionen und der Durchsetzung von Modernisierungsmaßnahmen erhoffte sich Kačalov vom Zemstvo eine Konservierung der gesellschaftlichen Ordnung, konkret der Führungsrolle des Adels auf dem Land, die durch die Bauernbefreiung untergraben worden war. Seine *Aufzeichnungen* sind geprägt von einer Romantisierung der 1820er Jahre, die Kačalov als Phase einer Einheit zwischen Gutsherrn und Bauern zeichnete. Ersterer erschien dabei, mit gelegentlichen Ausnahmen, als gerechte Sozial- und Polizeiinstanz (Kačalov 2012: 267 f., 336). Das Zemstvo sollte, so erhoffte es sich Kačalov, dem Adel eine ähnliche Rolle zukommen lassen:

> *Die Eröffnung des Zemstvo wurde von den meisten als Möglichkeit, die eigenen Angelegenheiten einzurichten, gesehen. Angefangen damit, dass alle überzeugt waren, dass der Adel im Zemstvo die führende Rolle einnehmen wird; aus Unerfahrenheit und Unwissenheit erwarteten viele, dass der Adel den Zemstvo-Haushalt unvergleichlich besser als die Beamten einrichten können wird, die höchste Intelligentsia dagegen sah im Zemstvo eine konstitutionelle Einrichtung und so erhofften sich alle vom Zemstvo reiche Gaben (Kačalov 2012: 377).*

Kačalov ließ keine Zweifel daran, dass er sich selbst zum ersten Lager zählte, denn „von Händlern, Kleinbürgern [meščane] und Bauern konnte man natürlich unmöglich eine richtige Führung der Zemstvo-Sache erwarten, diese Führung sollte man von Adeligen erwarten [...]“ (Kačalov 2012: 386). Für seine eigenen Zemstvo-Jahre sah er dieses Kriterium als erfüllt an und schätzte sie daher rückblickend positiv ein.

> *Ich beschreibe die Zemstvo-Tätigkeit in den ersten sechs Jahren nach der Eröffnung und kann mit gutem Gewissen sagen, dass die Mitgliederzusammensetzung der Vertreter in der Verwaltung in moralischer und geistiger Hinsicht, sowie in ihrer Tüchtigkeit unvergleichlich besser war als die der jetzigen. Die besten Abgeordneten und Vorsitzenden der Verwaltung bestanden natürlich aus Adeligen mit einer gewissen Stellung [oboznačeniem], die daher unabhängig in ihren Überzeugungen waren (Kačalov 2012: 379).*

Kačalovs Vorstellung vom Zemstvo lässt sich somit als eine Art Adelsversammlung mit erweiterten Befugnissen beschreiben, die die früheren Polizei- und Sozialfunktionen der Gutsherren übernehmen, jedoch unter adeliger Führung behalten sollte. Seine in den 1880er Jahren formulierte negative Wertung des zeitgenössischen Zemstvo rührt von der Enttäuschung seiner einstigen Hoffnungen her. Volker Depkat bezeichnet dieses im Text eingeschriebene Spannungsverhältnis als „diachrone Tiefendimension“. Die „Distanz zwischen *Einst* und *Jetzt”* stellt demnach „das treibende Moment der autobiographischen Erzählung“ dar (Depkat 2003: 461; Hervorhebung im Original).

Aus dieser speist sich Kačalovs Forderung nach einer Reform des Zemstvo. Sie sollte in ihrem Charakter restaurativ sein und den Adel einerseits wieder als Garant staatlicher Macht, also als verlängerten Arm der Autokratie in der Provinz, etablieren. Andererseits sollte er dadurch seine traditionelle patriarchale Stellung gegenüber den Bauern wiedererlangen, denn von der Wiederbelebung der Gutshöfe erhoffte Kačalov sich, dass „alle anständigen Gutsherren als Zemstvo-Vertreter gewählt werden“ und „einen riesigen Einfluss auf die bäuerliche Selbstverwaltung“ entfalten (Kačalov 2012: 63). In diesem Sinne reihte Kačalov sich in eine konservative Denkrichtung ein, die in den 1880er Jahren, also zu seinem Schreibzeitpunkt, an Zulauf gewann.

> *“Estate-based” values thus assumed fundamental significance. Gentry ideologues began to see the state as guarantor of its rebirth as a “service” [sluzhilyi] estate. [...] Many conservatives actually suggested placing the peasantry under gentry guardianship. In this instance, however, the gentry was presented*

> *not as an aggregate of private landowners but as an "arm of the state" (Khristoforov 2009: 72).*

Die Analyse der *Aufzeichnungen* zeigt auf, dass die Genese dieses konservativen Denkmusters ihren Ursprung vielfach in einer enttäuschten Erwartungshaltung gegenüber der Institution des Zemstvo hatte. Der biographische Zugang stellt die gängige Interpretation des Zemstvo als liberale Institution in Frage und zeigt auf, in welchem Maße sich „alte Vorstellungen in neue Organisationsformen" (Sperling 2008: 16) einfügen konnten.

Kačalov selbst wurde in keine der für die Reformen relevanten Kommissionen geladen und empfand dies ob seiner „langjährigen Erfahrung" und „vielfältigen praktischen Tätigkeit" als unverständlich (Kačalov 2012: 575). Die Grundlinien seiner Überlegungen aber fanden ihre Entsprechung im 1890 eingeführten Amt des zemskij načalnik (Landeshauptmann). Maßgeblich an der Ausarbeitung beteiligt war Aleksej Pazuchin[10], der in seinem Werk *Sovremennoe sostojanie Rossii i soslovnyj vopros (Der gegenwärtige Zustand Russlands und die Ständefrage)* das „nicht-ständische Prinzip", unter welchem das Zemstvo eingerichtet worden war, und den damit einhergehenden Verfall des Adels als Stand und Stütze der Staatsführung ins Zentrum der Kritik rückte (Pazuchin 1886: 12 f.,17, 26, 29, 31-34, 42 f.). Der Eindruck, den das neue Amt auf Kačalov gemacht hatte, ist in seinen *Aufzeichnungen* festgehalten:

> *Meine Annahmen haben sich mit der Einführung der zemskie načalniki [Hervorhebung im Original] erfüllt. Nach der neuen Gesetzeslage obliegt die Wahl der zemskie načalniki der Regierung und ein ehrlicher, tatkräftiger zemskij načalnik kann frei, seinem Gewissen folgend, seine Aufgaben erfüllen und sicher sein, dass er seine Stellung behalten wird (Kačalov 2012: 61).*

Die Besonderheit liegt dabei nicht in der bloßen Erwähnung des zemskij načalnik, sondern darin, dass er bereits auf den ersten Seiten seiner 1882 begonnenen *Aufzeichnungen* auftritt. Da das Amt erst 1890, also nach der Fertigstellung seiner *Aufzeichnungen* 1888, eingeführt wurde, handelt es sich hierbei um einen klaren Nachtrag. Die verwendete Edition basiert allerdings auf einer in Reinform gebrachten Abschrift von Kačalovs Originalmanuskript, dessen Verbleib unbekannt ist. Andere nachträgliche Änderungen sind daher nicht mehr zu identifizieren. Der hier im Text deutlich hervortretende Anachronismus legt jedoch den Schluss nahe, dass die Zemstvo-Reform für Kačalov von großer Bedeutung gewesen sein muss, sei es als Bestätigung der eigenen „Annahmen" und somit der eigenen bei der Berufung von Kommissionen übergangenen Kompetenz oder als Ausdruck einer Hoffnung auf die Wiederbelegung einer vormaligen Führungsrolle des Adels. Die Analyse der gegensätzlichen Bewertungen der verschiedenen Phasen des Zemstvo in Kačalovs *Aufzeichnungen* erlaubt es, die Genese eines konservativen Denkmusters nachzuvollziehen, welches das Zemstvo trotz aller Kritik noch in den 1880er Jahren als Hoffnungsträger für die Stabilisierung

10 Angemerkt sei die Ähnlichkeit zwischen Kačalovs und Pazuchins Karriereverlauf. Letzterer diente zunächst jahrelang als Adelsmarschall und Friedensrichter im Alatyrskij Uezd. Erst im Alter von 40 Jahren wurde er als lokaler Experte in die Kachanov Kommission eingeladen. Daraufhin wurde er als Kanzleileiter unter Dmitrij Tolstoj in den Staatsdienst aufgenommen, diente bis zum Rang des tatsächlichen Staatsrates, verstarb jedoch frühzeitig 1891.

einer alten ständischen Ordnung und einer patriarchalen Beziehung zwischen Adel und Bauerntum interpretierte.

Resümee

Die *Aufzeichnungen* Nikolaj Kačalovs liefern zahlreiche Impulse für die Erforschung russischer Autobiographik der Nach-Reform-Periode und offenbaren in der Analyse ihr weiteres Erkenntnispotenzial. Durch die Verschiebung des Forschungsinteresses weg von der Beschreibung der Umbruchsepoche hin zur Prägung seiner Selbstbeschreibung durch die Epoche zeigte sich einerseits die Persistenz des Schreibmusters der Dienstautobiographie. Zugleich konnte aber auch dessen Weiterentwicklung als Reaktion auf die sich gewandelten gesellschaftlichen Anforderungen festgestellt werden. Das bloße Einschreiben in das Beamtentum genügte nicht mehr, und so griff Kačalov zum Mittel der Distanzierung, um sich selbst offensiv zu positionieren und seine Entität zu behaupten. Im Wettbewerb um Deutungshoheit griff er dabei eine semi-öffentliche Schreibweise auf, die, so legt es der Vergleich zu Holquists Protagonisten nahe, unter Zeitgenossen Verbreitung fand.

Die historischen Veränderungen der 1860er Jahre forderten auch die grundsätzliche Erzählbarkeit von Kačalovs Leben heraus. In seinen *Aufzeichnungen* lässt sich der Versuch aufzeigen, „Menschenalter“ und „Zeitalter“ (Depkat 2003: 468) aufeinander zu beziehen und unterschiedliche Lebensphasen zu synthetisieren. Der Begriff der „praktičnost’“ erweist sich als zentral für Kačalovs Narrativ, denn er vermag es, sowohl den Bruch, den sein später Einstieg in den Staatsdienst bedeutete, zu integrieren als auch seine Zentralismuskritik zu tragen. Statt seinen ungewöhnlichen Karriereweg als Nachteil auszulegen, erhob er diesen zum Distinktionsmerkmal und stilisierte sich als Experte für die dem Zentrum als gänzlich fremd und in fast kolonialer Rhetorik beschriebene Peripherie. Dies lenkt den Blick auf die imperiale Komponente von Kačalovs Biographie und fordert dazu auf, den Wandel von Karrieremustern und regionalen Hierarchien als Folge der Großen Reformen zu untersuchen.

Letztlich lässt sich aus Kačalovs Reflexionen über den erlebten Wandel auch die Entstehungslogik eines restaurativ-konservativen Denkmusters herauslesen, welches in den 1880er Jahren weite Verbreitung fand. Die geforderten Maßnahmen, so zeigt sich in den *Aufzeichnungen*, waren keiner grundsätzlichen Verweigerungshaltung gegenüber einer Modernisierung geschuldet, sondern vielmehr das Resultat eines Zusammenspiels einstiger Hoffnungen und späterer Enttäuschungen. Das bei Kačalov vorgefundene Amalgam aus modernen Reformvorhaben und konservativen Gesellschaftsvorstellungen lässt sich in seinen Ambivalenzen nur unter Einbeziehung des persönlichen, also auch des biographischen Faktors untersuchen.

LITERATUR

Bykov, Pëtr (1891): N.A. Kačalov, in: Vsemirnaja illjustracija, Bd. 46, Nr. 1191, 346-347.

Čujko, V. (1891): Nekrolog N.A. Kačalovu, in: Novoe vremja, 30.10.1891, 3.

Depkat, Volker (2003): Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft (29) 2003, 441-476.

Etkind, Alexander (2011): Internal Colonization. Russia‘s Imperial Experience, Cambridge.

Etkind, Alexander, Dirk Uffelmann und Ilja Kukulin (Hg.) (2012): Tam, vnutri. Praktiki vnutrennej kolonizacii v kul’turnoj istorii Rossii, Moskau.

Holquist, Peter (2015): Bureaucratic Diaries and Imperial Experts. Autobiographical Writing in Tsarist Russia in the late Nineteenth Century: Fëdor Martens, Dmitrii Miliutin, Pëtr Valuev, in: Martin Aust und Frithjof Benjamin Schenk (Hg.): Imperial Subjects. Autobiografische Praxis in den Vielvölkerreichen der Habsburger, Romanovs und Osmanen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Köln, 205-232.

Kačalov, Nikolaj (2012): Zapiski tajnogo sovetnika, Moskau.

Khristoforov, Igor' (2009): Nineteenth-Century Russian Conservatism. Problems and Contradictions, in: Russian Studies in History 48/2, 56-77. http://dx.doi.org/10.2753/rsh1061-1983480203.

Lautenschläger, Henning (2014): Tagungsbericht „Autobiographische Praxis und Imperienforschung", 6. bis 8.6.2013, Basel, in: H-Soz-Kult, 24.07.2013, verfügbar unter (Zugriff am 10.11.2015) http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-4935

Lieven, Dominic (1989(: Russia's Rulers Under the Old Regime, New Haven.

Lincoln, Bruce W. (1990): The Great Reforms. Autocracy, Bureaucracy, and the Politics of Change in Imperial Russia, DeKalb.

Mel'nikov, Andrej (2010): Ot publikatora, in: Naše nasledie 95, verfügbar unter (Zugriff am10.11.2015) http://www.nasledie-rus.ru/podshivka/9513.php

Mel'nikov, Andrej (2012): Archeografičeskoe posleslovie, in: Ders. (Hg.): Zapiski tajnogo sovetnika, Moskau, 883-90.

Meščerskij, Vladimir (2011): Brief von Vladimir Meščerskij an Cezarevič Aleksandr Romanov vom 12. April 1868, in: N.V. Černikova (Hg.): V.P. Meščerskij. Pis'ma k velikomu knjazju Aleksandru Aleksandroviču 1863–1868, Moskau, 455-456.

Pazuchin, Aleksej (1886): Sovremennoe sostojanie Rossii i soslovnyj vopros, Moskau.

Petrov, Fedor A. (1994): Crowning the Edifice, in: Ben Eklof, John Bushnell und Larissa Zakharova (Hg.): Russia's Great Reforms, 1855-1881, Bloomington, 197-213.

Polovcov, Aleksandr (Hg.) (1897): Art. „Nikolaj Aleksandrovič Kačalov", in: Russkij biografičeskij slovar', Bd.8, St. Petersburg, 573-575.

Rolf, Malte (2014): Einführung: Imperiale Biographien. Lebenswege imperialer Akteure in Groß- und Kolonialreichen (1850-1918), in: Geschichte und Gesellschaft 40, 5-21. http://dx.doi.org/10.13109/gege.2014.40.1.5

Schmid, Ulrich (2000): Ichentwürfe: Die russische Autobiographie zwischen Avvakum und Gercen, Zürich.

Schmid, Ulrich (2015): Die subjektbildende Kraft des Imperiums. Autobiographien in der späten Zarenzeit, in: Martin Aust und Frithjof Benjamin Schenk (Hg.): Imperial Subjects. Autobiografische Praxis in den Vielvölkerreichen der Habsburger, Romanovs und Osmanen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Köln, 159-174.

Šepelëv, Leonid (1999): Činovničij mir Rossii. XVIII – načalo XX v., St. Petersburg.

Sperling, Walter (2008): Jenseits von „Autokratie" und „Gesellschaft": Zur Einleitung, in: Ders. (Hg.): Jenseits von „Autokratie" und „Gesellschaft", Frankfurt, 740.

Stuchtey, Benedikt (2010): Kolonialismus und Imperialismus von 1450 bis 1950, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG), 12.3.2010, verfügbar unter (Zugriff am 7.11.2015) http://www.ieg-ego.eu/stuchteyb-2010-de

Zusammenfassung

Im vorliegenden Aufsatz werden die 2012 erstmals vollständig erschienenen *Aufzeichnungen* des Direktors des russländischen Zolldepartements Nikolaj A. Kačalov (1818-1891) analysiert. Im Zentrum von Kačalovs Selbstzeugnis steht seine Reflexion über den Wandel, dem das Russländische Reich im Zuge der Großen Reformen der 1860er Jahre unter Zar Aleksandr II. unterworfen war. Im Beitrag wird zum einen analysiert, wie Kačalovs Selbstbeschreibung und speziell deren Schreibmuster durch

diese Umbruchsepoche geprägt wurde. Zum anderen wird Kačalovs Reflexion des imperialen Wandels untersucht und nach Strategien gefragt, mit welchen er historische und persönliche Brüche aufeinander bezog und integrierte. Sein retrospektiver Blick auf die 1860er und 1870er Jahre erweist sich darüber hinaus als geeignete Quelle für die Betrachtung der Genese restaurativ-konservativer Denkmuster der 1880er Jahre.

Kampf für Sozialismus und Judentum auf vier Kontinenten: Isaac Nachman Steinbergs *rooted cosmopolitanism*

Tobias Grill

Am 3. Januar 1957 meldete die *New York Times* unter der Überschrift „Isaac Steinberg, a Jewish Leader" den Tod eines ehemaligen Mitglieds in Lenins Kabinett, der sich in den letzten Lebensjahren als Generalsekretär der *Freeland League for Jewish Territiorial Colonization* für die Ansiedlung von jüdischen Flüchtlingen und Holocaust-Überlebenden eingesetzt hatte (New York Times 3.1.1957: 33).

Auch die in London erscheinende *Jewish Quarterly* widmete in ihrer Frühjahrsausgabe von 1957 dem verstorbenen Isaac Steinberg einen Nachruf, aus dem ausschnittsweise zitiert wird:

> *Everyone who knew him in the prime of life must have seen a certain resemblance of the late Dr. Steinberg to the traditional portraits of Jesus, particular that of the painter Hoffmann. […] In a sense Dr. Steinberg was a man of destiny. There have been many Jewish leaders in our time, but few have so impressed people as did the head of* Freeland League. *[…] In his later years he could be taken for a publicist turned statesman – a composite European in physique and physiognomy, yet he was an Orthodox Jew in creed and observance.[…] Dr. Steinberg was destined early in life to play an important part in human affairs; for at the age of 29 he became Commissar of Justice in Lenin's Cabinet, but his own conception of justice stemming from the Prophets was so remote from that of the Bolsheviks that he soon found himself in conflict with the powerful Soviet leader, and was imprisoned. […] His escape to Germany, and after Hitler's deadly machinations, to England; his cultural activities in South Africa and socio-political explorations in Australia, his later residence in the United States, and frequent excursions to Mexico and Canada are sufficient to give one a glimpse of the mercurial spirit which activated the man. (Roback 1957: 39)*

Beide Nachrufe stimmten darin überein, dass es sich bei dem verstorbenen Steinberg um eine führende Persönlichkeit des Judentums, um einen „Jewish Leader" gehandelt habe, der laut *Jewish Quarterly* zu den wenigen gehörte, die Menschen in außerordentlichem Maße beeindruckten. Wie schon der oben zitierte Nachruf andeutet, war Steinbergs Leben wesentlich geprägt von einem transkontinentalen und globalen Wirken. Dabei ist zu betonen, dass seine politischen, kulturellen und sozialen Aktivitäten in Russland, in der Schweiz, in Deutschland, in England, in Südafrika, in Australien, in den USA sowie in Mittel- und Südamerika nie auf seinen aktuellen Aufent-

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.03

haltsort beschränkt blieben, sondern immer untrennbar mit anderen Ländern und Kontinenten verflochten waren. In diesem Sinne lässt sich argumentieren, dass Steinberg durch seine beständigen Grenzüberschreitungen unterschiedlichster Art und sein Eingebundensein in zahlreiche Netzwerke einen globalen Handlungs- und Kommunikationsraum erzeugen konnte.

Seine bewusst globale Lebenspraxis, angetrieben von einem „merkurianischen Geist", war im Wesentlichen bestimmt von einem *rooted cosmopolitanism*. Einerseits setzte sich der Sozialrevolutionär Steinberg als erklärter Internationalist für die Befreiung der gesamten Menschheit von sozialer und politischer Unterdrückung ein, die seiner Meinung nach gerade von Nationalismus und Nationalstaat mit seinen homogenisierenden, exklusiven und absoluten Tendenzen ausging. Andererseits blieb er als gläubiger osteuropäischer Jude, der sein Leben lang religiös-observant war, nicht nur persönlich in seinen kulturellen Wurzeln verhaftet, sondern er setzte sich im Sinne einer Identitäts- und Differenzbehauptung sogar für eine Wahrung der kulturellen Souveränität des osteuropäischen Judentums ein. Dabei ist zu betonen, dass Steinberg diese Verwurzelung keineswegs als partikularistischen Antipoden zu seinem kosmopolitischen Universalismus begriff. Vielmehr bedingte sich beides gegenseitig, implizierte das Engagement für emanzipatorische Anliegen von Juden auch die der Menschheit, ein Umstand, der umgekehrt ebenso galt. Steinbergs *rooted cosmopolitanism* zielte dementsprechend vor allem auf eine Einheit und Brüderlichkeit der Menschheit in kultureller Vielfalt ab.

Globalgeschichte und Biographie

In den letzten Jahren hat sich in der Historikerzunft in Abkehr von einem lange vorherrschenden „methodischen Nationalismus" eine transnationale und globale Perspektive auf die Geschichte etabliert, die vor allem von einer relationalen Geschichte der Moderne bestimmt ist und sich gegen eine nationalgeschichtliche sowie eurozentrische Sichtweise der Historiographie wendet. Von zentralem Interesse sind dabei unter anderem Phänomene grenzüberschreitender Migration, die jedoch nicht mehr wie früher vornehmlich entlang des nationalstaatlichen Homogenisierungspostulats von Integration, Assimilation und Akkulturation analysiert werden, sondern hinsichtlich ihrer transnationalen Verflechtungen, Interaktionen und Transfers, die multiple und hybride Identitäten erzeugen.[1] Dabei wird immer wieder betont, dass mit der Überschreitung von staatlichen Grenzen durch Migranten nicht selten eine subversive Praxis der Unterminierung nationalstaatlicher Setzungen und Normen einhergeht.

Ähnlich wie die klassische Sozialgeschichte tendiert die Globalgeschichte dazu, im Sinne einer synthetisierenden Makroperspektive „auf übergreifende, strukturelle Bedingungen zu verweisen" (Conrad 2013: 106) und verallgemeinernde Aussagen zu treffen.[2] Damit wird allerdings oftmals suggeriert, dass in einer globalisierten Welt

1 Dennoch hat Wolfgang Schwentker noch 2005 im Sammelband Globalisierung und Globalgeschichte die Vermutung geäußert, dass „globale Lebensläufe" „in der neuen Globalgeschichte […] eine gewichtige Rolle spielen [dürften], weil sie komplexe Vorgänge wie die der Akkulturation oder Assimilation empirisch, d.h. quellenmäßig gesichert untermauern können und plastisch zu illustrieren vermögen" (Schwentker 2005: 50).

2 Vgl. auch Pernaus Feststellung: „Am ehesten ließ sich die Globalgeschichte noch mit der klassischen Sozialgeschichte vereinbaren – Lebenserwartung, Heiratsalter, mit etwas größerem Aufwand auch die

das Individuum keinen Handlungsspielraum mehr besitzt und von vorherrschenden anonymen Strukturen bestimmt wird. Vor diesem Hintergrund ist jüngst von Bernhard Struck, Kate Ferris und Jacques Revel überzeugend die Forderung erhoben worden, wonach transnationale Geschichte auch die lokale und individuelle Ebene miteinbeziehen müsse. Damit könnten, so die Historiker, die Akteure und ihre *agency* wieder in die Analyse eingebracht werden, sind doch diese Akteure oft die Knotenpunkte zwischen den „Wabenstrukturen" der transnationalen Räume. Des Weiteren erlaubt ein solcher Mikrozugang zur transnationalen Geschichte die Untersuchung räumlicher Vielfältigkeit im Leben bzw. in den Erfahrungen von individuellen Akteuren, wobei sich diese Vielfältigkeit von der lokalen Mikroebene bis hin zur Makroebene im nationalen und globalen Maßstab erstreckt (Struck/Ferris/Revel 2011: 577; AHR Conversation 2013: 1.445). Schließlich bleiben ohne einen akteurszentrierten Blick die Erwartungen der handelnden Zeitgenossen, die „grundsätzliche[n] Offenheit der Geschichte" (Bödeker 2003: 22) für diese selbst und somit auch die Alternativen des Geschichtsverlaufs im globalen Kontext weiterhin verschüttet. Jenseits der bloßen Illustration von abstrakten Strukturen und Makroprozessen können demnach transnationale und globale Biographien unser Verständnis von globalgeschichtlichen Vorgängen erweitern, die Kontingenz struktureller Entwicklungen aufzeigen und somit den oftmals vermittelten Eindruck eines teleologischen Universalismus aufbrechen.

Für eine transnational-biographische Geschichtsperspektive sind insbesondere solche Akteure von besonderer Bedeutung, die sich immer wieder *bewusst* und *absichtlich* verschiedenartiger Grenzüberschreitungen bedienten,[3] um mit Hilfe von Netzwerken ihren eigenen Anliegen einen erweiterten Rezeptionsraum und größere Durchsetzungsmöglichkeiten zu verschaffen. Dabei stellt sich die zentrale Frage, ob dieser intendierte transnationale Aktivismus historischer Individuen von partikularistischen oder universalistischen Zielsetzungen motiviert wurde. Konkret geht es also darum, inwiefern dem transnationalen und globalen Agieren bestimmter Persönlichkeiten in der Vergangenheit eine bewusste Absage an das Prinzip des Nationalstaats bzw. des Nationalismus immanent war und nicht zuletzt deshalb die permanente Grenzüberschreitung als Lebensform praktiziert wurde.[4] Oder anders gefragt: Inwieweit war ein transgressives Subjekt von einem internationalistischen und kosmopolitischen Bewusstsein geprägt, das sich in einer gegen die nationalstaatliche Ordnung gerichteten transnationalen und globalen Praxis äußerte?

Kosmopolitismus und *rooted cosmopolitanism*

Kosmopolitismus wird allgemein als dezidierte Haltung eines Individuums verstanden, das als Weltbürger danach trachtet, die für Nationalstaat und Nationalismus vermeintlich konstitutiven Merkmale der ethnischen, politischen, kulturellen oder

---

Entwicklung des Lebensstandards und des Konsumverhaltens konnte man für verschiedene Länder nach den gleichen Prinzipien erheben und vergleichen" (Pernau 2011: 78).

3 Auch Kitzinger verweist in seinem Aufsatz zu Dietrich von Hildebrand als transnationalen Akteur auf die Intentionalität als zentralen Aspekt von Grenzüberschreitungen (Kitzinger 2011: 670).

4 Vgl. hierzu auch Herren (2005: 17), die feststellt: „Der biographische Ansatz erlaubt Internationalismus nicht nur als ein im 19. Jahrhundert entwickeltes, politisches Konzept zu erkennen, sondern als Lebensform der Grenzüberschreitung und damit als Beispiel für die Schwierigkeiten und Möglichkeiten transnationaler zivilgesellschaftlicher Aktivitäten."

sozialen Ab- und Ausgrenzungen zu transzendieren, da derartige Exklusionen ihrer Auffassung von Humanität widersprechen. In diesem Sinne ist der Kosmopolit vom Wunsch getragen, zum Wohle der ganzen Menschheit zu handeln. Sein Loyalitäts- und Referenzrahmen wäre demnach nicht „ethnos", sondern „kosmos". Während im Zeitalter der Aufklärung die Haltung und der Begriff des Kosmopolitismus noch äußerst positiv besetzt waren, wurde die kosmopolitische Weltanschauung mit der Entstehung eines ethnisch konnotierten Nationalismus im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr zum negativen und verwerflichen Antipoden. Dabei ist zu betonen, dass gerade Antisemiten zunehmend Judentum mit Kosmopolitismus gleichsetzten, insbesondere, da die als ethnisch fremd wahrgenommenen Juden eine nicht unerhebliche Rolle in verschiedenen revolutionären, vor allem auch in den sozialistischen Bewegungen spielten (Miller/Ury 2010: 347).

Ebenso war aber auch bei Teilen der Linken - allen voran bei Karl Marx - eine negative Assoziation von Judentum und Kosmopolitismus vorherrschend (Marx 1929). Weitaus wichtiger für unser Thema war aber die in den späten 1940er Jahren von der sowjetischen Staatsführung ausgehende Kampagne gegen die sogenannten „wurzellosen Kosmopoliten". Zwar wurde nicht explizit erklärt, dass damit Juden gemeint waren, aus dem Kontext der Anschuldigungen ging dies jedoch klar hervor (Grüner 2008: 510). Dabei diente das Adjektiv „wurzellos" in affirmativer Weise dazu, das Verständnis vom Kosmopolitismus als verwerflichen Antipoden zum Patriotismus besonders hervorzuheben.

Auch in meinungsbildenden Kreisen des Zionismus, insbesondere in der Frühphase der Eigenstaatlichkeit Israels dominierte nicht nur eine strikte Ablehnung gegenüber der Diaspora (hebr.: shlilat ha-galut), sondern auch gegenüber kosmopolitischen Entwürfen. Gerade Repräsentanten der einflussreichen zionistisch-orientierten „Jerusalemer Schule" wie die Historiker Ben-Zion Dinur oder Yitzhak Baer betrachteten die jüdische Geschichte im dialektischen Sinne: einem positiv konnotierten Zentrum im Heiligen Land und einer negativ konnotierten Peripherie in der Diaspora. Besonders deutlich kommt dies in Baers Äußerungen aus dem Jahre 1947 zum Tragen: „Alles, was wir auf fremden Boden taten, war ein Verrat an unserem eigenen Geist." Insofern teilte die erste, dem Zionismus stark verpflichtete Generation von israelischen Akademikern Geschichte und Gesellschaft in eine normative Dichotomie von „jüdischer Geschichte" und „nicht-jüdischer Geschichte" ein (vgl. Miller/Ury 2010: 338). Auf der einen Seite standen die gesunden, jüdisch-nationalen Elemente, auf der anderen Seite diejenigen, deren Existenz auf Grund des unnatürlichen Lebens in der Diaspora in physischem und nationalem Sinne bedroht war.

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass das Leben kosmopolitischer Juden jahrzehntelang im kulturellen Gedächtnis Israels und auch der jüdischen Diaspora kaum eine Rolle gespielt hat. Erst in den letzten Jahren ist in den Jüdischen Studien bzw. im Bereich der jüdischen Geschichte die Tendenz zu beobachten, diese auf einem Israelzentrismus beruhende binäre Teilung zu hinterfragen. Werke wie Yuri Slezkines *Das Jüdische Jahrhundert*, Natan Sznaiders *Gedächtnisraum Europa* oder Sznaiders Aufsatz *Hannah Arendt's Jewish Cosmopolitanism* verweigern sich einem simplen Gegensatz von jüdischem Nationalismus auf der einen sowie jüdischem Kosmopolitismus auf der anderen Seite. Vielmehr betonen sie die Nuancen und Gemeinsamkeiten dieser als Universalismus und Partikularismus sich scheinbar gegenseitig ausschließenden Phänomene.

Damit reflektieren die Jüdischen Studien eine allgemeine Debatte um Wesen und Wert von Kosmopolitismus, die Philosophen, Soziologen, Ethnologen und andere Wissenschaftler seit Beginn der 1990er Jahre führen. In diesem Zusammenhang stellte Mitchell Cohen 1992 erstmals das dialektische Konzept eines *rooted cosmopolitanism* vor, das auf Grundlage einer gemeinsamen Basis eine Vielzahl von kulturellen Ursprüngen akzeptiert und auf der Legitimität von pluralen Loyalitäten beruht (Cohen 1992: 478-483).[5] Kurz gesagt bezeichnet *rooted cosmopolitanism* nichts anderes als das die eigene Identität bestimmende Bewusstsein, wonach in globaler Perspektive alle gleich sind und jeder anders ist. Dies bedeutet, dass man nicht nur das Recht des Anderen auf Anderssein akzeptiert („universal concern and respect for legitimate difference", Anthony Appiah), sondern ebenso für sich selbst dieses Recht in Anspruch nehmen kann. Im Sinne der „loyality to all of humanity" (Anthony Appiah) und dem damit verbundenen Eingeständnis der zu akzeptierenden Heterogenität wird dem Trennenden kein Konfliktpotential (mehr) zugesprochen.[6]

Nur wenige Monate nach Mitchell Cohen veröffentlichten Daniel und Jonathan Boyarin im *Critical Inquiry* einen bahnbrechenden Aufsatz mit dem sperrigen Titel *Diaspora. Generation and the Ground of Jewish Identity.* In ihrer Diskussion über historische und zeitgenössische jüdische Identitäten schlugen sie die Diaspora als ein theoretisches und historisches Modell vor, um nationale Selbstbestimmung zu ersetzen. Denn der Zionismus, also jüdisch-staatliche Hegemonie, stehe ihrer Meinung nach für die Unterminierung und Zerstörung („subversion") jüdischer Kultur und nicht für deren Kulminationspunkt. Insofern sprachen sie sich für eine Theorie und Praxis von Identität aus, die gleichzeitig die Irreduzibilität und den positiven Wert kultureller Differenz respektiert, den Nachteil des Verlustes von Einzigartigkeit thematisiert und zur gegenseitigen Befruchtung von unterschiedlichen Lebensstilen und Traditionen ermutigt (vgl. Boyarin/Boyarin 1993: 711). Es gehe ihnen, so die Boyarins weiter, um eine Synthese, die ein unbeirrbares Festhalten an ethnischer, kultureller Besonderheit erlaube, dies jedoch im Kontext einer tief empfundenen und gelebten menschlichen Solidarität (Boyarin/Boyarin 1993: 720).[7] Die Feststellung der Boyarins, wonach eine absolute Hingabe für die Erhaltung jüdischer Kultur und des histo-

5 Neben Mitchell Cohen haben sich unter anderen auch Martha Nussbaum, Pnina Werbner, Kwame Anthony Appiah, Sidney Tarrow oder Natan Sznaider mit dem Konzept des *rooted cosmopolitanism* bzw. *vernacular cosmopolitanism* intensiv auseinandergesetzt.

6 Diese Ansicht markiert letztlich nur eine Rückkehr zur ursprünglichen Bedeutung des griechischen Begriffs, der sich aus Kosmos (Universum) und Polis (Stadt) zusammensetzt und damit sowohl Universalismus als auch Partikularismus einschließt. So vertraten im antiken Griechenland die Kyniker und Stoiker einen Kosmopolitismus, der keineswegs lokale Verwurzelung und Zugehörigkeit strikt ablehnte, sondern vielmehr von einer Anerkennung gemeinsamer Bestrebungen und Werte ausging, die die Menschheit in eine einzige Gemeinschaft vereinige (vgl Miller/Ury 2010: 340). Ein derartiges Verständnis von Kosmopolitismus, das eben nicht in einem grundsätzlichen Gegensatz zum Lokalen, Partikularen oder Nationalen bestand, war lange Zeit vorherrschend.

7 Vgl. hierzu auch Kwame Anthony Appiahs Konzept des „kosmopolitischen Patrioten", das dem Diaspora-Modell der Boyarins äußerst ähnlich ist: „the cosmopolitan patriot can entertain the possibility of a world in which everyone is a rooted cosmopolitan, attached to a home of one's own, with its own cultural particularities, but taking pleasure from the presence of other, different places that are home to other, different people. The cosmopolitan also imagines that in such a world not everyone will find it best to stay in their natal patria, so that the circulation of people among different localities will involve not only cultural tourism […] but migration, nomadism, diaspora. […] In a world of cosmopolitan patriots, people would accept the citizen's responsibility to nurture the culture and the politics of their homes." (Appiah 1997: 618 f.).

rischen Gedächtnisses nicht unvereinbar gewesen sei mit dem Engagement für radikale Anliegen menschlicher Befreiung, verweist deutlich auf das Konzept eines *rooted cosmopolitanism* bzw. auf eine Synthese von Universalismus und Partikularismus im Kontext jüdischer Geschichte. In ähnlicher Weise haben Jahre später auch Miller und Ury die rhetorische Frage gestellt, ob tatsächlich alle jüdischen Kosmopoliten radikale Assimilanten waren, die darauf abzielten, jegliche Spuren ihrer jüdischen Wurzeln zu eliminieren (Miller/Ury 2010: 340).

Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang der Umstand, dass die Boyarins sowie Miller und Ury die Praxis eines *rooted cosmopolitanism* auch historisch verorten, während es in der seit den 1990er Jahren vornehmlich von Philosophen, Soziologen und Anthropologen geführten Debatte über dieses Konzept vor allem um die zeitgenössische Bedeutung geht (vgl. bspw. Werbner 2006: 497). Inzwischen gibt es auch erste Ansätze, das Konzept des *rooted cosmopolitanism* in der allgemeinen Geschichtswissenschaft forschungspraktisch aufzugreifen (Panter/Paulmann/Szöllösi-Janze 2015: 1-14), wenngleich eine empirische Umsetzung bisher äußerst vage geblieben ist.

Mit den folgenden skizzenhaften und exemplarischen Ausführungen zu Steinberg soll gezeigt werden, in welcher Weise der bewusste transnationale Aktivismus eines globalen Subjekts in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von einer dezidierten Haltung des *rooted cosmopolitanism* geprägt war. Damit offenbart sich in der grenzüberschreitenden Lebenspraxis eines Individuums, wie das Globale und das Lokale, Universalismus und Partikularismus, Weltbürgertum und kulturelle Souveränität miteinander verflochten waren bzw. aufeinander bezogen blieben. Auch wenn einem derartigen transnationalen Aktivismus im „Zeitalter der Extreme" letztlich kein „Erfolg" beschieden war, und der *rooted cosmopolitan* in der Erinnerungskultur marginalisiert wurde,[8] so treten doch mit Hilfe des biographischen Zugangs sehr deutlich die Alternativen des Geschichtsverlaufs im globalen Kontext zutage.

Konkret geht es darum, Steinbergs Globalität als biographische Praxis des gelebten Internationalismus in Ablehnung des Nationalstaates deutlich zu machen, das dynamische Verhältnis seiner Verwurzelung und seines Kosmopolitismus zu bestimmen, sein Agieren in Netzwerken als Teil dieser Globalität herauszustellen sowie den Zusammenhang von Steinbergs Selbst- und Fremdwahrnehmung zu reflektieren.

Biographische Skizze zu Isaac Steinberg

Bevor Steinbergs *rooted cosmopolitanism* in seinen verschiedenen Aspekten exemplarisch erörtert wird, sei zunächst ein kurzer biographischer Überblick vorangestellt. 1888 in eine orthodoxe jüdische Familie im zum Russländischen Reich gehörenden Dvinsk (heute Daugavpils in Lettland) geboren, erhielt Steinberg eine gründliche talmudische wie auch säkulare Erziehung. Schon kurz nachdem Steinberg 1906 in Moskau sein Jurastudium aufgenommen hatte, trat er der äußerst populären Partei der Sozialrevolutionäre bei. Dieses politische Engagement führte wenig später zu seiner ersten Verhaftung. Vor die Wahl gestellt, in die Verbannung oder ins Exil zu gehen, entschied sich Steinberg dafür, sein Jura- und Talmudstudium in Heidelberg unter

8 Vgl. hierzu auch Harders 2014: 52, die die Problematisierung der Marginalisierung und den Ruf nach Pluralisierung als einen der wesentlichen Fortschritte der Biographieforschung und biographischen Praxis der letzten Jahre sieht.

anderem bei Gustav Radbruch, dem späteren Justizminister der Weimarer Republik, fortzusetzen. 1909 schloss er dieses mit einer Dissertation über talmudisches Strafrecht ab.

Nach Moskau zurückgekehrt, arbeitete Steinberg zunächst als Anwalt, stieg aber während des Ersten Weltkriegs zu einem der führenden Repräsentanten des linken Flügels der Sozialrevolutionäre auf. Nur wenige Wochen nach dem Oktoberumsturz der Bolschewiki bildeten die Linken Sozialrevolutionäre eine Koalitionsregierung mit der Partei Lenins, wobei Steinberg erster Volkskommissar für Justiz wurde. In den circa drei Monaten seiner Amtszeit unternahm er enorme Anstrengungen, um ein Abgleiten der Oktoberrevolution in Willkür und Terror zu verhindern und eine gewisse Form der Rechtsstaatlichkeit im revolutionären Russland zu etablieren (vgl. hierzu Grill 2014: 144-147). Kurz nach dem Austritt aus der Koalitionsregierung sah sich auch die Partei der Linken Sozialrevolutionäre den Verfolgungen der Bolschewiki ausgesetzt. Nach Verhaftungen und zahlreichen Hausdurchsuchungen entschied sich Steinberg 1923 für die Emigration nach Deutschland, wo er mit Hilfe verschiedener Netzwerke schon bald neue politische wie kulturelle Aktivitäten entwickelte.

Die nationalsozialistische Machtübernahme in Deutschland trieb den Exilant in die erneute Emigration, die gleichzeitig auch den Anbruch einer neuen Schaffensphase markierte. Für die nächsten Jahre konzentrierte sich Steinberg hauptsächlich auf die Realisierung seines Vorhabens, verfolgte (ost-)europäische Juden durch geschlossene Ansiedlung in einem weitgehend unbewohnten Gebiet zu retten. Bereits 1935 gründete er in London mit anderen Mitstreitern die trans- und international agierende *Freeland League for Jewish Territorial Colonization* und stieg damit zum wichtigsten Repräsentanten des jüdischen Territorialismuskonzepts auf. Seit Ende der 1930er Jahre verhandelte er als Vorsitzender der *Freeland League* mit den australischen Bundes- und Regionalregierungen über eine kollektive Niederlassung von europäischen Juden in einem unbesiedelten Gebiet des Landes. Obwohl sich zahlreiche Vertreter von Politik, Gewerkschaften und Kirchen dank Steinbergs unermüdlichem Engagement für dieses Projekt aussprachen, scheiterten die Verhandlungen nach vier Jahren letztlich daran, dass die australische Bundesregierung Immigration nur auf individueller, nicht jedoch auf kollektiver Basis zuzugestehen bereit war.

In seinen letzten Lebensjahren konzentrierte Steinberg seine politischen und kulturellen Aktivitäten weiterhin darauf, ein Gebiet für eine kollektive Ansiedlung von jüdischen DPs (displaced persons) zu erlangen, wobei für eine gewisse Zeit Surinam (Niederländisch-Guyana) favorisiert wurde. Anfang 1957 verstarb er schließlich in New York, ohne jedoch seine Vision von einem jüdischen „Freiland" realisiert zu haben.

Isaac Steinbergs *rooted cosmopolitanism*

Laut Yuri Slezkine bekämpften die meisten jüdischen Revolutionäre „den Staat nicht, um freie Juden zu werden; sie bekämpften den Staat, um sich von ihrem Judentum zu befreien - und so frei zu werden. Ihre Radikalität wurde nicht durch ihre Nationalität verstärkt, sondern durch ihren Kampf gegen ihre Nationalität. Lettische oder polnische Sozialisten konnten sich zum Universalismus, zur proletarischen Internationale und zu einer Vision künftiger kosmopolitischer Harmonie bekennen, ohne aufzuhören, Letten oder Polen zu sein. Für viele jüdische Sozialisten aber bedeutete Internati-

onalist zu sein, sein Judentum vollständig abzustreifen“ (Slezkine 2007: 160). Was Slezkine hier für die große Mehrheit jüdischer Revolutionäre im Zarenreich behauptet, galt für Isaac Steinberg in keiner Weise. Schon in jungen Jahren vertrat und praktizierte er einen *rooted cosmopolitanism*, der einerseits im Sinne Appiahs von einer bedingungslosen Loyalität gegenüber der gesamten Menschheit getragen wurde, andererseits aber auch von einer Verwurzelung in seiner eigenen, jüdischen Kultur geprägt war.

Als der junge Student Steinberg 1907 aufgrund seines Engagements für die Sozialrevolutionäre Partei von der zaristischen Polizei verhaftet wurde, zeigte sich, dass er nicht nur ein engagierter Revolutionär, sondern auch ein observanter Jude war. So weigerte sich Steinberg während seiner Zeit im Gefängnis, nicht-koscheres Essen zu sich zu nehmen, und morgens, wenn es allen erlaubt war, die Zellen zu verlassen, blieb er zurück und legte seine Gebetsriemen an, um zu beten. Darüber hinaus hielt er sogar einen Seder (rituelle Feier am Vorabend von *Pessach*) im Gefängnis. Laut seinem Bruder beeindruckte Steinbergs Standhaftigkeit, in der Haft an den jüdischen Riten festzuhalten, sowohl seine revolutionären Kampfgefährten, die selbst irreligiös waren, als auch die Gefängniswärter. Nachdem schließlich das ursprüngliche Urteil von drei Jahre Verbannung nach Sibirien in zwei Jahre Auslandsexil umgewandelt worden war und Steinberg am ersten Tag von *Schavuot* (Wochenfest) entlassen werden sollte, weigerte sich dieser die Entlassungsurkunde zu unterzeichnen, da das jüdische Religionsgesetz (*Halacha*) das Schreiben an Feiertagen untersage. Vielmehr beabsichtigte Steinberg, weitere drei Tage im Gefängnis zu bleiben, um nicht gegen die *Halacha* verstoßen zu müssen. Erst die Erklärung eines Rabbiners, wonach in diesem Fall der Verstoß gegen das jüdische Religionsgesetz erlaubt sei, veranlasste den jungen Revolutionär, nachzugeben und seine Entlassung zu unterzeichnen (Shteynberg 1961: 53-55). Ein internationalistischer Sozialrevolutionär zu sein und dabei gleichzeitig ein observanter (und der Kultur des Judentums verpflichteter) Jude zu bleiben war für Steinberg offenbar kein Widerspruch, sondern Teil seiner komplexen und hybriden Identität.

Im Laufe des Ersten Weltkriegs nahm Steinberg sein politisches Engagement in der Partei der Sozialrevolutionäre wieder auf, wobei er schon bald zu einem der wichtigsten Vertreter ihres linken, internationalistischen Flügels wurde, der sich schließlich im November 1917 als eigenständige Partei konstituierte. Wenige Wochen nachdem die Bolschewiki durch den Oktoberumsturz die Macht an sich gerissen hatten, gingen Steinberg und seine Genossen eine Koalition mit diesen ein. Steinbergs drei Monate währende Tätigkeit als Volkskommissar für Justiz war nicht nur vom Prinzip eines ethischen Sozialismus geprägt, das auch die Wahrung der Menschenrechte politischer Gegner miteinschloss, sondern vor allem auch von einem dezidiert internationalistischen Revolutions- und Sozialismusverständnis. Für ihn konnte die russische (Oktober-)Revolution nur der Auftakt zur allgemeinen Befreiung der gesamten Menschheit von jeglicher Unterdrückung sein. Vor diesem Hintergrund war es nur folgerichtig, dass Steinberg und seine Partei der Linken Sozialrevolutionäre den Abschluss des deutsch-russischen Sonderfriedens von Brest-Litovsk, den vor allem Lenin aus Gründen des Machterhalts gegen erhebliche Widerstände durchgesetzt hatte, als Verrat an den „werktätigen Massen“ im In- und Ausland ablehnten und aus Protest die Koalition mit den Bolschewiki aufkündigten (Grill 2014: 150). Kurz darauf begab sich Steinberg in die Schweiz, um seinem Anliegen eines revolutionären

Internationalismus möglichst weitreichend Gehör zu verschaffen. So veröffentlichte er dort im Namen seiner Partei eine Broschüre gegen den „konterrevolutionären" Frieden von Brest-Litovsk, die auf Deutsch (Steinberg 1918), Französisch (Steinberg 1918a) und Englisch (Steinberg 1918b) erschien.[9] Darin kritisierte er unter anderem, dass der Friedensvertrag „in starkem Masse *den internationalen Einfluss* unserer Revolution verringert" (Steinberg 1918: 36) und die Ausbreitung der Weltrevolution erschwert habe (ebda: 21).

Grundsätzlich ist in unserem Zusammenhang zu betonen, dass Steinberg in der Phase, als er einer der herausragenden Repräsentanten der Oktoberrevolution und der Partei der Linken Sozialrevolutionäre war, zwar weiterhin religiös-observant blieb (vgl. bspw. die Erinnerungen von Spiegel 1963: 84 f.), jedoch in der Öffentlichkeit keine Stellung zu jüdischen Themen bzw. zur „jüdischen Frage" bezog.[10] Als überzeugter Sozialrevolutionär dürfte Steinberg davon ausgegangen sein, dass mit dem Anbruch eines sozialistischen Zeitalters die jüdische Gemeinschaft die grundsätzliche Möglichkeit erhalten würde, innerhalb der neuen politischen Ordnung ihre eigenen religiösen und kulturellen Belange ohne Einschränkungen pflegen zu können, sich die „jüdische Frage" mithin von selbst erledigen würde.

Auch während der Emigrationszeit in Berlin engagierte sich Steinberg politisch im internationalistischen und anti-etatistischen Sinne. Bereits 1921 hatte Steinberg für einen „internationalen Zusammenschluß aller sozial-revolutionären Kräfte" geworben, die am Aufbau eines Sozialismus in Abkehr von den marxistischen und terroristischen Methoden der Bolschewiki interessiert waren (Steinberg 1921/2001a: 101 f.). Nachdem sich die „Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Parteien" („Zweieinhalbte Internationale"), der auch die Partei der Linken Sozialrevolutionäre angehörte, gegen Steinbergs massiven Widerstand im Mai 1923 mit der „Zweiten Internationale" zur „Sozialistischen Arbeiterinternationale" vereinigt hatte, gründete Steinberg mit anderen Abweichlern das „Internationale Informationsbüro revolutionär sozialistischer Parteien", das seinen Sitz zunächst in Berlin, dann in Paris hatte. Ziel des „Informationsbüros" war die Propaganda für eine allumfassende Internationale (Buschak 1985: 321), wobei sowohl die terroristischen und staatskommunistischen Methoden der Bolschewiki wie auch die reformorientierte Haltung der Sozialdemokratie abgelehnt wurden. Auch wenn das „Informationsbüro", dem einige sozialrevolutionäre und sozialistische Parteien Europas angehörten, nur eine Minderheit der sozialistischen Bewegung repräsentierte, blieb Steinberg seiner Überzeugung treu, dass im Sinne eines echten Internationalismus und Kosmopolitismus nur ein dritter Weg jenseits von Bolschewismus und Sozialdemokratie zur tatsächlichen Befreiung der Menschheit von jeglicher Unterdrückung führen könne. Damit vertrat Steinberg einen politischen Internationalismus, der weder kommunistisch noch liberal konnotiert war und in den

9 Diese Broschüre hatte Steinberg im selben Jahr auch auf Russisch in Moskau veröffentlicht, wobei davon auszugehen ist, dass die russischsprachige Version als Vorlage für die anderssprachigen Übersetzungen diente (vgl. Štejnberg 1918c).

10 Eine Ausnahme bildeten die antijüdischen Pogrome während des Bürgerkriegs, gegen die Steinberg im März 1921 seine Stimme erhob und dazu aufrief, den Kampf gegen den reaktionären und konterrevolutionären Antisemitismus „mit Hilfe des Staatsapparates, aber vor allem mit Hilfe der revolutionären Selbständigkeit der jüdischen arbeitenden Massen zu führen" (Steinberg 1921/2001: 47).

Bestrebungen nach Weltfrieden und einer gewissen Form von Weltbürgertum begründet war.[11]

Vor diesem Hintergrund knüpfte Steinberg in seiner Berliner Zeit enge Kontakte zu Personen, die anarchistischen, anarcho-syndikalistischen[12], freisozialistischen und rätekommunistischen Richtungen nahestanden. Schon bald war Steinberg Mitglied teils überlappender Netzwerke, deren zentrale Knotenpunkte neben Steinberg unter anderen Karl Korsch, Erich Mühsam, Rudolf Rocker[13], Alfred Döblin, Theodor Liebknecht, Bertold Brecht und Augustin Souchy waren (vgl. Kubina 2000: 82; Korsch Gesamtausgabe 2001: 26, 419-421; Souchy 1977: 73 ff). Auch wenn es sich dabei um „ideologisch nicht ganz gleichgesinnte Personen" (Souchy 1977: 73) handelte, so war doch das verbindende Element eine freiheitliche, sozialistische, ethische und antietatistische Haltung, die sowohl in Opposition zur Sozialdemokratie wie auch zum Kommunismus bolschewistischer Richtung stand. Steinberg bewegte sich in diesen Netzwerken nicht nur, um sich über theoretische Fragen des Sozialismus mit ihm ideologisch nahestehende Personen austauschen zu können. Vielmehr boten ihm diese vor allem auch die Möglichkeit, als offizieller Vertreter der Auslandsdelegation der Partei der Linken Sozialrevolutionäre und des Sozialrevolutionäre-Maximalistenverbandes deren und seine Anliegen vertreten zu können. Dabei ging es ihm nicht allein darum, seine auf unmittelbare persönliche Erfahrungen beruhende Ansicht, wonach die Bolschewiki die Ideale der Oktoberrevolution und die Prinzipien eines internationalistischen, ethisch konnotierten Sozialismus durch die systematische Anwendung von Gewalt und Terror verraten hätten, in der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen und für einen humanen Weg zum Sozialismus zu werben. Ganz konkret nutzte er diese und andere Netzwerke, so das „Vereinigte Comité zum Schutze der in Russland gefangenen Revolutionäre" (*Joint Committee for the Defense of the Revolutionists Imprisoned in Russia*), auch, um über die Verfolgungen von Revolutionären in Sowjetrussland zu informieren und sich für eine Amnestie dieser Häftlinge wirkungsvoller engagieren zu können (vgl. hierzu auch Souchy 1977: 51; Amnestie 1927; vgl. auch Korsch 2001: 352; 2000 protestieren 1929: 1).

Grundsätzlich war für Steinberg der Kampf der Arbeiterklasse bzw. der Kampf für den Sozialismus sozialrevolutionärer Prägung eine übernationale und vor allem auch antinationale globale Aufgabe, die er in einer transnationalen Öffentlichkeit insbesondere durch seine zahlreichen Publikationen in verschiedenen Sprachen verhandelte.

Zentral für Steinbergs sozialistisches bzw. sozialrevolutionäres Selbstverständnis blieb die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis von Revolution und Ethik, eine Frage, die insbesondere auf seine eigenen Erfahrungen mit Gewalt und Terror der Bolschewiki zurückging und seiner Meinung nach von existentieller Bedeutung für die Zukunft des Sozialismus war (vgl. hierzu Grill 2014: 159-166; Wallat 2013: 127-150; Wallat 2012: 205-223). In aller Deutlichkeit formulierte er in seinem 1923 in

11 Zu den unterschiedlichen Auffassungen von Internationalismus in der Zwischenkriegszeit vgl. Clavin 2011: 5 f.

12 Dem Selbstverständnis nach war die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD), Organisation der deutschen Anarcho-Syndikalisten, „sozialrevolutionäre Klassenkampforganisation und radikale Kulturbewegung zugleich" (Graf 2001: 36), was sich mit den politischen und kulturellen Interessen Steinbergs sicherlich sehr weit deckte.

13 Rudolf Rocker: Dr. J. Steinberg zum 60. Geburtstag, Rudolf Rocker Papers, Folder 308, International Institute of Social History, Amsterdam.

Berlin auf Russisch erschienenen Buch *Das sittliche Antlitz der Revolution* (1931 auf Deutsch publiziert) folgendes Credo:

> *Der Sozialismus ist sittlicher Aktivismus. Nur als eine moralische Bewegung wird der Sozialismus den Menschen befreien oder gar nicht (zitiert nach der deutschsprachigen Ausgabe: Steinberg 1931: 326; auf Russisch: Štejnberg 1923: 308).*

Dabei ist zu betonen, dass Steinberg mit seiner bedingungslosen Forderung nach einem ethischen, humanen Sozialismus immer wieder die Öffentlichkeit suchte, um mit westlichen Sozialisten – z. B. Romain Rolland oder Ernst Toller – hart ins Gericht zu gehen, da in seinen Augen deren Solidarität mit der Sowjetunion die Verbrechen der Bolschewiki bagatellisierte und das grundsätzliche Bekenntnis des Sozialismus zur Menschlichkeit in Frage stellte. So schloss er 1930 einen offenen Brief an Ernst Toller mit den Worten:

> *Ich frage Sie an, Genosse Toller, wollen Sie helfen, das historische Erbgut des Sozialismus – die Humanität – zu vernichten oder wollen Sie helfen, es zu retten?*[14]

Steinbergs kategorische Forderung nach einem strikt humanen Sozialismus erhielt nicht zuletzt durch seine eigenen Erfahrungen und sein früheres Wirken Legitimität und Glaubwürdigkeit. Zum einen hatte er sich selbst in seiner kurzen Amtszeit als Justizkommissar für die Rechte politisch Andersdenkender massiv eingesetzt, zum anderen war er selbst als Linker Sozialrevolutionär und Protagonist des Roten Oktober zwei Mal unter Lenin für insgesamt ca. viereinhalb Monate inhaftiert und somit selbst Opfer bolschewistischer Repressalien geworden. Wie Steinberg ein Jahr später im Vorwort seiner in München erschienenen autobiographischen Schrift *Als ich Volkskommissar war* erklärte, würden die „Linken Sozialrevolutionäre einen Kampf gegen die Methoden des Bolschewismus im Namen der unverfälschten Sowjetrepublik und des Weltsozialismus“ (Steinberg 1929: 14) führen. Gerade mit dieser autobiographischen Schrift wollte Steinberg seinem Kampf gegen die Bolschewiki und ihrer Pervertierung der Oktoberrevolution nicht nur eine aus der Unmittelbarkeit seiner eigenen Erfahrungen speisende Legitimität, sondern auch eine globale Dimension verleihen. Um eine möglichst große Leserschaft zu erreichen, erschienen – wie die zahlreichen anderen Publikationen Steinbergs – auch die Erinnerungen an seine Zeit als Volkskommissar in verschiedenen Sprachen, neben Deutsch auf Französisch, Spanisch und Jiddisch.

Seit 1926 gab der in Berlin lebende Steinberg die jiddischsprachigen *Fraye shriftn farn yidishn sotsialistishn gedank* heraus, die zunächst in Wilno (Wilna) und dann in Warschau erschienen. Dieses von ihm begründete Periodikum, das bis 1937 publiziert

---

14 Offener Brief Steinbergs an Ernst Toller vom 12.12.1930, Papers of Isaac Nachman Steinberg (1888-1957), YIVO New York, RG 366, Folder 944. Vgl. auch Grill 2014:63. Vgl. auch Steinbergs offenen Brief an Emile Vandervelde, dem Führer der belgischen Sozialisten, der sich für den inzwischen in der Sowjetunion in Ungnade gefallenen Trockij eingesetzt hatte (Offener Brief Steinbergs an Emile Vandervelde, ohne Datum, Papers of Isaac Nachman Steinberg [1888-1957], YIVO New York, RG 366, Folder 944).

wurde und möglicherweise an das von Ben-Adir (Abraham Rosin, 1878-1942) 1923 in Berlin herausgegebene *Dos fraye vort. Organ fun umophengikn sotsialistishn gedank* anknüpfte,[15] stellte seinen Versuch dar, innerhalb des jiddischsprachigen Judentums einen ethischen Sozialismus zu propagieren.[16]

Dieser Wunsch einer Synthese von jüdischer Ethik und internationalistischem Sozialismus verweist in aller Deutlichkeit auf Steinbergs *rooted cosmopolitanism*. Einerseits war seine Identität von einer tiefen Religiosität und Observanz wie auch engen Verbundenheit mit der jiddischsprachigen Kultur geprägt, andererseits war er Sozialist und erklärter Internationalist (nicht allein im engen sozialistischen Sinn), der nichts weniger als die Befreiung *aller* Menschen von staatlicher, politischer, sozialer und ökonomischer Unterdrückung anstrebte. Dabei ist zu betonen, dass für Steinberg die grundlegenden sozialistischen Ideale bereits in den traditionellen religiösen Schriften des Judentums formuliert waren und sich somit auch kein Widerspruch von religiöser und sozialistischer Überzeugung auftat. Nach Ansicht Steinbergs musste „eine neue Welt erkämpft werden, […] in der die Träume der jüdischen Propheten von der Brüderlichkeit des ganzen Menschengeschlechts verwirklicht werden sollen", was nichts weniger als die „Erlösung der Menschheit" (Steinberg 1933: 1) bedeutete.

Bei Steinbergs Zeitgenossen löste sein *rooted cosmopolitanism* allerdings durchaus Irritationen und Unverständnis aus. Als er an *Pessach* 1924 zum *Seder*-Abend andere Emigranten in sein Berliner Haus einlud, notierte der anwesende Simon Dubnow (1860-1941), herausragender jüdischer Historiker und einst Begründer der Jüdischen Volkspartei im Zarenreich, in seinem Tagebuch, dass der „gestrige Pessach-Sejder unter seltsamen Umständen: in der Familie des ehemaligen Kommissars für Justiz Steinberg, der an religiösen Riten festhält" (Tagebucheintrag Dubnows vom 19. April 1924, Dubnow 2005: 95), stattgefunden habe. Für Dubnows Enkel, Victor Erlich (1914-2007), war dieser *Seder*-Abend, der eine „ausschweifende rituelle Angelegenheit war, der längste und ‚orthodoxeste' Seder, an dem ich je teilgenommen habe". Wie Erlich vermutete, war Dubnow „zugleich verwirrt und fasziniert davon", dass in „Steinbergs Weltanschauung revolutionärer Maximalismus und orthodoxes Judentum so unvermittelt nebeneinander standen". In den Augen Erlichs machte dies „Steinberg zu einem einzigartigen, ja wenn nicht exzentrischen Phänomen", wobei Erlichs dreizehnjähriger Bruder, selbst „bereits ein engagierter und prinzipientreuer säkularer Freigeist mit sozialistischen Überzeugungen", von Dubnow dazu überredet werden musste, „auf die religiösen Überzeugungen des ersten sowjetischen Justizkommissars Rücksicht zu nehmen" (Erlich 2005: 223 f.).

Im Sinne seiner bewussten Verwurzelung im osteuropäischen Judentum war Steinberg in Berlin auch Mitglied und Knotenpunkt eines transnationalen jiddischsprachigen Netzwerkes, das sich letztlich die Wahrung einer kulturellen Souveränität des jiddischsprachigen, osteuropäischen Judentums verschrieben hatte. Im Juli 1924 weilte der aus New York stammende Schriftsteller und Aktivist des *Workmen's Circle* (Arbeyter Ring) A. S. Sachs (Zaks, 1979-1931) in Berlin. Auf seine Initiative hin

15 Dieses Blatt trat als Verfechter eines dezidierten jüdischen Sozialismus hervor und war vor allem auch explizit gegen die Politik der Bolschewiki und der *Evsekcija* (Jüdische Sektion innerhalb der Kommunistischen Partei) gerichtet (vgl. Neiss 1998: 245).

16 Vvgl. bspw. Fraye shriftn farn yidishn sotsialistishn gedank. Zamlbuch 1, September 1926: 4; Steinberg, Isaac: jiddischsprachiges Manuskript ohne Titel, Januar 1939, Papers of Isaac Nachman Steinberg (1888-1957), YIVO New York, RG 366, Folder 949.

versammelten sich im Haus von Isaac Steinberg Vertreter der in Berlin ansässigen jiddischsprachigen Intelligenz aus Osteuropa (Elias Tscherikower, Nachum Schtif, Jakov Letschinski, Aaron Steinberg, A. Litvak), um die Gründung einer „Jüdischen Wissenschaftlichen Akademie", also eines zentralen Ortes für die jüdische Volkserziehung in jiddischer Sprache zu besprechen. In Abkehr von dieser Idee entwickelte sich in der Diskussion jedoch die Absicht, eine Institution für Wissenschaft und Forschung in jiddischer Sprache ins Leben zu rufen. Dies war letztlich die Geburtsstunde der Idee vom *Yidisher Visnshaftlekher Institut*, kurz YIVO (Steinberg, Isaac: „Hauptdetails für die Rede bei der Schlusssitzung", Papers of Isaac Nachman Steinberg (1888-1957), YIVO New York, RG 366, Folder 61; Kuznitz 2014: 45; Elkin 1961: 442), bis heute die weltweit wichtigste Institution für die Erforschung des jiddischsprachigen, osteuropäischen Judentums. Als etwas mehr als ein Jahr später – im August 1925 – in Berlin die Vorberatungen für die konkrete Errichtung des YIVO stattfanden, zog sich Steinberg bereits am ersten Tag aus Protest gegen die Einladung von Repräsentanten sowjetischer Akademien zu einer geplanten wissenschaftlichen Konferenz aus dem Gründungskomitee des YIVO zurück (Kuznitz 2014: 100). Im Gegensatz zu seinem Bruder, der diesem Komitee weiterhin angehörte, war Steinberg nicht bereit, Wissenschaft und Politik zu trennen. Angesichts seiner eigenen Erfahrungen mit dem Terror der Bolschewiki, seinem Kampf gegen die Pervertierung der Oktoberrevolution und seinem Engagement für sozialistische Gefangene in der Sowjetunion wollte Steinberg in der Frage einer wie auch immer gearteten Kooperation des YIVO mit sowjetischen Wissenschaftlern keine Kompromisse eingehen. Dennoch blieb Steinberg beinahe dreißig Jahre mit dem YIVO an verschiedenen Orten in der Welt eng verbunden (vgl. Shur 1961: 354-359; Elkin 1961: 442-447). Dabei tat er sich nicht nur durch regelmäßige Vorträge hervor, sondern reiste beispielsweise im Herbst 1935 für mehr als ein Jahr - getrennt von seiner Familie -, nach Südafrika, um dort „Propaganda" für die Arbeit des YIVO zu machen und insbesondere Spenden einzuwerben.

Auch nach seiner Emigration nach New York 1943 war Steinberg als Mitglied der Verwaltung und des Direktoriums einer der wichtigsten Repräsentanten des YIVO. Im Februar 1954 verließ er jedoch das Direktorium aus Protest gegen den Beschluss des YIVO, deutsche Wiedergutmachungszahlungen anzunehmen, um damit jüdische Kultur zu fördern. Wie Steinberg in einem offenen Brief erklärte, handele es sich bei den Wiedergutmachungszahlungen um eine Frage, die den moralischen Zustand der ganzen jüdischen Gesellschaft berühre, beeinflusse und in Frage stelle (vgl. Elkin 1961: 444).[17] Wie schon im Vorfeld der Gründung des YIVO war er auch hier nicht zu Kompromissen bereit, die seinem Anspruch von Moral und der Wahrung kultureller Souveränität des Judentums entgegenstanden.

Dass sich Steinberg und seine Familie vor dem Zugriff der Nazis durch Emigration bzw. Flucht hatten retten können, dürfte wesentlich zu seinem neuen politischen Engagement beigetragen haben, das in den verbliebenen 22 Jahren seines Lebens

17 Vgl. hierzu auch Steinbergs Beitrag *Mir zeynen da?*, in dem er schreibt: „Und schaut, wie leicht sich unter uns die moralische Pest des deutschen Geldes verbreitet hat! Kein einziges staatliches, politisches oder kulturelles Argument kann die stille Stimme des jüdischen Gewissens ersticken, das sich gegen den falschen Beschluss erhebt." (Mir zeynen da?, Anhang von Steinbergs Brief an United Jewish Survivors of Nazi Persecution in U.S.A., 3.1.1955, Papers of Isaac Nachman Steinberg [1888-1957], YIVO New York, RG 366, Folder 50).

einen zentralen Platz einnahm. Bereits im Juli 1935 gründete er zusammen mit anderen Aktivisten in London die transnational und global agierende *Freeland League for Jewish Territorial Colonization*, die sich als Nachfolgerin der von Israel Zangwill begründeten und 1925 aufgelösten *Jewish Territorialist Organization* (ITO) darum bemühte, von einem Staat das Recht zu erlangen, verfolgte europäische Juden kollektiv und unter Wahrung ihrer eigenen Kultur ansiedeln zu dürfen. Eine wesentliche Rolle bei dieser Gründung spielte ein Netzwerk um Steinberg, Alfred Döblin und Ben-Adir (Abraham Rosin), das sich bereits in Berlin Mitte der 1920er Jahre (in Anlehnung an Horch 1995: 26) aus gemeinsamem Interesse an Fragen des Sozialismus gebildet hatte und nun in London und Paris angesichts der zunehmenden Verfolgungen des europäischen Judentums neue Prioritäten setzte.

Wie Steinbergs Ausführungen in seiner im September 1933 in London gegründeten jiddischsprachigen Wochenzeitung *Dos fraje Vort* zeigen, ging es ihm dabei nicht allein um die physische Rettung verfolgter Juden, sondern vielmehr auch um die Umsetzung eines sozialpolitischen und moralischen Programms. Dabei war nach Steinbergs Meinung das aktive Eintreten für jüdische Rechte - insbesondere das freie Niederlassungsrecht - keineswegs einem partikularistischen, sondern vielmehr einem universalistischen Prinzip verpflichtet (Steinberg 1935: 1). Im Sinne von Steinbergs *rooted cosmopolitanism* war das Engagement für jüdische Belange untrennbar verbunden mit dem Kampf um die Befreiung der ganzen Menschheit von sozialer und politischer Unterdrückung, womit eine klare Kontinuität zu seinem Engagement während der Russischen Revolution deutlich wird.[18]

In den folgenden zwei Jahrzehnten avancierte Steinberg schließlich zum weltweit wichtigsten Repräsentanten des jüdischen Territorialismusgedankens. In dieser Eigenschaft wurde Steinberg zu einem rastlosen Wanderer zwischen Ländern und Kontinenten, wobei er zahlreiche Verhandlungen mit höchsten Regierungsvertretern Großbritanniens, Australiens, den USA, Frankreichs und den Niederlanden führte. Am wichtigsten in diesem Zusammenhang war sein vier Jahre währender Aufenthalt in Australien zwischen 1939 und 1943, der von dem Versuch bestimmt war, australische Regierungen sowie Vertreter der Gewerkschaften, Kirchen und der Gesellschaft zu überzeugen, der *Freeland League* in den westaustralischen Kimberleys ein größeres Gebiet für die kollektive Ansiedlung verfolgter europäischer Juden zu überlassen (vgl. hierzu allgemein Rovner 2014: 154-159, 163-167, und passim; Matsdorf 1973/74: 24-30; Blakeney 1984: 277-292; Brenner 2016: 123-125; Alroey: 276-282).

Dabei ist zu betonen, dass der aus Europa stammende Jude Steinberg eine nicht zu unterschätzende Mittler- und Brückenfunktion in der australischen Öffentlichkeit erfüllte, die auch als solche wahrgenommen wurde. So erklärte die im australischen Perth erscheinende Zeitung *Westralian Worker* im Juli 1939:

> *The presence of Dr. Steinberg in Australia brings closer to us the persecutions now being suffered by the Jews in the totalitarian countries, and his mission is one to which it is impossible to remain indifferent (Westralian Worker, 21.7.1939: 5).*

18 Hendrik Wallat hat ganz richtig Folgendes bemerkt: „Steinbergs Weg von der Russischen Revolution zum Kampf für die (europäischen) Juden basiert auf der unbedingten, in seinem jüdischen Glauben gründenden Treue zur universellen Befreiung der Menschheit“ (Wallat 2013: 28).

Tatsächlich war es Steinberg schon kurz nach seiner Ankunft in Australien mit seiner „meisterhaften propagandistischen Technik“ (Blakeney 1984: 283) gelungen, die Regierung des Bundesstaates Westaustralien, regionale Politiker, Gewerkschaftsführer (The Argus, 6.1.1940: 3; The Australian Worker, 6.3.1940: 11; The West Australian, 20.4.1940: 4), höchste Kirchenvertreter (den anglikanischen Erzbischof Henry Le Fanu, den katholischen Erzbischof Dr. Daniel Mannix, den anglikanischen Bischof Charles Venn Pilcher), herausragende Personen des öffentlichen Lebens (vgl. bspw. The West Australian, 21.4.1943: 4; Rubinstein 1999: 35-59), Handelskammern, Universitäten (The West Australian, 7.4.1943: 2) und auch Teile der Presse (Blakeney 1984: 285) für seinen Plan zu gewinnen (vgl. auch Steinberg 194?: o.P.; Blakeney 1984: 282 f.). Dieser Umstand zeugt deutlich von Steinbergs politischen, interkulturellen, interreligiösen und sprachlichen Kompetenzen, die ihm - einem im Russländischen Reich geborenen orthodoxen Juden und Protagonisten der Oktoberrevolution - die Anerkennung als seriösen und verlässlichen Verhandlungspartner sehr erleichtert haben dürften. Auch der Umstand, dass er Abstinenzler war, einen möglicherweise irritierenden Bart trug (Steinberg 1948: 36 f.; Stedman 1960: 173) und einst mit den Bolschewiki koaliert hatte, habe angeblich keineswegs, wie ursprünglich befürchtet, seine australische „Mission“ beeinträchtigt. Ganz im Gegenteil scheint in den Augen Steinbergs gerade seine Vergangenheit als russischer Revolutionär für das von ihm repräsentierte *Freeland*-Projekt von Vorteil gewesen zu sein (Steinberg 1948: 37).

Allerdings gab es bezüglich Steinbergs Vergangenheit auch Vorbehalte und Missverständnisse auf höchster Ebene, die ihm selbst verborgen geblieben sein dürften. Wie aus den Memoiren eines ehemaligen australischen Ministers hervorgeht, hielt der damalige Premierminister Australiens, John Curtin (1885-1945), Steinberg für einen ehemals fanatischen Bolschewik, der für mehr Todesurteile verantwortlich gewesen sein soll als irgendeine andere Person in Russland (Calwell 1972: 111). Warum ausgerechnet der australische Premierminister gegenüber einem seiner Minister vorsätzlich oder unabsichtlich mit falschen biographischen Informationen zu Steinberg operierte, ist nicht bekannt. Es spricht jedoch einiges dafür, dass das antisemitische Ideologem vom „jüdischen Bolschewismus“ eine nicht unerhebliche Rolle dabei gespielt hat (vgl. bspw. die Erinnerungen von Minister Calwell 1972: 116). Während die Führungen einflussreicher Gewerkschaften Steinberg insbesondere aufgrund seiner sozialrevolutionären Vergangenheit unterstützten, war genau dies ein Grund für gewisse Politiker - auch in den Reihen der Labour-Party - gegenüber dem jüdischen Revolutionär Steinberg äußerst misstrauisch zu sein (Blakeney 1984: 290).

Tatsächlich war Steinberg als ehemaliger russischer Revolutionär von Beginn an von australischen Sicherheitsbehörden heimlich überwacht worden, da man ihn zunächst für einen potentiellen kommunistischen Spion hielt, der antibritisch eingestellt sei.[19] Dabei ist zu betonen, dass sich der australische Security Service bei seiner Überwachung mit Steinbergs Transkulturalität bzw. kulturellen Hybridität durchaus schwer tat. Denn dieser bediente sich eben nicht nur des Englischen, sondern beispielsweise bei Ansprachen vor jüdischen Gemeindevertretern, in Briefen an seine

19 Vgl. hierzu das Dossier des Security Service, New South Wales, National Archives of Australia: C123, 1554. Auch die *Catholic Press* verwies darauf, dass Steinbergs russischer Hintergrund das Einsickern von Kommunisten in das Land zur Folge haben könne (vgl. Blakeney 1984: 286).

Frau oder bei der Veröffentlichung von *Freeland*-Broschüren auch des Jiddischen, was ihn als besonders fremd und verdächtig erscheinen ließ.

Steinberg betrachtete sich selbst jedoch keineswegs als einen Fremden. In einem persönlichen Brief an den australischen Premierminister erklärte er im November 1943, dass er im Laufe seines vier Jahre währenden Aufenthaltes Land und Leute zu lieben begonnen habe und sich sogar als Adoptivsohn Australiens betrachte (Brief Steinbergs an den australischen Premierminister John Curtin vom November 1943, National Archives of Australia, M1415, 331). Auch wenn diese Wahrnehmung und Selbstrepräsentation nicht zuletzt dazu diente, die Skepsis, die mancher dem Fremden, Ausländer und Juden Steinberg entgegenbrachte, zu zerstreuen, so war sie doch keineswegs aus der Luft gegriffen. Als Ende März 1943 der australische Gesundheitsminister Jack Holloway (1875-1967) dem britischen Arbeitsminister Ernest Bevin (1881-1951), der auf Bitte Steinbergs bereits 1938 als mächtiger Gewerkschaftsführer die australische Regierung wegen der Realisierungsmöglichkeiten des *Freeland League*-Projektes angeschrieben hatte, in einem Brief um Unterstützung Steinbergs bat, nannte er diesen einen „sehr hoch geschätzten Bürger in unserem Land" („very highly respected citizen in our country"). Zwar wolle Steinberg nach so langer Abwesenheit seine Familie, die in London lebe, wiedersehen, allerdings hoffe man, wie Holloway betonte, dass er wieder zurückkehren und seine gute Arbeit in Australien fortführen werde.[20]

Und auch die Anhänger des *Freeland*-Projektes nahmen Steinberg nicht als Fremden wahr, sondern vielmehr als Internationalisten und Kosmopoliten. Ein australischer Jude, der ursprünglich ebenfalls aus Russland stammte und sich mit Steinberg gemeinsam für den Kimberley-Plan eingesetzt hatte, charakterisierte ihn später nahezu als Paradebeispiel für einen kosmopolitischen Juden, der das durch jahrhundertelange Grenzüberschreitungen gesammelte Wissen des Judentums in sich trug, dieses vermitteln konnte und dessen Weltanschauung von der Idee der Brüderlichkeit aller Menschen bestimmt war:

> *Who was more international and more cosmopolitan than Dr. Steinberg? It was the idea of the brotherhood of all men that dominated his philosophy. No country was to him dearer than another. Wherever people dwelt in peace and contentment this was the promised land. Steinberg never felt himself a stranger anywhere (Stedman 1960: 173).*

Im Gegensatz zur großen Mehrheit jüdischer Kosmopoliten und Internationalisten blieb aber Steinberg im religiösen und kulturellen Judentum Osteuropas verhaftet. Vor dem Hintergrund seines *rooted cosmopolitanism* war es nur konsequent, dass er sich angesichts der nahezu vollständigen Vernichtung der osteuropäischen Juden dafür einsetzte, im Sinne einer Selbstbehauptungsstrategie nach innen wie nach außen zur Lösung der Jüdischen Frage einen dritten Weg jenseits von zionistischem Staatsnationalismus oder radikaler Assimilation einzuschlagen, der auf eine Kontinuität der transnationalen und transterritorialen Diaspora-Kultur des osteuropäischen Judentums in einer anderen Region der Welt abzielte. Seine Absicht einer kollektiven Ansied-

20 Brief des australischen Sozial- und Gesundheitsministers Holloway an E. Bevin vom 31.3.1943, The National Archives, Kew, UK, FO 371/52516-0023.

lung osteuropäischer Juden ohne Eigenstaatlichkeit war vor allem auch vom Wunsch nach Wahrung *kultureller* Souveränität der künftigen jüdischen Siedler getragen. Das „Freiland" sollte ihnen neben dem physischen Schutz insbesondere die Möglichkeit geben, unter ihresgleichen die eigenen, jüdischen Traditionen, insbesondere aber die jiddische Sprache pflegen zu können. Damit waren zwar Grenzüberschreitungen und Interaktionen keineswegs ausgeschlossen oder verpönt, aber eine Assimilation, also die Preisgabe religiöser und kultureller Eigenart war in Steinbergs Augen alles andere als wünschenswert, was ihn als klaren Gegner des nationalstaatlichen Homogenisierungspostulats erscheinen lässt. Mit den Worten Steinbergs:

> *We want to see a vigorous Jewish culture take root in the Freeland territory. […] We specifically do want Polish, Lithuanian, Russian and Galician Jews to have their own historical continuity, to maintain and evolve their own particular way of life and their Yiddish language. This means creating a territory for Jews outside the Land of Israel […] A free land that will be secure from antisemitism and assimilation on the one hand and from statehood and its pitfalls on the other. A land that will be steeped in freedom and Jewish culture and help build a peaceful, productive and authentically Jewish home. (Steinberg 1948/2011: 6.3; ähnlicher Wortlaut auch bei Steinberg 1948a: 2 f.)*[21]

Allerdings vertrat, und dies muss mit größtem Nachdruck betont werden, Steinberg in Bezug auf das Judentum keineswegs ein essentialistisches Kulturverständnis, das von einer Reinheit und Unveränderlichkeit aus- und „oft mit einem aggressiven Verständnis von Nation, Heimat, Gemeinschaft und Zugehörigkeit einhergeht" (Said 1997: 22). Zwar blieb in seinen Augen das Wesen des Judentums über die Jahrhunderte hinweg in seinem Kern unverändert. Allerdings war er gleichzeitig der Meinung, dass das Judentum im Laufe der Zeit zahlreichen kulturellen Einflüssen und Veränderungen mithin einer Hybridisierung unterworfen gewesen sei. Wie oft erscheine, so Steinbergs rhetorische Frage, die eine oder andere Form jüdischen Lebens als typisch und rein jüdisch, obwohl diese die Juden in Wahrheit von einem anderen Volk übernommen haben. Das beste Beispiel sei Jiddisch. Was könne tiefer verwurzelt sein in der jüdischen Seele als Jiddisch? Und doch gehe, wie Steinberg betonte, mehr als die Hälfte dieser Sprache auf das Deutsche zurück (Steinberg 1948: 118). Letztlich bewertete Steinberg diese kulturellen Grenzüberschreitungen, Aneignungen und Hybridisierungen, die eng mit den transnationalen und transterritorialen Lebensformen des mittel- und ostmitteleuropäischen Judentums verbunden waren, als positiv, womit er sich in Opposition zum palästinozentrischen und diasporafeindlichen Kulturalismus des zionistischen Mainstreams befand.[22]

---

21 In ähnlicher Weise hatte er auch in seiner Schrift *Plain Words to Australian Jews*, die 1943 in Melbourne veröffentlicht wurde, darauf hingewiesen, dass nur eine kollektive Ansiedlung in einem bestimmten Gebiet Juden vor Assimilation und dem Verlust jüdischer Werte und jüdischer Kultur bewahren könne (Steinberg 1943: 19).

22 Zudem hob sich Steinberg mit seinen Ansichten zur jüdischen Kultur deutlich von vielen anderen Verfechtern kultureller Souveränität ab, die durch „die Behauptung der Eigenheit, der Reinheit und der Authentizität Deutungs- und konsequenterweise Handlungsmacht herzustellen" (Feindt/Gißibl/Paulmann 2017: 25) versuchten (vgl. auch ebd.: 31).

Ebenso stand Steinbergs anti-etatistischer Internationalismus und Kosmopolitismus wie auch sein betont „unpolitischer" Plan eines *Freelands* für verfolgte Juden in deutlichem Gegensatz zum politischen Zionismus. Im Januar 1946 wurde Steinberg als Vertreter der *Freeland League* vor das *Anglo-American Committee of Inquiry* geladen. Dieses Komitee war gemeinsam von der britischen und US-amerikanischen Regierung eingesetzt worden, um den Konflikt zwischen Juden und Arabern im Mandatsgebiet Palästina auf diplomatischem Wege zu lösen. In seiner Aussage vor dem Gremium zollte Steinberg dem zionistischen Aufbauprojekt in Palästina einerseits seinen Respekt, andererseits machte er auch keinen Hehl aus seinen massiven Vorbehalten, die seiner anti-etatistischen und ethischen Haltung entsprangen. Ohne Umschweife gestand er als Vertreter der *Jewish Freeland League* ein, dass seine Organisation kein großes Interesse an der Entstehung eines jüdischen Staates in Palästina habe. Zum einen glaube man grundsätzlich nicht, dass die Welt, wie sie sich momentan entwickle, überhaupt noch eines weiteren Staates bedürfe. Zum anderen hätte ein jüdischer Staat in Palästina, sollte er nicht mit Zustimmung der arabischen Bevölkerung gegründet werden, einen sehr schweren Stand – ein Umstand mit besorgniserregenden Folgen. Wolle ein solch kleiner Staat überleben, müsse er, so Steinbergs Befürchtung, seine ganze Energie auf die Selbstverteidigung ausrichten, was von Beginn an eine Militarisierung des Landes bedeuten würde. Damit würde aber die moralische, geistige und ökonomische Entwicklung des Landes gelähmt werden. Vor diesem Hintergrund sei die *Freeland League*, so Steinberg weiter, der Meinung, man müsse einen anderen Weg gehen, nämlich den der kollektiven Ansiedlung von Juden in einem unbewohnten Gebiet auf strikt unpolitischer Grundlage.[23]

Seiner auf einer anderen Vorstellung von jüdischer Vergemeinschaftung beruhenden grundsätzlichen Ablehnung einer jüdischen Staatlichkeit in Palästina, wie er sie vor dem *Anglo-American Committee of Inquiry* zum Ausdruck gebracht hatte, blieb Steinberg bis zum Ende seines Lebens treu, was nicht zuletzt daran lag, dass die weitere Entwicklung des Staates Israel seine Befürchtungen zu bestätigen schien. Bereits im Herbst 1946 rief er zu einem Ende des „Krieges" in Palästina auf, wobei er harsche Kritik an den „terroristischen" Methoden jüdischer Extremisten gegen Engländer, Araber und andere Juden übte (Steinberg 1946: 5-7, 14 f.). Ebenso betrachtete er das Massaker, das israelische Soldaten unter dem Kommando Ariel Scharons Mitte Oktober 1953 im palästinensischen Dorf Kibya verübten, nicht nur als kaltblütigen Mord an unschuldigen Menschen und als ein haarsträubendes Verbrechen, sondern als Bedrohung der traditionellen ethischen Grundlagen des jüdischen Volkes. Wie Steinberg weiter ausführte, bestehe die Aufgabe der *Freeland League* nicht mehr allein darin, Ansiedlungsgebiete für entwurzelte Juden zu finden, sondern vor allem in der Wahrung der zunehmend vernachlässigten Diasporakultur des jüdischen Volkes und der Stärkung seiner Moral, die tagtäglich mehr ihre Heimat verliere. Der *Freeland League* fiel somit nach seiner Meinung die Verantwortung zu, die durch den „politischen und etatistischen Zionismus" verursachte ethische Degeneration des Judentums zu bekämpfen (Steinberg 1953: 3). Damit stand der „jüdische Nationalismus", der laut Slezkine „wirklich eine Antwort auf das Problem der Staatlichkeit hatte" und „sich überdies dadurch empfahl, dass er die Vision eines konsequent appolinischen Juden-

23 Reports of the Anglo-American Committee of Inquiry, confidential files, re, Palestine, 1944-1946, Wilmington/Delaware 1987, Mikrofilm Nr. 8.

tums, inklusive Kriegerehre und ländlicher Verwurzlung bot“ (Slezkine 2007: 157), im krassen Gegensatz zu Steinbergs *rooted cosmopolitanism*, der in der jiddischsprachigen Diasporakultur verwurzelt war und auf einer Ethik der Achtung des anderen bzw. Fremden beruhte. Insofern verkörperte Steinbergs Lebenspraxis und politisch-kulturelles Engagement ein Modell jüdischen Lebens, das Jahrzehnte später die Boyarins als Gegenentwurf zum Zionismus und seiner Betonung einer jüdisch-staatlichen Hegemonie vertraten.

Auch wenn in der Rückschau das zionistische Staatsprojekt in Palästina als die einzig folgerichtige Lösung der jüdischen Frage erscheint, so muss betont werden, dass die politische Realisierung des *Freeland*-Projektes in seiner Zeit alles andere als aussichtslos oder unrealistisch war. Steinberg war ein global agierender Visionär, der mit seinen Vorstellungen von einer Wahrung kultureller Souveränität des Diaspora-Judentums ein sehr weitreichendes grenzüberschreitendes Unterstützernetzwerk knüpfen konnte, dem unter anderen Thomas Mann, Erich Fromm, Arthur Hays Sulzberger, Yehudi Menuhin, Sumner Welles, George Cukor (Regisseur), Max Warburg und der Friedensnobelpreisträger Sir Norman Angell angehörten. Dass es ihm gelang, ernsthafte politische Verhandlungen mit höchsten Regierungsvertretern Australiens, Englands, der USA, Frankreichs oder der Niederlande führen und teilweise auch die Öffentlichkeit für sein Projekt einer kollektiven Ansiedlung von Juden mobilisieren zu können, spricht deutlich für seine inter- und transkulturelle Kompetenz und Weltgewandtheit.

Allerdings war der Kosmopolit Steinberg angesichts der jüngsten Erfahrungen und politischen Verhältnisse nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs offensichtlich keineswegs der Meinung, dass auch für die Überlebenden des Holocaust eine gewisse Form von Internationalismus angebracht sei. Als ihm ein Entscheidungsträger vorschlug, die künftigen jüdischen Siedler in Surinam als erste Menschen überhaupt mit der UN-Staatsbürgerschaft auszustatten, antwortete ihm Steinberg, seit Jahrzehnten ein überzeugter Internationalist und Anti-Etatist, Folgendes:

> *We are sure that your suggestion to make the Jewish settlers in Surinam the world's first U.N. citizens is well meant, but we doubt if it would have the support of the Jewish DP's in Europe. These people have suffered too much and too recently to become the first guinea-pigs of an experiment in international brotherhood which unfortunately is still far from being reality. In the past, almost every Western nation has used them as scapegoat and testing ground for its own vicious inclinations, and today, sick in body and despondent in spirit, they are still exposed to the most degrading man-hatred in civilized history. For them, a U.N. Citizenship status would be merely a euphemism for the outcast state in which they find themselves already. To resign one's own citizenship and accept that of the U.N. requires a kind of heroism which we, who live in comfort, have no right to exact from the underdog. We would suggest that the step be taken first by Englishmen, or by Australians or Americans, by people, in fact, who are accustomed to security and who can better afford to take risks. (Brief Steinbergs an V. Victarsen vom 14.10.1947, Papers of Isaac Nachman Steinberg (1888-1957), YIVO New York, RG 366, Folder 121).*

Vor dem Hintergrund seiner persönlichen Erfahrungen wie auch des Zweiten Weltkriegs und vor allem des Holocausts war Steinberg zu sehr Realist, um nicht doch Zweifel an einem „Experiment in internationaler Brüderlichkeit“ bzw. an der Praktikabilität kosmopolitischer Lebensentwürfe zu hegen. In den Augen des Anti-Etatisten Steinberg war Kosmopolitismus und Internationalismus mit erheblichen Risiken verbunden, die einerseits vom Nationalismus ausgingen, andererseits aber auch durch die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staat - allerdings nicht zu einem jüdischen - verringert werden konnten. Auch wenn Steinberg weiterhin einen bedingungslosen ethischen Universalismus propagierte und die *loyalty to all of humanity* niemals aufgab, so war er nun alles andere als überzeugt, dass sich sein *rooted cosmopolitanism* angesichts der damit verbundenen Gefahren als Modell auf andere übertragen ließe.

Schlussbemerkungen

Abschließend sei nochmals der eingangs zitierte Nachruf auf Steinberg im *Jewish Quarterly* in Erinnerung gerufen, wonach Steinbergs Wirken in Russland, Deutschland, England, Südafrika, Australien, den USA, Kanada und Mexiko auf den merkurianischen Geist verweise, der ihn angetrieben habe. Fünfzig Jahre später veröffentlichte Jurij Slezkine sein bahnbrechendes Werk *Das jüdische Jahrhundert*, in dem er die Juden als herausragende Vertreter der Merkurianer behandelt, die als ethnisch fremde Nomaden die einheimischen, sesshaften und kriegerischen Bevölkerungen der umgebenden Agrar- oder Hirtengesellschaften, also die Apollonier, vor allem mit Dienstleistungen versorgten. Wenn man Slezkine folgt, wonach Nationalismus wie auch Kommunismus „von Grund auf apollinisch waren, weshalb viele Merkurianer, die der Ermordung entgingen, zu Apolloniern merkurianischer Herkunft oder zu Bürgern des gerade ‚wiederbelebten‘ Israel [...] wurden (die zumeist apollinischer – und wesentlich martialischer – als Apollo selbst waren)“ (Slezkine 2007: 55), dann war Steinberg eher eine Ausnahmeerscheinung. Bis zu seinem Lebensende beschritt er konsequent den Weg des Antinationalismus und Antikommunismus. Dies bedeutete konkret, dass er im Sinne seines auf die biblischen Propheten zurückgehenden ethischen Universalismus immer wieder den Zionismus und Israel wie auch die Sowjetunion wegen deren unverhältnismäßiger Anwendung von Gewalt, die nur der Erhaltung des Staates und der Macht diene, massiv in der Öffentlichkeit kritisierte.

Gerade in diesem Umstand dürfte sicherlich der wesentliche Grund liegen, warum Steinberg, um mit den Worten Adam Rovners zu sprechen, eine der bedeutendsten jüdischen Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts ist, von der man wahrscheinlich noch nie gehört hat (Rovner 2014: 154). Als überzeugter Internationalist und Anhänger eines ethischen Sozialismus brach er mit den staatskommunistischen Bolschewiki, deren „Staatsinteresse“ den „Interessen der Weltrevolution“ (Steinberg 1927: o.P.) widersprach und die mit ihrem systematischen Terror den „Roten Oktober“ verrieten. Da sowohl in der Sowjetunion als auch im Westen jahrzehntelange eine Sichtweise dominierte, die die führende Rolle der Bolschewiki in der Oktoberrevolution, ob im Positiven oder im Negativen, betonte, wurden realistische Alternativen des Ge-

schichtsverlaufs, wofür nicht zuletzt Steinbergs Wirken und das seiner Partei der Linken Sozialrevolutionäre stand, aus dem kollektiven Gedächtnis ausgeblendet.[24]

In ähnlicher Weise fügte sich Steinbergs globales Engagement für eine Wahrung kultureller Souveränität des osteuropäischen Judentums lange Zeit nicht in die vom Zionismus dominierten *master narratives* jüdischer Geschichte ein. Konkurrierende und alternative Entwürfe zum zionistischen Staatsaufbauprojekt in Palästina, die in Abkehr von jüdisch-nationalen Eigenstaatlichkeitsbestrebungen auf eine Kontinuität der von Transnationalität und Transterritorialität geprägten osteuropäisch-jüdischen Diasporakultur abzielten, fanden bewusst keinen Eingang in das jüdische kulturelle Gedächtnis. Wie bereits bei den allgemeinen Ausführungen zum Kosmopolitismus erwähnt, haben gerade die Lebensläufe kosmopolitischer Juden jahrzehntelang keine Rolle in der israelischen und diasporajüdischen Erinnerungskultur gespielt. Dass Steinberg im Gegensatz zu Zionisten und Assimilationswilligen für einen *rooted cosmopolitanism* stand, machte ihn umso mehr zu einem Außenseiter, den man dem Vergessen anheimfallen lassen konnte. Der biographische Ansatz ermöglicht es jedoch, globale Subjekte wie Steinberg - vermeintliche „Verlierer der Geschichte“ - wieder ins kulturelle Gedächtnis einzuschreiben und damit vor allem realistische Alternativen des Geschichtsverlaufs aufzuzeigen.

Steinbergs ethischer und internationalistischer Sozialismus, seine vehemente Absage an Nationalismus und Etatismus wie auch seine Lebensweise, in der Welt zuhause zu sein und trotzdem an seinen kulturellen Wurzeln festzuhalten, passten in keine der gängigen und dominierenden ideologischen Strömungen der Zeit. Inwieweit aber diese transgressive Lebenspraxis eines *rooted cosmopolitanism* in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts tatsächlich eine weitgehende Ausnahme darstellte, müssen weitere Forschungen zeigen.

ARCHIVQUELLEN

Offener Brief Steinbergs an Ernst Toller vom 12.12.1930, Papers of Isaac Nachman Steinberg (1888-1957), YIVO New York, RG 366, Folder 944.

Offener Brief Steinbergs an Emile Vandervelde, ohne Datum, Papers of Isaac Nachman Steinberg (1888-1957), YIVO New York, RG 366, Folder 944.

Steinberg, Isaac: jiddischsprachiges Manuskript ohne Titel, Januar 1939, Papers of Isaac Nachman Steinberg (1888-1957), YIVO New York, RG 366, Folder 949.

Steinberg, Isaac: „Hauptdetails für die Rede bei der Schlusssitzung“, Papers of Isaac Nachman Steinberg (1888-1957), YIVO New York, RG 366, Folder 61.

Brief Steinbergs an V. Victarsen vom 14.10.1947, YIVO, Papers of Isaac Nachman Steinberg (1888-1957), YIVO New York, RG 366, Folder 121.

Mir zeynen da?, Anhang von Steinbergs Brief an United Jewish Survivors of Nazi Persecution in U.S.A., 3.1.1955, Papers of Isaac Nachman Steinberg (1888-1957), YIVO New York, RG 366, Folder 50.

Rudolf Rocker: Dr. J. Steinberg zum 60. Geburtstag, Rudolf Rocker Papers, Folder 308, International Institute of Social History (Amsterdam).

Dossier des Security Service, New South Wales, National Archives of Australia: C123, 1554.

24 Die Rolle der PLSR während der Revolution vor dem Vergessen zu bewahren und deutlich zu machen, dass es auch einen anderen, humaneren Weg Russlands nach der Oktoberrevolution gegeben hätte, war ein zentrales Anliegen Steinbergs für die Publikation seiner autobiographischen Erinnerungen *In the Workshop of the Revolution* (Steinberg 1953a: VIII–IX).

Brief des australischen Sozial- und Gesundheitsministers Holloway an E. Bevin vom 31.3.1943, The National Archives, Kew, UK, FO 371/52516-0023.

LITERATUR

2000 protestieren. Eine imposante Kundgebung für die Vorkämpfer der russischen Revolution, in: Der Syndikalist. Organ der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Anarcho-Syndikalisten) – Angeschlossen an die Internationale Arbeiter-Assoziation 11, Nr. 16, 20.4.1929.

AHR Conversation (2013): How Size matters: The Question of Scale in History, in: The American Historical Review 118/5 (December 2013), 1431-1472. https://doi.org/10.1093/ahr/118.5.1431

Alroey, Gur (2016): Zionism without Zion. The Jewish Territorial Organization and its Conflict with the Zionist Organization, Detroit.

Amnestie für alle russischen Oktober-Kämpfer!, in: Kommunistische Politik 2 (1927), Nr. 19/20.

Appiah, Kwame Anthony (1997): Cosmopolitan Patriots, in: Critical Inquiry 23/3, 617-639. https://doi.org/10.1086/448846

Blakeney, Michael (1984): Proposals for a Jewish colony in Australia, 1938-1948, in: Jewish Social Studies 46, Nr. 3/4, 277-292.

Bödeker, Hans Erich (2003): Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand, in: Hans Erich Bödeker (Hg.): Biographie schreiben, Göttingen, 11-62.

Boyarin, Daniel und Jonathan Boyarin (1993): Diaspora. Generation and the ground of Jewish identity, in: Critical Inquiry 19/4, 693-725. https://doi.org/10.1086/448694

Brenner, Michael (2016): Israel. Traum und Wirklichkeit des jüdischen Staates. Von Theodor Herzl bis heute, München.

Buschak, Willy (1985): Das Londoner Büro. Europäische Linkssozialisten in der Zwischenkriegszeit, Amsterdam.

Calwell A. A. (1972): Be just and fear not, Victoria/Australien.

Clavin, Patricia (2011): Introduction. Conceptualising Internationalism between the World Wars, in: Daniel Laqua (Hg.): Internationalism reconfigured. Transnational ideas and movements between the world wars, London, New York, 1-14.

Cohen, Mitchell (1992): Rooted Cosmopolitanism, in: Dissent, 478-483.

Conrad, Sebastian (2013): Globalgeschichte. Eine Einführung, München. https://doi.org/10.17104/9783406645747

Dubnow, Simon (2005): Buch des Lebens. Erinnerungen und Gedanken. Materialien zur Geschichte meiner Zeit, Bd. 3: 1922-1933, hrsg. von Verena Dohrn, Göttingen.

Elkin, Mendel (1961): I. N. Shteynberg - Der YIVO-Tuer, in: Yitskhak Nakhman Shteynberg. Der mentsh, zeyn vort, zeyn oyvtu. 1888-1957, hrsg. vom Steinberg Buch-Komitee, New York, 442-447.

Erlich, Victor (2005): Leben mit Großvater, in: Simon Dubnow: Buch des Lebens. Erinnerungen und Gedanken. Materialien zur Geschichte meiner Zeit, Bd. 3: 1922-1933, hrsg. von Verena Dohrn, Göttingen, 221-229.

Feindt, Gregor, Bernhard Gißibl und Johannes Paulmann (2017): Kulturelle Souveränität. Zur historischen Analyse von Deutungs- und Handlungsmacht jenseits des Staates, in: dies. (Hg.): Kulturelle Souveränität. Politische Deutungs- und Handlungsmacht jenseits des Staates im 20. Jahrhundert, Göttingen, 9-46.

Graf, Andreas G. (2001): Selbstbehauptung und Widerstand deutscher Anarchisten und Anarcho-Syndikalisten, in: Ders. (Hg.): Anarchisten gegen Hitler. Anarchisten, Anarcho-Syndikalisten, Rätekommunisten in Widerstand und Exil, Berlin, 35-61.

Grill, Tobias (2014): Isaak Nachman Steinberg: „Als ich Volkskommissar war“ oder „Eine soziale Revolution, die die Rechte ihrer Klassengegner verteidigt – das wäre eine große moralische Lehre der Menschlichkeit gewesen!“, in: Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte 23, 141-167.

Grüner, Frank (2008): Patrioten und Kosmopoliten: Juden im Sowjetstaat 1941-1953, Köln/Weimar/Wien.

Harders, Levke (2014): Legitimizing Biography: Critical Approaches to Biographical Research, in: Bulletin of the GHI 55, 49-56.

Herren, Madeleine (2005): Inszenierungen des globalen Subjekts. Vorschläge zur Typologie einer transgressiven Biographie, in: Historische Anthropologie 13/3, 1-18.

Horch, Hans-Otto (1995): Alfred Döblin und der Neo-Territorialismus. Mit bisher unveröffentlichten Auszügen aus Briefen Döblins an Nathan Birnbaum, in: Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium 1993, Bern, 25-36.

Isaac Steinberg, a Jewish Leader, in: New York Times, 3.1.1957, 33.

Kitzinger, Denis (2011): Towards a Model of Transnational Agency: the Case of Dietrich von Hildebrand, in: The International History Review 33/4 (December 2011), 669-686. https://doi.org/10.1080/07075332.2011.620740

Korsch, Karl (2001): Gesamtausgabe, Briefe 1908-1939, hrsg. von Michael Buckmiller, Michel Prat und Meike G. Werner, Amsterdam.

Kubina, Michael (2000): Von Utopie, Widerstand und Kaltem Krieg. Das unzeitgemäße Leben des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906-1978), Münster u.a.

Kuznitz, Cecile Esther (2014): YIVO and the making of modern Jewish culture, New York. https://doi.org/10.1017/CBO9781139013604

Marx, Karl (1929): Zur Judenfrage, hrsg. von Stefan Grossmann, Berlin.

Matsdorf, Wolf Simon (1973/74): A New Jerusalem in Australia - The Kimberley Plan, in: The Wiener Library Bulletin 27, Nr. 30/31, 24-30.

Miller, Michael und Scott Ury (2010): Cosmopolitanism: the end of Jewishness?, in: European Review of History 17, Nr. 3, 337-359. https://doi.org/10.1080/13507486.2010.481923

Neiss, Marion (1998): Jiddische Zeitungen und Zeitschriften im Berlin der Weimarer Republik, in: Wolfgang Benz, Arnold Paucker und Peter Pulzer (Hg.): Jüdisches Leben in der Weimarer Republik, Tübingen, 239-251.

Panter, Sarah, Johannes Paulmann und Margit Szöllösi-Janze (2015): Mobility and Biography. Methodological Challenges and Perspectives, in: Jahrbuch für Europäische Geschichte 16, 1-14. https://doi.org/10.1515/9783110415162

Pernau, Margrit (2011): Transnationale Geschichte, Göttingen.

Reports of the Anglo-American Committee of Inquiry, confidential files, re, Palestine, 1944-1946, Wilmington/Delaware 1987, Mikrofilm Nr. 8.

Roback, A. (1957): Oddities and Quiddities, in: Jewish Quarterly 4/4, 39 f.

Rovner, Adam (2014): In the Shadow of Zion. Promised Lands before Israel, New York und London.

Rubinstein, Hilary L. (1999): The Three State Manifestos in Support of the Kimberley Scheme, 1939-40: Texts and Signatories, in: Journal of the Australian Jewish Historical Society 15, 35-59.

Said, Edward (1997): Einleitung: Weltzugewandte Kritik, in: ders.: Die Welt, der Text und der Kritiker, Frankfurt am Main.

Schwentker, Wolfgang (2005): Globalisierung und Geschichtswissenschaft. Themen, Methoden und Kritik der Globalgeschichte, in: Margarete Grandner, Dietmar Rothermund und Wolfgang Schwentker (Hg.): Globalisierung und Globalgeschichte, Wien, 36-59.

Shteynberg, Aharon (1961): Yitskhak Nakhman Shteynbergs kinder- un yugnt-jarn (1888-1914), in: Yitskhak Nakhman Shteynberg. Der mentsh, zeyn vort, zeyn oyvtu. 1888-1957, hrsg. vom Steinberg Buch-Komitee, New York, 21-77.

Shur, Michal (1961): In Darom-Afrike, in: Yitskhak Nakhman Shteynberg. Der mentsh, zeyn vort, zeyn oyvtu. 1888-1957, hrsg. vom Steinberg Buch-Komitee, New York, 354-359.
Slezkine, Yuri ([2]2007): Das jüdische Jahrhundert, Göttingen.
Souchy, Augustin (1977): „Vorsicht Anarchist!". Ein Leben für die Freiheit. Politische Erinnerungen, Darmstadt u.a.
Spiegel, Alexander (1963): A Life in Storm, Jerusalem/Tel Aviv.
Stedman, S. (1960): Dr. Steinberg in Australia, in: Australian Jewish Historical Society. Journal and Proceedings 5, 170-186.
Steinberg, Isaak (1918): Warum wir gegen den Brester Frieden sind. Partei der linken Sozialisten-Revolutionäre (Internationalisten), Genf.
Steinberg, J. (1918a): Pourquoi nous sommes contre la paix de Brest-Litowsk, Genf.
Steinberg, Isaac (1918b): Why We Are Against the Brest-Litovsk Peace, Genf.
Štejnberg, Isaak (1918c): Počemu my protiv Brestskogo Mira [Warum wir gegen den Brester Frieden sind], Moskau.
Steinberg, Isaak Z. (1921/2001): Die Klaue des Teufels, in: Znamja, Nr. 8 (10), März 1921, Sp. 32, hier zitiert nach der deutschen Übersetzung in: Willy Birkenmaier (Hg.): Isaak Steinberg von Moskau nach Sydney, Heidelberg.
Steinberg, Isaak (1921/2001a): Die Partei der linken Sozialrevolutionäre, in: Znamja. Vremennik literatury i politiki, Nr. 2 (1921), hier zitiert nach der deutschen Übersetzung in Willy Birkenmaier (Hg.): Isaak Steinberg zwischen Oktoberrevolution und Bolschewismus, Heidelberg, 96-102.
Štejnberg, I. Z. (1923): Nravstvennyj lik revoljucii [Das sittliche Antlitz der Revolution], Berlin.
Steinberg, Isaak (1927): Die große Tragödie eines kleinen Volkes, in: Der Syndikalist 9, 8. Oktober, o.P.
Steinberg, Isaak (1929): Als ich Volkskommissar war. Episoden aus der russischen Oktoberrevolution, München.
Steinberg, Isaak (1931): Gewalt und Terror in der Revolution (Oktoberrevolution oder Bolschewismus), Berlin.
Steinberg, Isaac (1933): „A frey yidish vort!", in: Dos fraye Vort, Nr. 1, 15.9.1933, 1.
[Steinberg, Isaac] (1935): „Frayland"-Bavegung, in: Dos fraye Vort, Nr. 65, 26.7.1935, 1.
Steinberg, I. N. (1943): Plain Words to Australian Jews, Melbourne.
Steinberg (194?), I. N.: A Jewish Settlement in Australia, New York.
Steinberg, I. N. (1946): Nider mit der milchome [Nieder mit dem Krieg], in: Ojfn shvel (Oktober/November); End the War!, in: Freeland 2, Nr. 6 (November/Dezember), 5-7, 14f.
Steinberg, I. N. (1948): Australia – The Unpromised Land. In Search of a Home, London.
Steinberg, Isaac (1948a): The Place of „Freeland" in Jewish Life. Address delivered to Second Freeland Conference in New York, October 1948.
Steinberg, Isaac (1948/2011): The Place of „Freeland" in Jewish Life, in: Afn Shvel, Oktober/November 1948, zitiert nach Afn Shvel, Special English Anniversary Issue, Summer 2011, 5-6.3.
Steinberg, I. N. (1953): The Jubilee of an Idea, in: Freeland 8, Nr. 5 (November/Dezember), 2-3.
Steinberg. I. N. (1953a): In the Workshop of the Revolution, New York u.a.
Struck, Bernhard, Kate Ferris und Jacques Revel (2011): Introduction: Space and Scale in Transnational History, in: The International History Review 33/4 (December 2011), 573-584. https://doi.org/10.1080/07075332.2011.620735
Sznaider, Natan (2007): Hannah Arendt's Jewish Cosmopolitanism. Between the Universal and the Particular, in: European Journal of Social Theory 10/1, 112-122. https://doi.org/10.1177/1368431006068764
Sznaider, Natan (2008): Gedächtnisraum Europa. Die Visionen des europäischen Kosmopolitismus, eine jüdische Perspektive, Bielefeld.

The Argus, 6.1.1940, 3.
The Australian Worker, 6.3.1940, 11.
The West Australian, 20.4.1940, 4.
The West Australian, 7.4.1943, 2.
The West Australian, 21.4.1943, 4.
Wallat, Hendrik (2012): Staat oder Revolution. Aspekte und Probleme linker Bolschewismuskritik, Münster.
Wallat, Hendrik (2013): Oktoberrevolution oder Bolschewismus. Studien zu Leben und Werk von Isaak N. Steinberg, Münster.
Werbner, Pnina (2006): Vernacular Cosmopolitanism, in: Theory, Culture, and Society 23/2-3, 496-498. https://doi.org/10.1177/026327640602300291
Westralian Worker, 21.7.1939, 5.

Zusammenfassung

Im vorliegenden Beitrag soll anhand der Biographie von Isaac Steinberg, Protagonist der Oktoberrevolution und später Führer des jüdischen Neo-Territiorialismus, gezeigt werden, in welcher Weise der bewusste transnationale Aktivismus eines globalen Subjekts in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von einer dezidierten Haltung des *rooted cosmopolitanism* geprägt war. Damit offenbart sich in der grenzüberschreitenden Lebenspraxis eines Individuums, wie das Globale und das Lokale, Universalismus und Partikularismus, Weltbürgertum und kulturelle Souveränität miteinander verflochten waren bzw. aufeinander bezogen blieben. Auch wenn einem derartigen transnationalen Aktivismus im „Zeitalter der Extreme“ letztlich kein „Erfolg“ beschieden war, und der *rooted cosmopolitan* in der Erinnerungskultur marginalisiert wurde, so treten doch mit Hilfe des biographischen Zugangs sehr deutlich die Alternativen des Geschichtsverlaufs im globalen Kontext zutage.

Theater und Transmigration

Die Schauspielerin Helena Modrzejewska (1840-1909) zwischen USA und Polen

Berenika Szymanski-Düll

> *[…] though there is a saying that art has no nationality, yet the French plays are always best rendered by the French actors, while Shakespeare or plays from the German are almost impossible with them. I heard that 'Hamlet' was produced in Paris, but I am sure that I would not travel far to see a French 'Hamlet.' Germans can play Shakespeare because the spirit of the language is similar. Moreover, they possess the necessary weight and repose, and their translations of Shakespeare and other English plays are excellent (Modjeska 1910: 232).*

Bei der Betrachtung der hier zitierten Worte der Schauspielerin Helena Modrzejewska (1840-1909) könnte die Annahme getroffen werden, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Schauspielkunst als eine durch nationale Grenzen limitierte Kunstfertigkeit betrachtet wurde. Und in der Tat, blickt man auf Rezensionen und Kritiken der wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften der Zeit, so ist von „Schauspielkunst als nationalste[n] aller Künste" (*Das kleine Journal,* 7.12.1893) die Rede. Dementsprechend wurden ausländische Schauspielerinnen und Schauspieler in ihrer Kunstfertigkeit immer wieder aus der jeweiligen nationalen Perspektive und in Abgrenzung zur eigenen Nation betrachtet, wie das folgende Zitat über den Auftritt der berühmten italienischen Schauspielerin Eleonora Duse in Berlin 1892 beispielhaft verdeutlicht:

> *Schlicht, ohne Effecthascherei ist ihr Spiel, und wenn die Worte bisweilen mehr hervorgesprudelt als gesprochen werden, wenn Arme und Hände manchmal in eine vibrierende Bewegung geraten, die für den ruhigen Norddeutschen etwas Beängstigendes hat, so ist dies eben Italienische Art (Berliner Börsen-Zeitung, 23.11.1892).*

Trotz dieser signifikanten nationalisierenden Tendenzen im Theater, die mit dem *nation-state building*-Prozess (Anderson 1991) der Zeit einhergehen, lässt sich gleichzeitig eine Entwicklung hin zum Transnationalen beobachten. Zu begründen ist dies insbesondere durch Entwicklungen von Technologien und die damit einhergehende Ausdifferenzierung von Transport- und Kommunikationsmöglichkeiten, welche die Überwindung geographischer Distanzen ermöglichten und eine zunehmende globale Vernetzung im Theaterbetrieb begünstigten. Diese Veränderungen erweiterten den Aktionsraum von Schauspielern enorm und erlaubten ihnen Gastauftritte über

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.04

nationale, gar kontinentale Grenzen hinweg. Hierdurch begünstigt, erfuhr der noch im ausgehenden 18. Jahrhundert um seine gesellschaftliche Reputation ringende Berufsstand der Schauspieler im 19. Jahrhundert eine Aufwertung, die sogar so weit führte, dass bestimmten Akteuren der Aufstieg zu international bewunderten und gefeierten Stars gelang. Zu diesen gehörte auch die 1840 in Krakau geborene Helene Modrzejewska, die nicht nur ein Star *on tour* war, sondern auch eine Schauspielerin, die gerade die Migration von Polen in die USA und die damit verbundenen Herausforderungen als Möglichkeit nutzte, selbst ihren eingangs zitierten Worten zu widersprechen und international Karriere zu machen.

Während klassische Migrationstheorien insbesondere den Akkulturations- und Assimilationsprozess analytisch in den Fokus nehmen, *push*- und *pull*-Faktoren untersuchen und auf Schwierigkeiten und schmerzhafte Erfahrungen von Emigration und Immigration hinweisen, schlugen Nina Glick Schiller, Linda Basch und Cristina Blanc-Szanton in den 1990er Jahren das Konzept der transnationalen Migration vor (Glick Schiller/Basch/Blanc-Szanton 1992). In der heutigen, durch beschleunigte Transport- und Kommunikationsmöglichkeiten in vielerlei Hinsicht global vernetzten Welt neigen Migranten dazu, Aktivitäten zu schaffen, die sowohl ihre Herkunfts- als auch ihre Niederlassungsländer umfassen. Damit überwinden sie nicht nur in vielfacher Hinsicht nationale Grenzen, sondern sind imstande, verschiedene Gesellschaften miteinander zu verknüpfen und so transnationale Räume[1] zu formieren. Die Akteure solcher Praktiken werden dementsprechend als Transmigranten bezeichnet:

> *Transmigrants are immigrants whose daily lives depend on multiple and constant interconnections across international borders and whose public identities are configured in relationship to more than one nation-state. They are not sojourners because they settle and become incorporated in the economy and political institutions, localities, and patterns of daily life of the country in which they reside. However, at the very same time, they are engaged elsewhere in the sense that they maintain connections, build institutions, conduct transactions, and influence local and national events in the countries from which they emigrated (Glick Schiller/Basch/Blanc-Szanton 1995: 48).*

Als Transmigranten werden also Individuen bezeichnet, die sich zwischen ihrem Herkunftsland und ihrem Residenzland hin und her bewegen, indem sie grenzüberschreitende Beziehungen im familiären, ökonomischen, sozialen, politischen oder kulturellen Bereich unterhalten. Hierbei identifizieren sie sich nicht nur mit dem Land ihrer Herkunft oder dem ihrer Ankunft, sondern sind um eine Positionierung auf beiden Seiten bemüht, weisen also vielmehr fluide und multiple Identitäten auf, die sowohl auf ihr Heimat- als auch auf ihr Residenzland verweisen (Glick Schiller, Basch und Blanc-Szanton 1992: 11). Glick Schiller, Basch und Blanc-Szanton sehen gerade darin die Notwendigkeit begründet, Migranten nicht nur – wie bis dato – als passive und durch politische, ökonomische oder soziale Bedingungen determinierte Figuren zu betrachten, sondern vielmehr als aktive Subjekte und Entscheidungsträger zu identifizieren. Im Sinne dieser Betrachtungsweise plädieren sie dafür, neben den struktu-

1 Hier ist ein relationaler Raumbegriff gemeint, der davon ausgeht, dass Räume durch Beziehungen und Handlungen hergestellt werden.

rellen Determinanten von Migrationsprozessen auch die sie stützenden mikrostrukturellen Aspekte in den Fokus der Untersuchung zu nehmen.

Auch wenn die Wissenschaftlerinnen das Phänomen der Transmigration als ein neues Phänomen der heutigen Zeit definieren, muss festgehalten werden, dass bereits im 19. Jahrhundert unter Migranten transnationale Aktivitäten beobachtet werden können, wenn auch in der Qualität aufgrund neuer und neuester technischer Entwicklungen nicht mit der heutigen Zeit vergleichbar. Helena Modrzejewska gehört, sicherlich durch ihren Beruf als tourende Schauspielerin begünstigt, zu einem der besten Beispiele für transnationale Migration im 19. Jahrhundert. Sie überschritt die von ihr im obigen Zitat formulierten nationalen Grenzen und führte sowohl im Privaten als auch vor allem mit ihrer Bühnenaktivität geographisch, sprachlich und kulturell getrennte Räume zu einer Aktionsarena zusammen, indem sie sich zwischen verschiedenen kulturellen, politischen und ökonomischen Systemen hin und her bewegte und so diverse Verbindungen über nationale Grenzen hinweg erschuf.

Im Fokus des vorliegenden Artikels steht damit die außergewöhnliche Karriere Helena Modrzejewskas, wobei zu zeigen sein wird, dass die Schauspielerin nicht nur ein „Star zweier Kontinente" (Kydryński 1973) bzw. ein „binationaler Star" (Holmgren 2012: 254) war, sondern dass und wie sie sich gerade aufgrund ihrer Migration von einer nationalen zu einer transnational agierenden Akteurin entwickelte.

Emigration in die USA

Theater spielte eine wichtige Rolle im geteilten Polen. Einerseits war es trotz Zensur eines der wenigen Institutionen, in der die Möglichkeit bestand, polnische Sprache und Kultur zu pflegen (Kosiński 2010: 229 ff.); andererseits gehörten die Metropolen Krakau und Warschau zu den Bühnen, die internationale Stars anlockten. Gerade diese ausländischen Gastspiele beeindruckten Helena Modrzejewska, die bereits im Anfangsstadium ihrer Karriere davon träumte, im Ausland aufzutreten. Sie entschied sich – noch nicht einmal als Schauspielerin in Polen etabliert – zunächst für die deutschsprachige Bühne, studierte einige weibliche Parts der Stücke von Goethe, Schiller und Lessing ein und besuchte 1863 Wien und Berlin, um dort ihr Glück zu versuchen. Zwar soll ihr schauspielerisches Talent die Theatermanager beeindruckt haben, doch sahen sie Defizite in ihrem deutschen Akzent und rieten ihr, zunächst für einige Jahre im deutschsprachigen Raum zu leben, intensiv an Aussprache und Akzent zu arbeiten und erst dann erneut bei ihnen vorzusprechen. Modrzejewska, die sich zu diesem Zeitpunkt einen solchen Luxus finanziell nicht leisten konnte, kehrte nach Polen zurück und entschied sich, die Schauspielerei auf der polnischen Bühne fortzuführen (Modjeska 1910: 105 ff.). Noch im selben Jahr gelang ihr der Durchbruch in Krakau, drei Jahre später in Warschau.

Erst der zweite Versuch, im Ausland zu debütieren, war von Erfolg gekrönt: Im Juli 1876, auf dem Höhepunkt ihrer polnischen Karriere, emigrierte sie gemeinsam mit ihrem Sohn Rudolf, ihrem Ehemann, dem Grafen Karol Chłapowski, und einer kleinen Gruppe gleichgesinnter Freunde[2] in die USA. Zu dieser Zeit verließen viele

2 Hierzu gehörte Julian Sypniewski mit Frau und Kindern sowie der Zeichner Lucian Paprocki. Ursprünglich sollten noch Ignacy Maciejewski, Adam Chmielowski und Stanisław Witkiewicz mitreisen, sie entschieden sich jedoch dagegen. Henryk Sienkiewicz, der die Reise mitplante, war bereits ein paar Monate vorher in die USA aufgebrochen.

Polen aufgrund der schwierigen politischen und wirtschaftlichen Lage im Zuge der Dreiteilung ihre Heimat. Die USA gehörten dabei seit den 1850er Jahren zu einem der beliebtesten Ziele; in den Jahren 1870 bis 1914 kann sogar von einer Massenmigration nach Nordamerika gesprochen werden, wobei ca. 3,6 Millionen Polen, vor allem Landarbeiter und Handwerker, ins Land kamen (vgl. Bukowczyk 2008: 10 ff.). Bukowczyk spricht in diesem Zusammenhang von Migration *for bread* (Bukowczyk 1995: 3).

Für Helena Modrzejewska war Armut jedoch nicht das ausschlaggebende Motiv ihrer Emigration. Ihre Gründe lassen sich anhand der uns erhaltenen Dokumente in eine offizielle und eine inoffizielle Version kategorisieren, wobei sicherlich eine Mischung aus beiden als zutreffend konstatiert werden kann. So spricht sie öffentlich von der Faszination für das Fremde und einer gewissen romantischen Neugier auf das aus Erzählungen bekannte und abenteuerliche Leben in den USA:

> *Our friends used to talk about the new country, the new life, new scenery, and the possibility of settling down somewhere in the land of freedom, away from the daily vexations in which every Pole was exposed in Russian or Prussian Poland (Modjeska 2010: 248).*

Chłapowski plante die Gründung einer polnischen Kolonie und das Leben als Selbstversorger zu bestreiten. Des Weiteren ist die Rede von gesundheitlichen Problemen und einer nötigen Erholungspause für Modrzejewska:

> *[...] my husband's only desire was to take me away from my surroundings and give me perfect rest from my work. He thought, and the doctors agreed with him, that a long sea voyage might restore my heath and strengthen my nerves (Modjeska 1910: 258).*

Hinzu kamen Probleme mit der Zensur, die bei der Schauspielerin eine gewisse Unzufriedenheit hervorriefen. So wurde beispielsweise ihr Vorschlag, in Warschau Shakespeares *Hamlet* zur Aufführung zu bringen, zunächst mit der Begründung abgelehnt, dass im Stück ein Königsmord thematisiert werde, was nach Meinung des Zensors im polnischen Publikum illoyale Gedanken gegenüber dem russischen Zaren hervorrufen könnte. Noch heikler wurde es im Fall *Mazepa*, einem Stück von Juliusz Słowacki, das der Autor 1839 im Exil in Paris verfasst hatte und in dem eine der tragenden Rollen einem polnischen König zufällt – ein Umstand, welcher nach Ansicht des Zensors auf einer Bühne in Warschau nicht gezeigt werden durfte (Modjeska 1910: 241 ff.).

Aus der Briefkorrespondenz der Schauspielerin sowie der ihres Mannes[3] lässt sich allerdings der lang gehegte Wunsch, eventuell doch noch im Ausland Karriere machen zu können, als der wichtigste Grund für die Emigration Modrzejewskas konstatieren. Diesen formulierte sie gegenüber ihrer Freundin Stefania Leo – allerdings erst nach ihrer Emigration – sogar sehr eindeutig: „Das war mein geheimer Plan von An-

3 Alicja Kędziora und Emil Orzechowski haben 2015 eine sehr umfangreiche kommentierte Sammlung der Korrespondenz von Helena Modrzejewska und ihrem Mann Karol Chłapowski in zwei Bänden herausgegeben. Diese beinhaltet auch die englische Korrespondenz der beiden, die allerdings ins Polnische übersetzt wurde (Kędziora/Orzechowski 2015). Im Folgenden wird auf diese Ausgabe Bezug genommen.

fang an“[4] (Modrzejewska an Leo, 15.3.1877: 368). Diesen Plan hielt sie zunächst streng geheim, was zum einen daran lag, dass sie sich eines Erfolgs in den USA nicht sicher sein konnte und Angst vor öffentlicher Demütigung im Fall eines Misserfolges hatte. Zum anderen stand sie unter Vertrag beim Warschauer Theater. Diesen wollte sie aus Sicherheitsgründen nicht aufgeben, weswegen sie zunächst unter Angabe gesundheitlicher Gründe eine einjährige Spielpause nahm, selbst noch aus den USA versichernd, dass sie nach Warschau zurückkehren werde. So schrieb sie am 17.8.1876 an Siergiej Muchanov, den Präsidenten des Warschauer Theaters:

> *Ich hörte, dass in Warschau das Gerücht umhergeht, dass ich vorhabe, hier aufzutreten. Ich versichere Ihnen, dass dieses Gerücht falsch ist. [...] Ich habe einen Vertrag mit dem Warschauer Theater und ich würde niemals auf einer fremden Bühne spielen, ohne vorher mit Ihnen Rücksprache gehalten zu haben (Modrzejewska an Muchanov, 17.8.1876: 323).*

Nichtsdestotrotz muss das Vorhaben, in den USA zu debütieren, recht fest gewesen sein. So finden sich zum einen Hinweise hierfür noch vor der Emigration aus Polen im Briefverkehr zwischen Chłapowski und dem zu der Zeit in England lebenden Schriftsteller Ignacy Maciejewski, der Tipps gab, wie Modrzejewska in der US-Presse beworben werden könnte (z.B. Maciejowski an Chłapowski, 17.5.1876).[5] Zum anderen wird der Plan einer US-Karriere aus der Korrespondenz der Schauspielerin mit engen Vertrauten deutlich. So schrieb Modrzejewska bereits im August 1876, also nur einen Monat nach ihrem Aufbruch in die USA, in einem Brief an Stanisław Witkiewicz, dass sie einen gewissen Herrn Zolnowski, den Präsidenten der amerikanischen Polnischen Dramatischen Gesellschaft, in New York getroffen habe, der ihr Hoffnungen machte, auf Englisch spielen zu können (Modrzejewska an Witkiewicz, 13.8.1876). Genaueres wird zu diesem Zeitpunkt aber nicht genannt. Im Oktober schienen die Pläne insofern konkreter zu sein, als Chłapowski in einem Brief an seine Schwester Anna anmerkt, dass sie einige Monate auf der von ihnen gepachteten Farm in Anaheim verbringen werden, wo sich Helena auf ein Debüt vorbereiten müsse (Chłapowski an Chłapowska, 5.10.1876: 338). Im November verriet er seiner Familie dagegen, dass seine Frau schon in wenigen Wochen nach San Francisco aufzubrechen plane, um dort Englischunterricht zu nehmen und so das Debut voranzutreiben (Chłapowski an Chłapowski, ca. 15.11.1876: 349).

Während es im 19. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches darstellte, wenn international gastierende Schauspielerinnen und Schauspieler in ihrer eigenen Sprache, also der englischen, deutschen, französischen oder italienischen im Ausland spielten, war es unüblich, dass polnische Stars auf Bühnen im Ausland in ihrer Muttersprache agierten. Polnisch gehörte nicht zu den Weltsprachen, es klang zu hart, zu wenig

4 An dieser Stelle sei angemerkt, dass alle hier verwendeten Übersetzungen aus dem Polnischen, sofern nicht anders gekennzeichnet, von der Verfasserin dieses Artikels stammen.

5 So schrieb er beispielsweise den folgenden Vorschlag für den *New York Herald*, in dem er Modrzejewska mit international bekannten Schauspielerinnen in Zusammenhang brachte: „Es ist die erste Künstlerin – nicht nur Polin, sondern Europäerin – , bei deren Betrachtung Ristori vor Neid und aus Demütigung in Ohnmacht fiel, und die berühmte Bayerin Ziegler, wild und leidenschaftlich, wie Medea ihrer unvergleichbaren Süße, ihrem Charme und ihrem Gefühlsreichtum erlag“ (Maciejowski an Chłapowski, 17.5.1876: 306).

international. Zwar ist in der Korrespondenz Modrzejewskas immer wieder die Rede von Angeboten, in den USA auf Polnisch zu spielen, doch werden diese nicht konkretisiert.[6] Abwegig waren solche Angebote nicht; in den USA existierten durchaus polnisch sprachige Bühnen, doch gehörten sie nicht der Hochkultur an, sondern waren vielmehr „a ghettoized circuit" (Holmgren 2012: 149.), in dem sich polnische Auswanderer aus der Arbeiterschicht vergnügten. Ein Debüt auf einer solchen Bühne kam für die ambitionierte Modrzejewska daher nicht in Frage; ihr Ziel war es, auf amerikanischen Bühnen zu spielen, die der Hochkultur angehörten. Insofern war es ihre Absicht, erst auf Englisch aufzutreten und dann bei Erfolg auch Rollen auf Polnisch zu übernehmen (vgl. z.B. Chłapowski an Chłapowski, ca. 15.11.1876: 349).

Ein Debüt in einer Fremdsprache war zwar nicht Usus, jedoch auch keine Novität; andere Schauspieler versuchten sich ebenfalls durch den Wechsel der Sprache in einem neuen Wirkungskreis zu etablieren, wobei konstatiert werden kann, dass es sich vor allem um Schauspieler handelte, die migriert sind. So hat beispielsweise Bogumil Dawison (1818-1872) sein Bühnendebüt auf Polnisch gegeben und erst mit dem Beschluss, sich im deutschsprachigen Raum zu etablieren, Rollen in deutscher Sprache übernommen. Fanny Janauschek (1829-1904) hat sogar zwei Mal die Sprache gewechselt, zunächst vom Tschechischen ins Deutsche und dann ins Englische. Daniel Bandmann (1837-1905) ging sogar so weit, in drei Sprachen zu spielen: auf Deutsch, Englisch und Französisch.

Um ihr Vorhaben zu verwirklichen, musste Modrzejewska also zunächst die englische Sprache erlernen, denn bei der Einreise verfügte sie lediglich über einige wenige Wörter, die sich während der ersten Monate in Amerika kaum vermehrten, da sie hauptsächlich in Kreisen polnischer Migranten verkehrte und in ihrer Muttersprache kommunizierte. Im Januar 1877 verließ sie aus eben diesem Grund Anaheim (Chłapowski an Chłapowska, 23.1.1877: 362). Zusammen mit ihrer Lehrerin Jo Tuholsky, die als vierjähriges Kind mit ihren Eltern aus Polen in die USA migriert war und akzentfreies Englisch sprach, bereitete sie drei Rollen auf Englisch vor: Adrienne Lecouvreur aus dem gleichnamigen Stück von Eugène Scribe und Ernest Legouvé sowie William Shakespeares Julia und Cleopatra. Dabei lernte sie zunächst die Aussprache der einzelnen Wörter der Textpassagen, memorierte diese anschließend und rezitierte sie vor Tuholsky, die akribisch jeden Fehler korrigierte (Modjeska 1910: 317).

Auch wenn Chłapowski in den Januarbriefen an seine Familie euphorisch den März 1877 als einen möglichen Debuttermin benannte (siehe z.B. Chłapowski an Chłapowska, 23.1.1877: 362), so lag zu diesem Zeitpunkt noch kein konkretes Angebot vor. Vielmehr dauerte es einige Monate, bis Modrzejewska überhaupt die Möglichkeit hatte, ein Vorsprechen am *California Theatre* in San Francisco zu bekommen. Erst im Mai 1877 gewährte man ihr nach mehreren für die Schauspielerin frustrierenden Anläufen sowie dank der Kontakte befreundeter polnischer Landsleute ein Vorsprechen, bei dem sie schließlich zu überzeugen vermochte (vgl. Modjeska 1910: 326 ff.; Modrzejewska an Faleńska, ca. 15.5.1877: 385). Doch bevor sie letztendlich einige Monate später vor kalifornischem Publikum auftreten durfte, musste sie ihren Nachnamen ändern, weil dieser in den Ohren der Amerikaner zu Polnisch klang und

6 Hinweise hierfür finden sich z.B. im Brief Modrzejewskas an die Krakauer Familie vom 17.10.1876 oder im Brief von Chłapowski an Józef Chłapowski vom 15.11.1876.

das Theatermanagement fürchtete, der Name könnte das Publikum abschrecken. Modrzejewska war nicht bereit dazu, sich einen komplett neuen Nachnamen geben zu lassen, und machte dem Manager des *California Theatre* John McCullough einen Vorschlag, der ihren Nachnamen für das US-Publikum zwar vereinfachte, ihre polnischen Wurzeln jedoch erkennen ließ. In ihrer Autobiographie schreibt sie hierzu:

> *I told him [...] I might, by the omission of a few letters, make out a name which would sound pretty much like my own, and yet not frighten people away, and I wrote down 'Modgeska.' He smiled again, saying it might remind one of 'Madagascar.' I soon perceived the point, and changed the 'g' into a 'j'. He spelled aloud 'Modjeska.' 'Now,' he said, 'it is quite easy to read, and sounds pretty, I think' (Modjeska 1910: 334).*

So wurde aus Helena Modrzejewska Helena Modjeska. Unter diesem Namen debütierte sie am 20. August 1877 am *California Theatre* in San Francisco mit der Rolle der Adrienne Lecouvreur.[7] Dieser Auftritt war durchaus ein Erfolg, so dass sie anschließend weitere Aufführungsangebote in San Francisco erhielt und sogar eine Passage auf Polnisch spielen durfte. So schrieb sie an ihre Mutter Józefa Benda:

> *Gestern spielte ich die Ophelia auf Polnisch, denn ich wollte dem Publikum zeigen, dass unser Polen nicht so klein ist, wie die Amerikaner denken (Modrzejewska an Benda, 25.8.1877: 391).*

Nach einer wenig erfolgreichen Tournee durch kleinere und weniger bekannte Theater im US-Bundessaat Nevada, die sie eher als Übung als zu Zwecken der Etablierung nutzte (Modjeska 1910, 343.), bekam sie einen Vertrag bei Harry J. Sargent, der für sie eine Tournee an der Ostküste organisierte. Diese begann im Dezember 1877 mit Auftritten am Broadway in New York, wo Sargent sie als „The Famous Polish Actress, Helena Modjeska, Countess Bozenta" (Modjeska 1910: 346) bewarb. Den US-Gepflogenheiten folgend, ließ sie sich auf die Vermarktung ihrer Person ein, stieg in teuren Hotels ab, die sie sich zwar nicht immer leisten konnte, aber aus Publicity-Gründen leisten musste,[8] und tauchte in das kulturelle und gesellschaftliche Leben in den USA ein, Beziehungen zu wichtigen und einflussreichen Persönlichkeiten knüpfend – darunter z.B. zu dem angesehenen Kritiker William Winter oder dem Verleger und Dichter Richard Watson Gilder. Dies zahlte sich aus: Modrzejewska etablierte sich sehr schnell auf den US-Bühnen. Zwar musste sie sich viel Kritik aufgrund ihrer englischen Aussprache gefallen lassen, hatte aber unter den Kritikern auch viele Befürworter, gerade aufgrund ihrer schauspielerischen Fähigkeiten. So schrieb beispielsweise die *Chicago Daily Tribune*:

---

7 Eine gute Zusammenstellung von Informationen zu Modrzejewskas Debut am California Theatre findet sich bei Coleman (1965).

8 An dieser Stelle sei zu erwähnen, dass die Zeitungen der Stadt genau angaben, in welchem Hotel welcher Star auf seiner Tournee wie lange residieren wird. So schrieb Modrzejewska an ihre Mutter: „Sie zahlten sehr gut für meine Auftritte, 1.700 Dollar für zwei Wochen. Aber ich hatte 1.000 Dollar Schulden, so dass nicht viel übrig geblieben ist. Allein das Hotel kostete 200 Dollar [...], aber ich musste dort wohnen des Effektes wegen" (Modrzejewska an Benda, 5.9.1877: 395).

> *Mme. Modjeska has exceeded the hopes of her well-wishers in the supplemental triumphs she has made during this engagement in Shakespearean drama. Her fame has been long secure in Juliet, in Helena, in Viola, and, above all, in Rosalind, in which she is without a rival, and to the writer's thinking, without a predecessor; and if any evidence were necessary to stamp her as the foremost Shakespearean actress of the time it was surely found in her Portia and her Ophelia (Chicago Daily Tribune, 16.3.1890: 28).*

Als tourende Schauspielerin spielte Modrzejewska nahezu jeden Auftritt, den man ihr vermittelte, wenn es sein musste täglich, am Wochenende sogar zwei Mal am Tag, dabei – zumindest im Anfangsstadium ihrer US-Karriere – jeden Abend in einer anderen Stadt gastierend. Nicht immer entsprach das den Vorstellungen der Schauspielerin, die in Polen einem festen Ensemble angehört hatte, wie sie in einem Brief an Maria Faleńska verriet:

> *So ein Leben, wie ich es momentan führe, entspricht nicht meinen Vorstellungen. Stellen Sie sich vor, was es heißt, drei, vier bis fünf Wochen lang jeden Tag Adrienne Lecouvreur zu spielen und jeden Samstag sogar zwei Mal am Tag, dann eine Woche nach Baltimore und wieder das gleiche [...] (Modrzejewska an Faleńska, 23.12.1877: 400).*

Schon 1883 war sie so weit etabliert, dass sie ihre eigene Truppe *The Helena Modjeska Company* gründen konnte, mit der sie jahrelang erfolgreich durch die USA tourte. Der Ruhm der Schauspielerin wuchs rasant, so dass ihr sogar der amerikanische Starschauspieler Edwin Booth (1833-1893) eine gemeinsame Tournee anbot, die sie in der Spielsaison 1889/1890 realisierten. So kommentierte *The Critic* im Vorfeld der gemeinsamen Auftritte:

> *The conjunction of two such eminent artists as Edwin Booth and Helena Modjeska offers a promise of many delightful evenings to the intelligent and appreciative playgoer (Booth and Modrzejewska, The Critic, 19.10.1889: 192).*

Und nach den ersten Vorstellungen resümierte der Autor:

> *There have been great Hamlets and great Ophelias before now, but no such representatives of the characters as Booth and Modjeska have been seen together since the days of Fechter and Kate Terry (Booth and Modjeska, The Critic. 9.11.1889: 232).*

Wie gut Helena Modrzejewska schließlich im amerikanischen Theatergeschäft angekommen war, beweist auch ihre schrittweise Amerikanisierung durch die US-Presse: Während sie zu Beginn ihrer Karriere in Amerika als „Polish actress" (Greenwood 1878: 2) vorgestellt, und noch 1881 zu "Foreign Actors on the American Stage" (*Scribner's Monthly* 1881: 521) gezählt wurde, hieß es 1891 nach einer Tournee in Europa „Modjeska Home Again" (Modjeska Home Again, *Chicago Daily Tribune* 2.8.1891: 11); in den 1890er Jahren wird sie schließlich zu den besten weiblichen US-

Shakespearedarstellerinnen gezählt (z. B. Mme. Modjeska's Acting, *Chicago Daily Tribune*, 30.3.1890: 28). So resümiert Beth Holmgren:

> *Modjeska's grand ambitions, intellectuality, painstaking technique, and workaholic habits rendered her an intriguing bridge figure in the history of the American theatre and, especially, the professional and public evolution of the American actress. Her American career was founded on her prowess as the most refined queen of melodramas in which woman figured as sinner/sacrifice; elevated by her artful, intelligent interpretation of Shakespeare's wise, virtuous maidens and wronged queens; and extended by her repertoire development, company training, and public lectures to the next generation of 'new women' theatrical enterpreneurs [...] (Holmgren 2012: 196).*

Zwischen Polen und USA

Modrzejewskas Emigration und der große Erfolg auf der US-Bühne bedeuteten keineswegs einen Bruch mit der Heimat. Ganz im Gegenteil erschuf sie in ihrer Aktivität als Schauspielerin, aber auch als Privatperson Interdependenzen und Reziprozitäten, reiste zwischen Europa und den USA hin und her, bewegte sich zwischen den unterschiedlichen Sprachen, kulturellen und ökonomischen Gegebenheiten und erwies sich damit als eine typische Transmigrantin.

Wie die meisten Migranten unterhielt sie von Anfang an einen sehr regen Briefkontakt mit ihrer Familie und mit Freunden. Auch korrespondierte sie auf institutioneller Ebene, vor allem aus karrieretechnischen Gründen, um ihre Aufritte zu organisieren und über Gagen zu verhandeln (z.B. Modrzejewska an Muchanov, ca. 15.5.1879). Darüber hinaus unterstützte sie finanziell ihre Verwandtschaft in Polen, aber auch einige karitative Projekte, einerseits aus familiärer Verpflichtung, andererseits auch aus patriotischen Gründen im Glauben, wenigsten auf diese Weise ihre Heimat unterstützen zu können. Hierdurch unterschied sie sich kaum vom Großteil der polnischen Auswanderer, die sehr darum bemüht waren, ihrem Geburtsland mit Geldzuwendungen zu helfen. In diesem Zusammenhang konstatiert John Bukowicz:

> *[...] even Polish National Democratic leader Roman Dmowski, a nationalist opponent of the emigration, eventually concluded that emigrant Poles who sent money from abroad back to Poland served the national cause by providing capital for economic developement [...]. Emigration thereby offered rural Poles an opportunity to improve their tenous material circumstances and become part of the political Nation (Bukowicz 1996: 3).*

Aufgrund guter Gagen unterschieden sich Modrzejewskas finanzielle Möglichkeiten selbstverständlich enorm von denjenigen der Landarbeiter. Sie zahlte u.a. Arztrechnungen ihrer nahen und fernen Verwandtschaft in Polen, sorgte für die Schulbildung ihrer Nichten und Neffen, finanzierte Reisen nach Amerika und zurück und machte teure Geschenke. Daneben unterhielt sie den Teil ihrer Familie, der ihr in die USA folgte. Sie organisierte Benefizveranstaltungen, spendete für karitative Zwecke und gab Auftritte zugunsten ihrer Landsleute und diverser Institutionen – so z.B. für den Bau des Theaters in Posen. All diese Aktivitäten ließen sie in ihrer Heimat als reich

und großzügig erscheinen, doch sie zehrten auch an ihr und verpflichteten sie, mehr Engagements anzunehmen, als es ihr gesundheitlicher Zustand erlaubte.

Modrzejewskas transnationale Aktivitäten gingen jedoch noch weiter. Anders als den meisten emigrierten Schauspielerinnen und Schauspielern reichte es ihr nicht, in ihrer „neuen" Heimat aufzutreten. Von Anfang an stand fest, dass sie auch wieder in Polen spielen wollte.[9] So schrieb sie bereits im August 1878 an Stanisław Witkiewicz: „Wenn ich alle Projekte [das Debut in den USA] realisiert habe, werde ich in meine alte Heimat zurückkehren" (Modrzejewska an Witkiewicz, 13.8.1876: 319). Insgesamt sieben Mal[10] kam sie nach ihrer Auswanderung für mehrmonatige Gastauftritte nach Polen, die sie immer mit einem privaten Aufenthalt verband. Zum ersten Mal gastierte sie 1879, also nur zwei Jahre nach ihrem US-Debüt, um in Krakau, Lemberg, Warschau und Posen zu spielen. Den Zeitpunkt dieser Reise wählte sie sehr geschickt aus, denn so konnte sie in Krakau am 50-jährigen Jubiläum der schriftstellerischen Tätigkeit von Józef Ignacy Kraszewski teilnehmen, des exilierten Dichters, der als Bewahrer der polnischen Nation in der Heimat gefeiert wurde. Am 4. Oktober 1879 übernahm sie in diesem Zuge eine Rolle in Kraszewskis Stück *Miód kasztelański*, was für reichlich positive Publicity gerade zu Beginn ihrer Tournee sorgte.

Während der polnischen Tourneen stellten die Kritiker gerne Überlegungen an, inwiefern sich die Spielweise der Schauspielerin durch die Emigration verändert habe, und suchten nach fremden Einflüssen, aber auch nach dem noch verbliebenen typisch Polnischen. Zufrieden stellte man fest, dass die Stimme Modrzejewskas an Stärke gewonnen habe, dass sie ihre Rollen besser beherrsche, überhaupt ruhiger spiele und selbstbewusster wirke. Bemängelt wurde hingegen, dass die Schauspielerin nun weniger Wert auf die subtile Schattierung von Gefühlen lege und stattdessen darauf bedacht sei, starke Masseneffekte hervorzurufen (vgl. Maresz 2009: 167 f.). Der eine oder andere Kritiker merkte auch das Händchen Modrzejewskas fürs Geschäftliche an und ihre Fähigkeit, Massen ins Theater zu locken, was als typisch amerikanisch wahrgenommen wurde (*Kronika Lwowska*, *Czas*, 29.11.1879: 1). Mit zunehmendem Interesse verglich man sie mit anderen berühmten ausländischen Stars, wobei stets festgehalten wurde, dass sie mit diesen durchaus mithalten konnte, sie sogar in einigen Aspekten übertraf (z.B. Zawadzki 1882).

Modrzejewskas erste Polentournee, aber auch die folgenden Gastauftritte, versetzten ihre Heimat in eine wahre Theatereuphorie. So stellte Józef Tretiak in der *Lemberger Gazeta Narodowa* fest:

> *Frau Modrzejewska kam, man kündigte zwölf Auftritte an und ein Wunder geschah. Als ob jemand das Lemberger Publikum veränderte, wandelte es sich von einer unangetasteten Apathie zur richtigen Theaterbegeisterung (Tretiak 1879).*

Monate im Voraus waren die Eintrittskarten für die Auftritte ausverkauft, in den Zeitungen war permanent von Modrzejewska zu lesen, Geschäftsleute ergriffen die

9 Neben USA und Polen trat Modrzejewska auch in England und Irland auf.

10 Die Auftritte in Polen lassen sich grob wie folgt datieren: Oktober 1879 bis März 1880, Oktober 1884 bis Februar 1885, Herbst 1889 bis Frühjahr 1890, Oktober 1894 bis Sommer 1895, Juli 1901 und Januar bis April 1903.

Chance und bewarben ihre Produkte mit dem Namen der Schauspielerin, so z.B. die Konditorei Żuromski, die Süßigkeiten in eleganten Verpackungen mit der Fotografie des Stars anbot oder „Eis, vor und nach der Vorstellung" von Modrzejewska verkaufte (vgl. die Werbeanzeigen z.B. in: *Dziennik Poznanski* 1880, Nr. 45 oder *Kurier Codzienny* 1891, Nr. 45).

Modrzejewskas Präsenz in der polnischen Presse beschränkte sich nicht nur auf die Zeit ihrer Tourneen in der Heimat. Schon ihre Emigration in die USA wurde ausführlich kommentiert (siehe z.B. *Kurier Warszawski*, 22. Juni 1876) und jede Neuigkeit über die Diva dankbar publiziert. So stieß das Debüt Modrzejewskas in den USA nicht nur in der amerikanischen Presse auf Interesse, sondern auch in ihrer alten Heimat. Der spätere Nobelpreisträger Henryk Sienkiewicz war der erste, der über die Erfolge der Schauspielerin in Amerika schrieb. Als Korrespondent in den USA und enger Freund Modrzejewskas war er bei ihrem ersten Auftritt in San Francisco anwesend und berichtete exklusiv für die *Gazeta Polska*. Hierbei versuchte er, seinen Landsleuten die Bemühungen Modrzejewskas, in einer fremden Sprache zu spielen, als etwas ganz Besonderes bewusst zu machen, wobei er der Dramaturgie wegen seine Zweifel nicht vorenthielt:

> *Ich wusste, dass unsere Künstlerin seit acht Monaten die englische Sprache studierte. Und glauben Sie mir, in nur acht Monaten die schwerste Sprache auf der Welt zu erlernen, und nicht nur die gesprochene Sprache, sondern die Bühnensprache, ja, das grenzt an ein Wunder und dazu ist nur ein Genie imstande. [...] Wundert euch also nicht, dass ich zweifelte [...]. Ich stand da und grübelte und dieses Grübeln wandelte sich immer deutlicher und schmerzhafter in Mickiewiczs Frage[11]: ‚Was wird werden? Was wird werden?' (Sienkiewicz 1877: 203).*

Das Debüt beschrieb er seinen Landsleuten äußerst akribisch, sehr darum bemüht, ihnen kein noch so kleines Detail vorzuenthalten und den Erfolg der Schauspielerin, den er schließlich als die „Eroberung Amerikas" charakterisierte, größer als er wohl tatsächlich war, darzustellen:

> *Was passiert ist, nachdem der Vorhang fiel, ist schwer in Worte zu fassen. Die Amerikaner gehören einem Volk an, das schwer aus der Fassung zu bringen ist, doch wenn ein solcher Fall einmal eintritt, sind sie schwer zu bremsen. […] Für Amerika unüblich verließ niemand am Ende der Aufführung den Saal. Allen Gepflogenheiten zum Trotz wurde die Schauspielerin elf Mal auf die Bühne gerufen. Jedes Mal, wenn sie erschien, erhoben sich die Männer von ihren Sitzen und nahmen ihre Hüte ab. [...] Ich sage es ehrlich und direkt: einen ähnlichen Erfolg habe ich noch nie gesehen und auch noch nie von einem solchen gehört. Es war die Eroberung Amerikas (Sienkiewicz 1877: 204).*

Sienkiewiczs Bericht war in Polen ein Erfolg, vielmals gelesen und oft zitiert. Von diesem Zeitpunkt an berichteten die wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften auf dem

11 Hierbei handelt es sich um ein Zitat aus Adam Mickiewiczs berühmten romantischem Drama Dziady II (Ahnenfeier II).

Gebiet des geteilten Polens regemäßig von Modrzejewskas Auftritten in den USA. Der polnische Leser war immer informiert, in welcher Stadt und mit welchem Programm die Schauspielerin auftrat, welche Stars mit ihr tourten, wer ihre großen Rivalinnen waren und wie es um ihr Privatleben stand. Dabei wurde sie als nationale Größe gefeiert, welche die Heimat trotz internationaler Erfolge stets im Blick behielt. So resümierte *Kurier Codzienny* nach einem Bericht über einen Benefizauftritt Modrzejewskas zugunsten der Polnischen Schulgesellschaft des Hl. Stanislaus: „Unsere Künstlerin vergisst die Ihren nie" (*Kurier Codzienny*, 28.3.1884). Nicht uninteressant ist dabei, dass die Schauspielerin selbst die Informationen über ihre Karriere im Land verbreitete, wie einem Brief an Maria Faleńska zu entnehmen ist. Aus diesem geht hervor, dass Modrzejewska Rezensionen ihrer Auftritte nach Polen schickte: „Ich sende Ihnen die Kritiken der New Yorker Presse für die *Gazeta Polska* – ich wünsche es mir sehr, dass Warschau weiß, ich bringe der Stadt keine Schande" (Modrzejewska an Faleńska, 23.12.1877: 402). Mit der Zeit war eine solche Eigeninitiative freilich nicht mehr nötig. Jeder Erfolg Modrzejewskas in den USA war auch ein Triumph für Polen. So resümiert Barbara Maresz: „Patriotische Huldigungen des polnischen Stars nahmen viel Raum ein, man bewunderte ‚die große Polin' [...] sowie die ‚Nationalkünstlerin'" (Maresz 2009: 167). Modrzejewska bemühte sich ihrerseits selbst, diesem Bild gerecht zu werden; als gutes Beispiel hierfür kann ihre umstrittene Rede 1893 auf der *Chicago Columbian Exposition* gesehen werden, in der sie die Teilungsmächte Polens scharf dafür kritisierte, die Entwicklung von Frauenorganisationen in ihrer Heimat zu hemmen.[12] So beendete sie ihre Rede mit der berühmten romantischen Trope von Polen als Christus der Nationen:

> *Poland was crucified, but was there not a mother kneeling beneath the cross of Golgotha waiting patiently and praying for the resurrection? And is there not also today the Polish mother waiting patiently and praying for the resurrection of her country? Will she wait forever? No! If there is justice on earth, she will not wait in vain (zit. nach Coleman 1969:630).*

Diese Rede kursierte in der Heimat Modrzejewskas recht schnell in polnischer Übersetzung und hatte Konsequenzen für den Star. Die russischen Machthaber verboten ihr, im russischen Teilungsgebiet Theater zu spielen, so dass sie die folgenden Tourneen nur in den zu Habsburg und Preußen gehörenden Gebieten Polens absolvieren konnte.

Durch die Berichte in der Presse gelang es der Schauspielerin, nicht nur das Publikum im Theatergebäude zu erreichen, sondern auch das außerhalb. Dieses Publikum war nicht begrenzt auf eine Stadt, Region oder Nation, vielmehr konnten alle interessierten Personen – in den USA und in Polen – ihre Auftritte verfolgen. In welchem Hotel die Schauspielerin beispielsweise abstieg, als sie in New York gastierte, wussten nicht nur die Leser der New Yorker Presse, sondern auch alle Theater interessierten Zeitungskonsumenten in Polen. Umgekehrt wurden Modrzejewskas Auftritte in ihrer alten Heimat in der US-Presse besprochen und kommentiert, wobei auch hier die

12 Abdruck dieser Rede ist zu finden in: Coleman 1969: 624-630.

Berichterstattung vor allem ihre Erfolge betonte.[13] Als Modrzejewska im russischen Teilungsgebiet mit Spielverbot belegt wurde, fand das auch in den USA ein großes Echo. So betitelte die *Washington Post* ihren Artikel mit „Modjeska Excluded from Poland. Her Engagement Forbidden on Account of Her Chicago Lecture" (*The Washingtion Post*, 1.3.1895: 8) oder die *Los Angeles Times* mit „Sent out of Russia. Modjeska Decidedly Persona Non Grata" (*Los Angeles Times*, 23.8.1895:1). Darüber hinaus berichtete man in beiden Ländern über Gastauftritte oder private Aufenthalte der Schauspielerin im Ausland, so z.B. wenn die Actrice in Paris weilte oder in London auftrat. Auf diese Weise war sie nicht nur physisch on tour, sondern mithilfe der Medien auch transnational anwesend.

Resümee

Der Migrationsprozess stellte für die Schauspielerin Helena Modrzejewska eine Herausforderung dar. Gleichzeitig war er für sie jedoch auch eine Chance, nicht nur ein monolingualer Star zu sein – wie viele ihrer Konkurrentinnen –, sondern international Erfolge zu feiern als eine Schauspielerin, die problemlos zwischen zwei Sprachen im privaten wie im beruflichen Leben wechseln konnte und in der Lage war, sich auch gleichzeitig zwischen verschiedenen Theatersystemen mit ihrem je eigenen Publikum und ihren jeweiligen Ansprüchen zu bewegen. Sie war nicht nur ein binationaler Star, sondern eine Transmigrantin, der es gelang, zwei geographisch getrennte Orte zu einer Handlungsarena zu machen und so transnationale Räume zu kreieren. Hierdurch bewies sie, dass die Schauspielkunst – wenngleich immer wieder aus nationaler Perspektive betrachtet –, doch im Stande ist, nationale Schranken zu überwinden und transnationale Verbindungen herzustellen.

LITERATUR

Anderson, Benedict (1991): Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London, New York.

Berliner Börsen-Zeitung (23.11.1892).

Booth and Modjeska, in: The Critic. A Weekly Review of Literature and the Arts, (19.10.1889), 192.

Booth and Modjeska, in: The Critic. A Weekly Review of Literature and the Arts (9.11.1889), 232.

Bukowczyk, John (1996): Polish Americans, History Writing, and the Organization of Memory, in: Bukowczyk, John: Polish Americans and Their History. Community, Culture, and Politics, Pittsburg, 1-38.

Bukowczyk, John (2008): A History of the Polish Americans, New Brunswick.

Chicago Daily Tribune (16.3.1890), 28.

Coleman, Marion Moore (1965): American Debut. Source Materials on the First Appearance of the Polish Actress Helena Modjeska on the American Stage, Cheshire, Connecticut.

Coleman, Marion Moore (1969): Fair Rosalind: The American Career of Helena Modjeska, Cheshire, Conn.

Das kleine Journal (7.12.1893).

Dziennik Poznański 1880, Nr. 45 (IS Pan, Zbiory specjalne, wycinki prasowe dot. H. Modrzejewskiej, Nr. 1067)

13 So z.B. durch Schlagzeilen wie die folgende: „Modjeska Signally Honored in Poland", San Francisco Chronicle, 8.7.1901: 1.

Foreign Actor's on the American Stage, in: Scribner's Monthly (Februar 1881), 521.
Greenwood, Grace: Two Washington Events, in: New York Times (18.2.1878), 2.
Glick Schiller, Nina, Linda Basch und Cristina Blanc-Szanton: Transnationalism (1992): A New Analytic Framework for Understanding Migration, in: Glick Schiller, Nina; Basch, Linda und Szanton Blanc, Cristina (Hg.): Towards a Transnational Perspective on Migration. Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered. Annals of the New York Academy of Sciene, New York, 1-24.
Glick Schiller, Nina, Linda Basch und Cristina Blanc-Szanton (1995): From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnation Migration, in: Anthropoligical Quarterly, 68:1, 48-63.
Holmgren, Beth (2012): Starring Madame Modjeska. On Tour in Poland and America, Bloomington.
Kędziora, Alicja und Emil Orzechowski (Hg.) (2015): Modrzejewska/Listy 1, Warszawa.
Kosiński, Dariusz (2010): Teatra Polskie. Historie, Warszawa.
Kronika Lwowska, in: Czas, (29.11.1879), 1.
Kurier Codzienny (1891), Nr. 45 (IS Pan, Zbiory specjalne, wycinki prasowe dot. H. Modrzejewskiej, Nr. 1067)
Kydryński, Juliusz (1973): Gwiazda dwóch kontynentów. Helena Modrzejewska, Warszawa.
Maresz, Barbara (2009): „Drukowane oklaski?" Polska prasa o występach gościnnych Modrzejewskiej, in: Pamiętnik Teatralny 3-4, 152-222.
Mme. Modjeska's Acting, in: Chicago Daily Tribune (30.3.1890), 28.
Modjeska Excluded from Poland. Her Engagement Forbidden on Account of Her Chicago Lecture, in: The Washington Post (1.3.1895), 8.
Modjeska Home Again. The Actress Returns from a Very Successful Tour Abroad, in: Chicago Daily Tribune (2.8.1891), 11.
Modjeska, Helena (1910): Memories and Impressions of Helena Modjeska. An Autobiography, New York.
Modjeska Signally Honored in Poland, in: San Francisco Chronicle vom 8.7.1901, 1.
Sent out of Russia. Modjeska Decidedly Persona Non Grata, in: Los Angeles Times (23.8.1895), 1.
Sienkiewicz, Henryk: Debiut Modrzejewskiej w San Francisco. In: Gazeta Polska (17.9. 1877), 203-205.
Józef Tretiak: Pani Modrzejewska we Lwowie, in: Gazeta Narodowa (1879), Nr. 265, o.S. (IS Pan, Zbiory specjalne, wycinki prasowe dot. H. Modrzejewskiej, Nr. 1067).
Zawadzki, Bronisław: Sara Bernhardt i Helena Modrzejewska, in: Tygodnik Ilustrowany (1882), Nr. 318, (IS Pan, Zbiory specjalne, wycinki prasowe dot. H. Modrzejewskiej, Nr. 1067).

Zusammenfassung

Die 1850 in Krakau geborene Helena Modrzejewska gehört zu den Schauspielerinnen und Schauspielern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, denen es gelungen ist, international Karriere zu machen. Auf der Basis des Konzepts zur Transnationalen Migration von Nina Glick Schiller, Linda Basch und Cristina Blanc-Szanton wird in dem hier vorliegenden Artikel herausgearbeitet, wie die Schauspielerin gerade aufgrund ihrer Migration von Polen in die USA geographisch, sprachlich und kulturell getrennte Orte zu einer Handlungsarena verband, indem sie sich zwischen verschiedenen kulturellen, politischen und ökonomischen Systemen hin und her bewegte und so multiple und simultane Verbindungen über nationale Grenzen hinweg erschuf. Damit erwies sie sich nicht nur als binationaler Star, sondern auch als transnationale Akteurin.

Transatlantische Karrieren und transnationale Leben: zum Verhältnis von Migrantenbiographien und transnationaler Geschichte

Jan Logemann

Einleitung

Der Soziologe Paul Lazarsfeld hatte nicht nur eine transatlantische Karriere, er führte ein transnationales Leben. Immer wieder kreuzte er den Atlantik und war sowohl in Wien als auch in New York lange heimisch. Er war ein transatlantischer Mittler und hinterließ Spuren, die weit über seine eigene Biographie hinausweisen. Der amerikanische Gesellschaftstheoretiker James Coleman schrieb 1976 in einem Nachruf, Lazarsfelds Forschung an der Columbia University hätte „für eine geraume Zeit die führende Kraft in der amerikanischen Soziologie" ausgemacht. Für Europäer, so Coleman, sei seine Arbeit zudem der Inbegriff für *die* amerikanische Soziologie schlechthin gewesen. Es sei ein Paradoxon, resümierte der Nachruf, dass die „amerikanische" Soziologie, welche nach dem Zweiten Weltkrieg Europa so stark beeinflusst habe, zu einem beachtlichen Teil durch einen Mann geprägt worden sei, der in Mitteleuropa geboren und ausgebildet wurde (Coleman 1976: 7). Verkürzt gesagt hatte der „Europäer" Lazarsfeld in Amerika die empirische Soziologie mitgeprägt und diese dann nach dem Krieg als etwas „Amerikanisches" nach Europa re-exportiert und somit zu einem reziproken, transnationalen Gesellschaftsaustausch beigetragen.[1] Diese transatlantische Karriere des Emigranten Lazarsfeld, der Anfang der 1930er Jahre zuerst von Wien in die USA überwechselte, soll hier als ein Beispiel für jene Form von grenzüberschreitenden Migrantenbiographien herangezogen werden, mit deren Bedeutung für das Schreiben transnationaler Geschichte ich mich im Folgenden auseinandersetzen möchte.

Wie misst man ein „transnationales Leben"? Wie kommen wir von Migrantenbiographien zu weitergreifenden Fragen transnationaler Geschichte? Nachrufe sind sicherlich, wie viele biographische Dokumente, eine problematische Quelle.[2] Es ist charakteristisch für das Genre, dass positive Bewertungen von Lebensleistungen und eine Überhöhung der Bedeutung von Persönlichkeiten einhergehen mit einem oft selektiven Blick des jeweiligen Nachrufschreibers. Zudem wurde und wird nur einem sehr begrenzten Kreis von Personen die Ehre eines veröffentlichten Nachrufs zuteil – es handelt sich dabei meist um eine Gruppe von Personen, die wie Lazarsfeld einer

1 Zum transatlantischen Austausch in den Sozialwissenschaften zu dieser Zeit siehe Christian Fleck (2007).

2 Zur Problematik biographischer Quellen unter dem Aspekt der Inszenierung siehe Thomas Etzemüller (2012).

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.05

gesellschaftlichen Elite zugerechnet werden können. In der Tat soll es hier vor allem um die „transnationalen Leben" von Funktionseliten gehen, deren Leben und Wirken sich aufgrund von Bildung oder anderen Ressourcen oft sehr stark von den Lebenswirklichkeiten der großen Mehrheit von Migranten im zwanzigsten Jahrhundert unterschied. Mit dieser Einschränkung möchte ich Colemans Beobachtungen über Lazarsfelds transatlantisches Wirken dennoch als einen Ausgangspunkt dafür nehmen, allgemeiner über das Potential des biographischen Blicks für das boomende Feld der transnationalen Geschichtsschreibung zu reflektieren.

Die Analyse transnationaler Leben bietet Einblicke in globale Wissenstransfers und in die Elitennetzwerke, die neue Formen von „Globalität" trugen. Im Forschungsprojekt *Transatlantic Perspektives: Europa in den Augen europäischer Einwanderer in den USA* verfolgten wir transnationale Austauschprozesse im transatlantischen Raum um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts in den Bereichen von Sozialwissenschaft und Stadtplanung sowie von Wirtschaft und Massenkonsum, die für Vorstellungen gesellschaftlicher „Modernität" jener Zeit von herausgehobener Bedeutung waren.[3] Wenngleich es sich nicht explizit um ein biographisches Projekt handelte, so nutzten wir individuelle Leben und Karrieren dennoch als ein Prisma, um transnationalen Prozessen nachzuspüren. Damit können wir zu einer neu-belebten Biographieforschung beitragen, die ein erweitertes Verständnis des Biographischen propagiert. Dieses schließt eine „Dezentrierung" des Individuums und ein Verständnis von dessen Konstruiertheit ebenso mit ein wie die Pluralität verschiedener Rollen, von denen sich das Projekt auf die professionelle Rolle konzentriert hat. Zudem erlebte das Feld eine Erweiterung jener Gruppe, die zum Subjekt von biographischen Betrachtungen wird. Genau wie die Biographik schon längst nicht mehr die sprichwörtlichen „großen, weißen Männer" zum Zentrum ihrer Untersuchung macht oder den Anspruch erhebt, Leben in ihrer Totalität oder gar ihrem Wesenskern darzustellen, so steht sie auch nicht mehr allein im Dienste einer national-zentrierten Geschichtsschreibung.[4] Es bietet sich daher Raum, nach den Karrieren von Migranten zu fragen, deren Namen zum Teil nur noch Spezialisten ein Begriff sind und deren „transnationale Leben" dennoch entscheidend zu grenzüberschreitenden Transfers und zu globaler Vernetzung um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts beigetragen haben.

Transfers und die Entwicklung verschiedener Formen globaler Vernetzung sind mittlerweile ein zentrales Forschungsfeld der Geschichtswissenschaft. Biographische Ansätze, so möchte ich hier argumentieren, bieten eine Möglichkeit, die Forderung nach immer stärkerer Transnationalität in der Geschichtsschreibung zu operationalisieren und empirisch zu erfüllen. Als „transnationale Leben" verstehe ich dabei jene, die durch ein hohes Maß grenzüberschreitender Mobilität längerer Dauer geprägt waren und daher Formen transkultureller Adaption verlangten.[5] Eine solche Definition schließt auch manche „Reisende" mit ein, zielt aber vor allem auf eine in sich sehr

3 Das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Projekt lief zwischen 2010 und 2014 am Deutschen Historischen Institut in Washington, vgl. Logemann/Joch/Ludwig/Narayan/Reiterer (2011), 85-99. Weitere Informationen: www.transatlanticperspectives.org (zuletzt besucht am 1.6.2016).

4 Zur Entwicklung der Biographik im transatlantischen Kontext siehe Volker Depkat (2014) und allgemein Christian Klein (2009).

5 Zum Begriff der transnationalen Leben vgl. Deacon/Russell/Woollacott (2010).

heterogene Gruppe von Kurz- und Langzeitmigranten ab.[6] Der biographische Blick auf solche Migranten erlaubt es, bestimmte Aspekte von Transfer- und Austauschprozessen wenigstens in Teilbereichen konkret herauszuarbeiten: (1.) die Bedeutung von Migranten und deren physischer Präsenz für grenzüberschreitenden und reziproken Wissenstransfer, (2.) die Bedeutung von institutionellen oder persönlichen Netzwerken für die Verstetigung und Nachhaltigkeit von Austauschprozessen sowie (3.) die Zentralität von aktiven Übersetzungsleistungen bei der Lokalisierung und Adaption von Wissen und Praktiken.

Zwei Typen der Narration von „transnationalen Leben" sind für die transnationale Geschichtsschreibung von besonderem Interesse: einerseits „transgressive Biographien", die bestehende (nationalstaatliche) Ordnungen herausfordern, und andererseits „transnationale Mittler", die als Brückenbauer zwischengesellschaftlichen Transfer und Austausch beförderten. Diese beiden Typen sollen zunächst generell in das Verhältnis von transnationaler Geschichtsschreibung und Biographik eingeordnet werden. Die Rolle von Mittlern im Kontext der transatlantischen Beziehungen im zwanzigsten Jahrhundert stand dabei im Zentrum des *Transatlantic Perspectives*-Projekts, auf das ich im Folgenden eingehe. Die Aspekte von reziprokem Wissenstransfer, Netzwerkbildung, und Übersetzungsleitung möchte ich dann an konkreten biographischen Beispielen aus diesem Forschungszusammenhang darstellen. Abschließend will ich den gewählten Ansatz kurz problematisieren und nach dem kritischen Potential von biographischen Zugriffen fragen, die oft sehr glatten Erzählungen globaler Vernetzung und grenzüberschreitenden Austauschs zu brechen.

Transnationale Geschichtsschreibung und Biographik

Transnationalität war in den vergangenen zwanzig Jahren eines der großen *Buzzwords* der Geschichtswissenschaft beiderseits des Atlantiks. Unter dem Eindruck allgegenwärtiger Globalisierungstendenzen, die man zu historisieren suchte, und von Nationalstaaten, deren Bedeutung zu schwinden schien, lag der Fokus dieser Forschungsperspektive zunächst auf zwischenstaatlichen Institutionen, zivilgesellschaftlichen Bewegungen und wirtschaftlichen Zusammenhängen, die grenzübergreifend wirkten. Multinationale Firmen, internationale Bewegungen und supranationale Organisationen standen dabei jedoch eher im Mittelpunkt der Forschung als einzelne Individuen und deren Lebensgeschichten. Unter den knapp 500 Einträgen des 2007 erschienen *Palgrave Dictionary of Transnational History* finden sich gerade mal fünfzehn Namenseinträge und nur sechs wirkliche biographische Artikel (Iriye/Saunier 2009).[7] Dabei kann eine kontextorientierte transnationale Biographik nicht nur der Akzentuierung und Erweiterung bestehender Diskurse der transnationalen Geschichtsschreibung dienen, sondern auch neue Perspektiven auf den Ablauf und auf die Mikroebene grenzüberschreitender Austauschprozesse eröffnen.

6 Der Migrationsbegriff hat sich in der neueren Forschung deutlich erweitert, wobei die Grenzen zum Mobilitätsbegriff teilweise unscharf bleiben. Vgl. Harzig/Hoerder/Gabaccia (2009).

7 Die Mehrzahl der Namenseinträge sind reine Verweise wie zum Beispiel Mohandas Ghandi auf *non-violence* oder bei Aletta Jacobs zu *women's movement*. Wirkliche biographische Skizzen finden sich nur zu Marcus Garvey, Ernesto Guevara, Harry von Kessler, Paul Otlet, Saba George Shiber und zur Familie Hammarskjöld.

Der Blick auf die großen Fragen globalhistorischer Zusammenhänge führte in den frühen Jahren der Diskussion um transnationale Geschichte zum Teil zu einer mangelnden Konkretheit; der Untersuchungsgegenstand blieb im Versuch der theoretischen Bestimmung oft wenig greifbar. Transnationalität galt ab Mitte der 1990er Jahre in der amerikanischen und mit gewisser zeitlicher Verzögerung dann auch in der deutschen Historiographie als das neue Paradigma der Geschichtsschreibung, welches den Nationalstaat als fundamentale Analyseeinheit historischer Erzählungen ablösen oder wenigstens transzendieren sollte (Tyrrell 1991). In zahlreichen Debattenbeiträgen ging es dabei zunächst um Begriffsklärungen und Abgrenzungen etwa gegenüber der *New International History* (als einer erweiterten Form der Diplomatiegeschichte), der traditionellen historischen Komparatistik oder der noch weiter greifenden, gelegentlich auch unter dem verwandten Begriff der *histoire croisée* firmierenden, Verflechtungsgeschichte (vgl. u.a. Tyrrell 2009 und Patel 2003). Im deutschen Fall bot sich ein Anknüpfen an die in den 1980er Jahren entwickelte Transfergeschichte, die ursprünglich auf die Analyse von inner-europäischem Gesellschaftsaustausch abzielte, an (vgl. Middell 2000). Allgemein ergaben sich zudem immer größere Schnittmengen mit den Ansätzen der neueren Globalgeschichte, die im Gegensatz zur Globalisierungsgeschichte oder der älteren Weltgeschichte weltumspannende Metanarrative eher vermeidet und regionale Verflechtungen in globalen Kontexten untersucht.[8] Jenseits der methodischen Bestimmung blieb die praktische Umsetzung und Operationalisierung des Rufs nach transnationaler Geschichte allerdings zunächst ein selten eingelöstes Versprechen.

Eine präzise Bestimmung der mit dem neuen Paradigma verbundenen inhaltlichen Forschungsprogramme fiel zunächst schwer. In den USA war das Konzept der transnationalen Geschichte zuerst eng mit den *Borderlands Studies* verbunden, die sich mit den Dimensionen der historischen Verflechtung von Grenzregionen auseinandersetzten (z. B. Thelen 1992). Hier ist der Blick auf die vielfältigen Kontakte und Verbindungen gerichtet, die über nationalstaatliche Grenzen hinweg regionale Räume – etwa zwischen den USA und Mexiko aber ähnlich auch im innereuropäischen kleinen Grenzverkehr – konstruierten. Andere, wie der Historiker Thomas Bender, sahen transnationale Geschichte dagegen zweitens vor allem als eine Agenda zur „Globalisierung" der amerikanischen Geschichte. Entgegen Narrativen eines *American Exceptionalism* verwiesen Thomas Bender (2006) und Ian Tyrell (2007) auf die größeren globalen Zusammenhänge, in denen sich amerikanische Geschichte etwa im Bürgerkrieg oder im New Deal abspielte. Auch in der deutschen Geschichtsschreibung hat sich die Ansicht weitgehend durchgesetzt, dass „nationale" Geschichte nur in europäischen und globalen Kontexten sinnvoll erzählt werden kann (vgl. beispielhaft Conrad/Osterhammel 2004; Osterhammel 2009).

Eine dritte Konzeption von transnationaler Geschichte stellt multidirektionale Austauschbeziehungen und Verflechtungen zwischen Gesellschaften ins Zentrum der Untersuchung. Bei diesem Zugriff, der auch für das hier zugrundeliegende *Transatlantic Perspectives*-Projekt erkenntnisleitend war, geht es um grenzübergreifende Ströme (*Flows*) von Waren, Menschen und Ideen. Für den transatlantischen Raum hat der Historiker Daniel Rodgers hier Pionierarbeit geleistet, der den europäisch-amerikanischen Austausch über soziale Probleme der Moderne unter Wissenschaft-

8 Zum Verhältnis zur Globalgeschichte vgl. Matthew Hilton und Rana Mitter (2013).

lern, Intellektuellen und Politikern um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert untersucht hat (Rodgers 1998). Neben Studien zur Geschichte globaler Ideentransfers gibt es mittlerweile zahlreiche Arbeiten zu transnationalen Wirtschaftsprozessen sowie zu globalen Migrationsbewegungen.[9] Dabei erscheinen Austauschprozesse weniger als Teil eines allumfassenden, irreversiblen oder zielgerichteten Globalisierungsprozesses. Vielmehr geht es um eine historische Annäherung an Formen der gesellschaftlichen Verflechtung und der wechselseitigen Beeinflussung zwischen verschiedenen Weltregionen besonders unter den Bedingungen globaler Markt- und (post-)kolonialer Machtstrukturen (vgl. Rosenberg 2012).

Diese auf Formen des Transfers fokussierte Konzeption transnationaler Geschichte lässt sich gut mit einem in der europäischen Historiographie prominenten Interesse an überstaatlichen und nicht-staatlichen Institutionen und Organisationen verbinden. Durch sie geschaffene formelle und informelle Rahmen machten Transfers oft erst möglich oder halfen dabei, sie zu verstetigen. Dies trifft zum einen auf politische Organisationen zu, wie etwa den Völkerbund in der Zwischenkriegszeit oder die OECD in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg (vgl. u.a. Herren 2009 und Schmelzer 2012). Aber auch informelle Netzwerke von Experten und Spezialisten (epistemische Gemeinschaften) bzw. deren internationale Organisationen haben die Aufmerksamkeit dieser Art von Geschichtsschreibung auf sich gezogen, wie das Beispiel der Berufsgruppe von Architekten und Stadtplanern und der transnationalen Architektenverbindung CIAM zeigt (vgl. u.a. Domhardt 2011 und Wagner 2014). Wie wichtig der institutionelle Rahmen für grenzüberschreitende Transfers von Personen oder Wissen sein kann, zeigt auch die wachsende Forschung zu den großen amerikanischen Stiftungen wie der *Carnegie Endowment* und den Ford- und Rockefeller-Stiftungen, die transnationale Austauschprozesse massiv finanziell beförderten und aufrechterhielten (vgl. Gemelli/MacLeod 2003; Krige/Rausch 2012). Seit dem späten neunzehnten Jahrhundert bildete sich eine zunehmend institutionalisierte und immer engmaschigere „transnationale Sphäre“ von Expertennetzwerken heraus, die von solchen Organisationen getragen wurde (vgl. Rodogno/Struck/Vogel 2015).

Genauso wie der Kontext der Kolonialgeschichte für die Untersuchung von globalen Transfers im neunzehnten Jahrhundert konstitutiv ist, stellt für weite Strecken des zwanzigsten Jahrhunderts die Frage nach amerikanischen Einflüssen (etwa im Sinne einer „Amerikanisierung“) einen entscheidenden Antrieb für Forschungen zu transnationalen *Flows* dar (de Grazia 2005). Im Zusammenhang des Kalten Krieges verbanden sich grenzüberschreitende Netzwerke häufig mit politischer Einflussnahme und hegemonialen Machtansprüchen, wie sich am Beispiel des *Congress for Cultural Freedom* zeigen lässt (Scott-Smith 2010; Hochgeschwender 1998). Gleichzeitig waren aber auch die neuen sozialen Bewegungen der Nachkriegsjahrzehnte und jene, die wie die Friedensbewegung die Ordnung des Kalten Krieges in Ost wie West herausforderten, stark transnational vernetzt. Gerade mit Blick auf diese Bewegungen und Institutionen hat die Forschung der vergangenen zwanzig Jahre einiges zur empirischen Gehaltfüllung von „Transnationalismus“ geleistet (Klimke 2012).

Eine biographische Perspektive bietet nun die Möglichkeit, noch direkter auf die Mikroebene transnationaler Prozesse vorzudringen. Gerade der institutionenge-

9 Zur Geschichte globaler Wirtschaftsbeziehungen aus deutscher Sicht beispielhaft Torp (2005) und Rischbieter (2011). Zur Migrationsgeschichte vgl. u.a. Hoerder (2002) und McKeown (2008).

schichtliche Ansatz läuft manchmal Gefahr, eine abstrakte und unkontextualisierte transnationale Sphäre zu konstruieren, deren grenzüberschreitende Diskurse scheinbar in einem luftleeren „globalen" Raum schweben. Die Untersuchung transnationaler Netzwerke und Institutionen muss daher rückgebunden bleiben an historische Entwicklungen in nationalen, regionalen und lokalen Kontexten. Immer wieder gilt es zu zeigen, wie sich die transnationale Ebene sinnvoll mit historischen Erfahrungen auf anderen Ebenen verbinden lässt. So gelingt es zum Beispiel Volker Berghahn, sich der Komplexität und Wirkungsmacht transatlantischer Netzwerke der Nachkriegszeit durch das transnationale Leben des Amerikaners Shepard Stone zu nähern (Berghahn 2004). Petra Kellys transatlantische Karriere ist in ähnlicher Weise herangezogen worden, um Austauschprozesse über den Atlantik hinweg in einer neuen Form von zivilgesellschaftlicher Gegenöffentlichkeit zu konkretisieren (Milder 2010). Erst der Blick auf die Akteursebene legt dabei die genauen Bedingungen von grenzüberschreitenden Transfers frei, einschließlich der Adaptionen, der Veränderungen, der hybriden Neuschöpfungen sowie auch der fehlgeschlagenen Vermittlungen, die zentrale Bestandteile dieser Prozesse sind.

Transfer und Vernetzung bedürfen der Akteure, und hier kann die transnationale Geschichtsschreibung sinnvoll an die jüngere Migrationsgeschichte anknüpfen. Die historische Migrationsforschung hat in den vergangenen Jahrzehnten ihre eigene transnationale Wende gemacht. Galten lange die Paradigmen der Integration und der Assimilierung in die Aufnahmegesellschaft als erkenntnisleitend für diesen Forschungszweig, so rückten nun die komplexen Pfade der Migration, die Multidirektionalität von Wanderungsbewegungen, und die anhaltenden Wechselbeziehungen zwischen Ziel- und Herkunftsregionen der Migranten in den Mittelpunkt migrationshistorischer Studien (z. B. Gabaccia 2010). Der Typus des modernen „Transmigranten", dessen Leben durch ein ständiges Hin-und-Her-Wandern und die gleichzeitige Verankerung in mehreren Gesellschaften charakterisiert ist, wird in seiner historischen Dimension erkannt (vgl. Portes 2000). Die Leben solcher Transmigranten sind nicht nur „transnationale Leben" *par excellence*, sie sind zudem geprägt von Momenten und Orten kultureller Hybridität.[10] Im Dazwischen, den transnationalen Zwischenräumen der Migration, entstehen kulturelle Neuerungen, die ihre Spuren sowohl in Entsende- wie auch in Aufnahmegesellschaften hinterlassen und dabei die Grenzen zwischen ihnen teilweise verwischen. Mit Blick auf die Sozialisation von Transmigranten in verschiedenen Kulturräumen und der Notwendigkeit, ständig zwischen kulturellen Kontexten zu wechseln, sprechen Migrationshistoriker daher von Transkulturalität und von transkultureller Lebensführung (Hoerder 2005).

Ein weiteres Merkmal der neuen historischen Migrationsforschung ist es, dass sie individuellen Lebensläufen zunehmend Aufmerksamkeit schenkt. Entgegen einer rein quantitativen Analyse von Massenmigrationsbewegungen gibt es ein wiedererwachtes Interesse an einzelnen Migrationswegen, welche die Komplexität von Wanderung und kulturellen Austauschprozessen offenlegen können. Hier kann der biographische Blick vermitteln zwischen der Frage nach Strukturen im Sinne der traditionellen Sozialgeschichtsschreibung und nach der *Agency*, also der Handlungsmacht, einzelner Akteure (vgl. Berghahn/Lässig 2008). Dies gilt besonders für neue Forschungen zur

10 Grundlegend zum Konzept der Hybridität und zu Formen transkulturellen Austausches durch globale Migration Bhabha (1994).

Elitenmigration, wie etwa in den Arbeiten der Historikerin Nancy Green, die jüngst die Geschichte amerikanischer *Expatriates* im Frankreich der Zwischenkriegszeit untersuchte (Green 2014). Geschäftsleute, Intellektuelle, Diplomaten und Professionals gehören in diese Gruppe der *elite migrants*, deren in vieler Hinsicht exzeptionelle Migrationserfahrung lange aus dem Blickfeld der sozialhistorischen Migrationsgeschichte gefallen war (vgl. Fechter/Walsh 2010).[11] Studien zur Elitenmigration tauschen nun offensiv den Blick auf die „breite Masse" der Migranten gegen ein Interesse an Transferprozessen und an transkulturellen Wandlungen ein, welche sich schon quellentechnisch oft am leichtesten bei gesellschaftlichen Funktionseliten nachverfolgen lassen.

Dabei öffnet sich die Migrationsgeschichte dem traditionell eher geistesgeschichtlich geprägten Feld der Geschichte von Emigration und Exil, also von Formen der Zwangsmigration, bei deren Untersuchung schon lange nach transnationalen Transfers durch prominente Wissenschaftler und Intellektuelle gefragt wurde (vgl. Unger 2009). Biographische Ansätze haben in der Emigrationsgeschichte immer eine große Rolle gespielt, und auch diese Forschung hat sich in den vergangenen Jahren zunehmend Fragen von Transnationalität und Transkulturalität angenommen. So lässt sich etwa das Konzept kultureller Hybridität durchaus sinnvoll mit der Erfahrung europäischer Emigranten in den USA verbinden, da grenzüberschreitende Wissenstransfers oft Neues schufen und auch die Aufnahmegesellschaft mit umformten (Krohn 2009). Entgegen dem überkommenen Bild eines *Brain-Drain* durch Emigration und Exil verweisen viele Emigrationsforscher darüber hinaus auf die Bedeutung von transnationaler Wissenszirkulation durch Elitenmigration im zwanzigsten Jahrhundert (*Brain-Circulation*), von der in der Regel auch die Entsendegesellschaften langfristig profitierten (vgl. Dittmar Dahlmann/Reith 2008).

Die Rolle von Transfers durch Elitenmigration lässt sich sehr gut am Beispiel von Unternehmern mit Migrationshintergrund studieren (Berghoff/Fahrmeir 2013). Die Unternehmensgeschichte, die lange im Strukturwandel von Großunternehmen ihren Hauptuntersuchungsgegenstand sah, hat sich in der jüngeren Vergangenheit vermehrt wieder der Bedeutung von Unternehmern als Akteuren zugewandt. Dabei geht es gerade bei Familienunternehmen auch um die personellen Netzwerke, die sich zwischen Unternehmerfamilien und ihrem sozialen Umfeld entspannen. Bei familiengeführten *Multinational Enterprises* waren diese Netzwerke schon lange grenzüberschreitend und stellten den transnationalen Austausch von Wissen und Waren, von Personal und Kapital sicher (Lubinski/Fear/Pérez 2013). Ein umfangreiches biographisches Projekt zur Geschichte von *Immigrant Entrepreneurs* am Deutschen Historischen Institut in Washington sucht derzeit ganz explizit nach verschiedenen Formen des Wissens- und Technologietransfers durch eingewanderte Unternehmer und kontextualisiert diese Elitenmigranten und ihre Familien in transnationalen Räumen zwischen deutscher Entsende- und amerikanischer Aufnahmegesellschaft (Berghoff/Spiekermann 2010; Pertilla/Spiekermann 2014). In den Biographien deutschstämmiger Brauer, Möbelfabrikanten oder Computerentwickler finden sich konkrete Beispiele transnationaler Wissenszirkulation und eine Mikroperspektive auf die

11 Eine gewisse Ausnahme bilden Elitemigranten im kolonialen Kontext, siehe z.B. Habermas/Conrad (2010).

grenzüberschreitenden Ströme von Waren, Menschen und Kapital im atlantischen Raum der Neuzeit.

Solche „transnationalen Leben" und die Lebensgeschichten dieser Migranten sind in den vergangenen Jahren verstärkt in den Blick biographisch interessierter, transnationaler Forschung geraten. In Bänden zu *transnational lives* und „globalen Lebensläufen" finden sich biographische Skizzen von Händlern und Entdeckern, von Kolonialbeamten und internationalen Künstlern, aber auch von Aktivisten und Flüchtlingen, die einen akteurszentrierten Blick auf Globalgeschichte ermöglichen sollen (Deacon/Russell/Woolacott 2006).[12] Der amerikanische Historiker Matthew Pratt Guterl schrieb jüngst in einem Kommentar zum Forum *Transnational Lives in the Twentieth Century* im *American Historical Review*, dass der Fokus auf individuelle Lebenswege die Möglichkeit verspricht, den Blick auf große Fragen von Nation, Welt und *Trans-Nation* für die Forschung handhabbar zu machen und sinnvoll einzugrenzen (Guterl 2013). Mehr als nur bestehendes historisches Wissen transnational zu „erweitern" oder neu zu lesen, so fordert Guterl, sollte die Erforschung transnationaler Leben auch dazu dienen, vertraute historische Narrative in Frage zu stellen. Gerade mit Blick auf historische Periodisierungen könne eine grenzüberschreitende biographische Perspektive neue Kontinuitäten und Brüche zu Tage fördern.[13] Eine Möglichkeit, solche Forderungen nach neuen Narrativen einzulösen, kann darin bestehen, eurozentrische Perspektiven auf globale Prozesse durch die Inklusion subalterner Stimmen aufzubrechen, wie postkoloniale Arbeiten zum Kosmopolitismus dies nun versuchen (vgl. besonders Deacon/Russell/Woolacott 2010).

Die Figur des Kosmopoliten, der in seiner oft widersprüchlichen Identität nationale und kulturelle Grenzen überwindet und sich Zuordnungen von „Eigenen" und „Anderen" zu entziehen sucht, hat zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts starken Zuspruch in der Forschung erfahren (vgl. Sluga/Horne 2010).[14] Dabei geht es nicht mehr nur um Intellektuelle und deren internationale Vernetzung, Selbstreflexionen und Vorstellungen einer neuen Weltordnung wie im Stereotype des „cosmopolitan thinker: a European man, a ‚continental' of the Jewish diaspora who knew through family experience the true meaning of statelessness and brought this to bear on his conceptual thinking" (Horne 2010: 420). Homi Bhabha hat solche Arten eines privilegierten *global cosmopolitanism* herrschender Eliten unterschieden von einem *vernacular cosmopolitanism* einer breiten Masse von Transmigranten und diasporischen Minderheiten, die sehr andere, aber deshalb nicht weniger kosmopolitische, globale Leben führen (Bhabha 2004). Beide von Bhabha genannten Formen kosmopolitischer Lebensführung bieten der transnationalen Geschichte wichtige Anknüpfungspunkte und verweisen implizit auf zwei unterschiedliche Typen transnationaler Leben.

Der erste Typ sind die von Madeleine Herren so genannten „transgressiven Biographien". Hiermit meint Herren Lebensverläufe, die herkömmliche Rahmen sprengten und dabei sowohl nationalstaatliche Grenzen überschritten als auch bestehende soziale und kulturelle Normen herausforderten, aufbrachen und manchmal an diesen

12 Gleichzeitig hat auch die Biographik ein Interesse an Transnationalität entwickelt und fragt danach, wie diese verändernd auf das biographische Subjekt wirkt (vgl. Schweiger 2012).

13 Guterl verweist dabei auf das Beispiel der Civil Rights Era der 1950er und 1960er Jahre, die sich durch biographische Betrachtungen strecken ließe (Guterl 2013: 135 f.).

14 Zur Definition des Kosmopoliten auch Schweiger (2012), der sich dabei an Ulrich Beck orientiert.

scheiterten (Herren 2005). Transgressive Biographien von politischen Aktivisten können etwa auf transnationale Gegenöffentlichkeiten und Zivilgesellschaften hinweisen oder – wie im Fall vieler Migrantengruppen – auf ganz alltägliche Weise gesellschaftliche und staatliche Ordnungsentwürfe in Frage stellen. Die Lebensentwürfe und Erfahrungen solcher „Grenzgänger" eignen sich nicht nur besonders gut, die Brüche in nationalen Narrativen aufzuzeigen, sondern sensibilisieren uns gleichzeitig für die historische Konstruiertheit staatlicher, gesellschaftlicher und kultureller Grenzen.[15] Jedoch waren nicht alle transnationalen Leben in diesem Sinne „transgressiv" oder standen gar im Gegensatz zu nationaler Staatlichkeit. Imperiale Biographien oder jene von Diplomaten zeugen beispielsweise von einem zum Teil lebhaften staatlichen Interesse an Formen der (kontrollierten) Grenzüberschreitung.[16]

Viele der bereits angesprochenen Elitemigranten lassen sich dagegen einem zweiten Typ transnationaler Leben zuordnen, der Figur des „transnationalen Mittlers". Auch den Biographien von jenen, die zwischen Gesellschaften vermittelten, globale Brücken bauten oder grenzüberschreitende Netzwerke etablierten, hat die transnationale Geschichte besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Forschungen zum atlantischen Raum in der Frühen Neuzeit (als kulturelle Grenzen noch weit wichtiger waren als staatliche) arbeiten mit der Figur des *cultural broker*, also Dolmetscher, Missionare und Forscher, die als Kulturvermittler z.B. zwischen europäischen und indigenen Kulturen fungierten (vgl. Häberlein/Keese 2010). Für die transatlantische Geschichte der letzten Nachkriegszeit dagegen haben Arndt Bauerkämper, Konrad Jarausch und Marcus Payk den Begriff des „transatlantischen Mittlers" eingeführt, welcher als rückkehrender Emigrant oder amerikanischer Europaexperte eine ähnliche Brückenfunktion einnahm und bei grenzüberschreitenden Kultur- und Institutionentransfers im Zuge der „Westernisierung" Deutschlands eine wichtige Rolle spielte (Bauerkämper/Jarausch/Payk 2005).

Die klischeehafte Metapher des „Brückenbauers" ist dabei irreführend und zu statisch, um die dynamische Qualität von transnationalen und transkulturellen Austauschprozessen zu erfassen. Transfers wirkten auf alle beteiligten Gesellschaften, und die Rolle des Vermittlers ist eher die eines aktiven Übersetzers als jene eines passiven Transmitters. In diesem Zusammenhang sei schließlich auf den von Doris Bachmann-Medick und anderen propagierten *translational turn* verwiesen und die Erkenntnis, dass sich bei transnationalen Übersetzungsprozessen alle involvierten Personen, Ideen, und Gesellschaften gleichermaßen wandeln (Bachmann-Medick 2009). Im Gegensatz zur Vorstellung von eher linearen zwischengesellschaftlichen Akkulturationsprozessen zwischen Sende- und Empfängergesellschaft der frühen Kulturtransferforschung bietet die Perspektive der kulturellen Übersetzung eine Betonung von aktiver Aneignung und Reziprozität (Lässig 2012). Gerade Elitemigranten mit ihren transnationalen Leben spielten dabei häufig die vermittelnde Rolle von Übersetzern, die aus einer Position des „Dazwischen" Neues schufen (Shaw 2014). Solche kreativen „transatlantischen Mittler" standen im Zentrum der Forschung zum *Transatlantic Perspectives*-Projekt.

15 Zur Frage der Grenzüberschreitung vgl. Lüthi/Rürup (2010).

16 Als Beispiel zur Rolle solcher Akteure bei der Generierung von *colonial knowledge* siehe Habermas, (2010).

Transatlantic Perspectives: Transatlantische Karrieren als Transnationale Geschichte

In der klassischen Periodisierung der Geschichte globaler Austauschprozesse gilt die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts als eine Zeit der Deglobalisierung. Weltkriege, Wirtschaftskrise und Kalter Krieg trugen zu einer Desintegration transnationaler Prozesse und zur regionalen Blockbildung bei, die einen Bruch bildeten zwischen der ersten Welle moderner „Globalisierung" bis 1914 und einer zweiten Welle ab den 1970er Jahren.[17] Im transatlantischen Binnenverhältnis gab es im selben Zeitraum eine signifikante wirtschaftliche und politische Machtverschiebung zugunsten der USA, sodass aus vormals wechselseitigen transatlantischen Transfers zunehmend eine einseitige „Amerikanisierung" Europas geworden zu sein schien. Dabei waren die Gesellschaften beiderseits des Atlantiks jedoch besonders in den Nachkriegsjahrzehnten institutionell, transporttechnisch und medial enger verbunden als je zuvor. Der Blick auf die transnationalen Leben von zahlreichen Elitemigranten, die sich zwischen den 1920er und 1960er Jahren im atlantischen Raum bewegten, zeigt dann auch, dass sowohl die Annahme einer „Deglobalisierung" als auch die einer zunehmend einseitigen „Amerikanisierung" deutlich qualifiziert werden müssen. Vielmehr ergibt sich ein Bild der *longue durée* gelebter Globalität und transnationaler Austauschprozesse auch (und zum Teil gerade) in Zeiten von Krieg und Krise.

Ziel der Nachwuchsforschergruppe *Transatlantic Perspectives* war es, anhand von Migrantenkarrieren transatlantische Austauschprozesse zwischen Europa und den USA um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts in zentralen Gesellschaftsbereichen der westlichen Hochmoderne freizulegen. Dabei befassten sich vier einzelne Untersuchungen mit der Rolle von Migranten in jeweils verschiedenen Professionen und Gesellschaftsbereichen wie der Stadtforschung, der angewandten Sozialforschung, in multinationalen Unternehmen und im Bereich des *Consumer Engineering*, d.h. von Produktgestaltung und Markt- und Konsumforschung.[18] Verschiedene Workshops haben nach dem Selbstverständnis und der Selbstverortung der Migranten zwischen Europa und den USA gefragt, nach ihrem Beitrag zur transatlantischen Vernetzung und nach ihrer Funktion als zwischengesellschaftliche Übersetzer in der Nachkriegsmoderne (vgl. z.B. Logemann/Gabaccia/Kohlstedt 2014). Auf der Projektwebseite *www.transatlanticperspectives.org* wurden darüber hinaus mehr als sechzig kurze biographische Skizzen von europäischen Migranten mit Karrieren in den unterschiedlichsten Feldern von Politik und Staatswissenschaft bis hin zu Populärkultur und Film gesammelt, die von knapp dreißig externen Autorinnen und Autoren beigesteuert wurden.

Die Verknüpfung von transatlantischen Karrieren mit transnationalen Netzwerken und Transfers stand dabei jeweils im Vordergrund der Darstellung. Es handelt sich hierbei jedoch nicht um Biographien im klassischen Sinne oder um das Betrachten von „transnationalen Leben" in ihrer Totalität. Zwar haben wir zum Teil auch nach persönlichen Erfahrungen, etwa im Wandel der Selbstwahrnehmung und in der Auseinandersetzung mit Europa als Idee und Identifikationsgröße gefragt. Unser Hauptinteresse galt aber dem beruflichen Werdegang, also den „transnationalen Karrieren"

17 Zu globalgeschichtlichen Periodisierungen vgl. Osterhammel/Petersson [5]2012: 7-27.

18 Kurze Skizzen der Einzelprojekte von Andreas Joch, Jan Logemann, Barbara Louis und Corinna Ludwig finden sich in *The German Historical Institute at 25 Years, GHI Bulletin* Supplement 8 (2012).

der Migranten und den Transfer- und Austauschprozessen, die diese enthielten. Welche Auswirkungen hatten die „Grenzgänge" der Migrationserfahrung auf das professionelle Wirken der Migranten, und welche Auswirkungen hatten die „Grenzgänger" selber auf ihr professionelles Umfeld? Welche Einflüsse und Übersetzungen durch die „transatlantischen Mittler" lassen sich erkennen, die beispielsweise die amerikanische Welt der Waren oder die Ausformung amerikanischer Metropolen der 1940er und 1950er Jahre in einem neuen, transnationalen Licht erscheinen lassen?

Dabei wurde sehr rasch die Kontinuität wechselseitiger transatlantischer Transfers über die üblichen Zäsuren der Jahrhundertmitte hinweg deutlich. So sticht die Bedeutung der intellektuellen Emigration der 1930er Jahre mit ihren Transfers und Übersetzungsleistungen von Europa in die USA hervor. Mehr als 130.000 oft gut ausgebildete Flüchtlinge und Exilanten kamen allein aus dem deutschsprachigen Raum, von denen viele zur Kategorie der „Elitemigranten" gerechnet werden können (vgl. Unger 2009). Nicht allen gelang eine erfolgreiche Fortsetzung ihrer Karrieren, doch unzählige Emigranten konnten sich in einflussreichen Positionen der amerikanischen Wirtschaft, Verwaltung, Wissenschaft und Kulturszene etablieren. In Folge der Krise und im Kontext des Weltkrieges gab es sogar eine verstärkte Nachfrage nach „europäischer" Expertise in Staat, Wirtschaft und Militär der USA. Der *American Way of Life* und die amerikanische Demokratie der Jahrhundertmitte wurden so durch die transnationalen Leben unzähliger Immigranten und Emigranten entscheidend mitgeprägt.[19]

Statt eines einseitigen Transfers als *Brain Drain* handelte es sich vielmehr um einen reziproken Wissensaustausch im Sinne einer *Brain Circulation*. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es nämlich oft dieselben Migranten die jene, nun als „Amerikanisierung" wahrgenommene, kulturelle Übersetzung in die andere Richtung leisteten (vgl. Bauerkämper/Jarausch/Payk 2005). Ob im Rahmen der Remigration oder über verschiedene institutionelle Netzwerke, die Rekonstruktion Nachkriegseuropas, die „Westernisierung" politischer Kulturen oder die „Modernisierung" von Wirtschaft, Städten, Kultur und Gesellschaft war beeinflusst von den transnationalen Leben zahlreicher „transatlantischer Mittler." Das, was transferiert wurde, waren dabei vielfach modifizierte „Re-importe" ohnehin transatlantisch generierter Wissensbestände und Kulturtechniken, wie ich im folgenden Abschnitt am Beispiel der Konsumforschung kurz illustrieren werde. Trotz der globalen Bedeutung des amerikanischen Demokratiemodells im Kalten Krieg oder der Strahlkraft der US-Konsumgesellschaft war der Atlantik also auch nach 1945 keine Einbahnstraße. Jene multilateralen Transferprozesse, die Daniel Rodgers so eindrucksvoll für die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts beschrieben hat, setzten sich in vielen Gesellschaftsbereichen durchaus fort. Aus der Perspektive der zahlreichen transnationalen Leben, die wir in diesem Projekt untersucht haben, erscheint das von Henry Luce proklamierte *American Century* eher als ein vom wechselseitigen Austausch charakterisiertes Transatlantic Century (Nolan 2012.

Den „europäischen" Stimmen in diesem transatlantischen Diskurs haben wir dabei besondere Aufmerksamkeit geschenkt. So sammelt der Band *More Atlantic Crossings?* biographische Einzelstudien zu europäischen Migranten und prominenten transatlantischen Karrieren von Mittlern, Netzwerkern, aber auch von Grenzgängern

19 Greenberg (2014) postulierte mit Blick auf den Einfluss der Emigranten jüngst sogar ein „Weimar Century". Für den Konsumbereich vgl. Logemann (2013).

(Logemann/Nolan 2014). Politische Denker wie Hans Speier halfen, dem entstehenden *National Security State* der USA Form zu geben (Bessner 2014). Akademiker wie die Historiker Peter Gay und George Mosse oder der Sozialwissenschaftler Franz Neumann spielten die Rolle von methodischen und konzeptionellen Mittlern in den Wissenschaften und von kulturellen Übersetzern zwischen Europa und den USA für eine breitere Öffentlichkeit (Wheatland/Neumann 2014). Sie waren beteiligt an der Konstruktion von transnationalen diskursiven Räumen wie jener „atlantischen Gemeinschaft", die durch grenzüberschreitende Netzwerke von gesellschaftlichen Eliten und Diplomaten getragen wurden. Andere Formen transnationaler Leben forderten diese transatlantische Raumordnung dagegen eher heraus. „Transgressive" kosmopolitische Lebensläufe wie jene von Aurelio Peccei und Alexander King, den Begründern des *Club of Rome*, versuchten die Ost-West Trennung des Kalten Krieges zu durchbrechen und eröffneten in den 1960er Jahren eine globalere Perspektive, die über den atlantischen Raum hinauswies (Albrecht 2014). Auf eine ganz andere Art bediente auch der Ökonom Wilhelm Röpcke eine globalere Perspektive und sprach zu einer transnationalen Gegenöffentlichkeit konservativer Kritiker keynesianischer Wachstums- und Entwicklungspolitik (Slobodian 2014). In der Analyse solcher transatlantischer Leben findet sich eine Kontinuität von grenzüberschreitendem Austausch über Gesellschaftsentwicklung, die von den wechselseitigen Verständigungen über Entwürfe der Moderne in der Zwischenkriegszeit bis hin zu einer globalen Zivilgesellschaft der späten 1960er und frühen 1970er Jahre reicht.

Die Wirkungsmacht transnationaler Leben: Biographische Perspektiven auf transatlantische Prozesse

Welche konkrete Bedeutung haben nun transnationale Leben für solch eine Kontinuität transnationaler Entwicklungen und was genau zeigt uns der biographische Ansatz? Anhand von kurzen Beispielen aus meiner Forschung zu Transferprozessen im Bereich des Marketings und Consumer Engineering möchte ich im Folgenden drei Aspekte der transnationalen Wirkungsmacht von Migrantenkarrieren kurz skizzieren.[20] Zunächst soll die Bedeutung von transnationalen Karrieren für grenzüberschreitende Wissenstransfers und deren Reziprozität herausgestellt werden. Dann werde ich auf den Aspekt der Nachhaltigkeit transatlantischen Austauschs aufgrund von grenzüberschreitender Netzwerkbildung eingehen. Schließlich soll die Rolle von Migranten als kreative Übersetzer in Transferprozessen beleuchtet werden.

Grenzüberschreitender und reziproker Wissenstransfer durch Migration

In der Folge der Transportrevolution des neunzehnten Jahrhunderts und einer immer weiter zunehmenden medialen Vernetzung bedurfte es für den grenzüberschreitenden Austausch von Wissen oder Waren eigentlich nicht zwingend der Migranten. Eine Welt jenseits der Grenzen konnte in der Neuzeit durch Bücher oder Briefe, Kolonialwaren oder Fernsehbilder auch lokal von jenen erfahren werden, die gar nicht oder nur sehr begrenzt mobil waren. Dennoch waren transnationale Mittler in gesellschaftlichen Funktionseliten oft von entscheidender Bedeutung für Transfers und vor allem

20 Die folgenden Beispiele stammen aus meinem laufenden Habilitationsprojekt zu Transfers in Marketing und Produktdesign durch europäische Emigranten (vgl. Logemann 2013).

für das Entstehen kreativer Innovationen im Transferprozess. Das Beispiel des Eingangs eingeführten Paul Lazarsfeld kann dies illustrieren, da seine Karriere den wechselseitigen Austausch in der empirischen Markt- und Sozialforschung nachhaltig beeinflusst hat.[21]

Paul Lazarsfeld hatte im Wien der Zwischenkriegszeit eine wirtschaftspsychologische Forschungsstelle aufgebaut, die (inspiriert zum Teil von amerikanischen Studien) empirisch-methodisch und sozialpsychologisch innovative Forschung betrieb. Bekannt wurde vor allem eine Studie zu den Arbeitslosen von Marienthal, aber der finanzielle und methodische Kern des Instituts bestand aus Marktforschungsstudien für Unternehmen aus Österreich und anderen europäischen Ländern. Als Lazarsfeld Mitte der 1930er Jahre mit Hilfe der Rockefeller Stiftung in die USA übersiedelte, lag ein Schlüssel für seinen anfänglichen Erfolg in diesem Interesse an Konsumforschung. Der Wiener Soziologe war zunächst in die Vereinigten Staaten gekommen, um amerikanische Methoden der Markt- und Sozialforschung eingehender zu studieren, aber er stellte bald fest, dass die Amerikaner ebenso an seiner Expertise interessiert waren. Versiert in den neuesten Erkenntnissen der europäischen Individual- und Sozialpsychologie und methodisch reflektiert in seinem Zugang zur Verbrauchermotivation, war Lazarsfeld für die Marketingabteilungen krisengebeutelter amerikanischer Unternehmen gleichermaßen interessant wie für den zunehmend verbraucherorientierten Staat des *New Deal*.

Lazarsfeld begann in den 1930er Jahren, ein transnationales Leben zwischen amerikanischen Institutionen, Emigrantenzirkeln und Kontakten zurück nach Europa zu führen. Seine zunächst noch auf Wiener Forschung basierenden methodischen Überlegungen bereicherten die amerikanische Konsum- und Medienforschung der 1930er Jahre, wobei sich seine Ansätze zur Konsumentenpsychologie im amerikanischen Kontext weiterentwickelten. Lazarsfeld baute nach dem Vorbild seiner Wiener Forschungsstelle eine Reihe von Forschungsprojekten und Instituten in den USA auf; das bekannte *Radio Research Project* etwa war mit der *Princeton University* verknüpft und wurde von der Rockefeller Stiftung und dem Rundfunksender CBS finanziell mit unterstützt. Ab 1940 war Lazarsfeld dann an der *Columbia University*, wo er das *Bureau of Applied Social Research* (BASR) aufbaute. Medienwirksamkeitsstudien, Panelstudien von Konsumenten, Fokusgruppen in der Werbeforschung ebenso wie die psychologische Motivforschung lassen sich in Ansätzen auf das institutionelle und persönliche Umfeld Lazarsfelds zurückführen. Die psychologisierte Welt der Waren und die tiefenpsychologische Vermessung der Konsumentenseele im Nachkriegsamerika fußten somit auf einem regen transatlantischen Austausch, bei dem Paul Lazarsfeld eine zentrale Rolle spielte und der sich in den Nachkriegsjahrzenten im Sinne einer reziproken *Brain Circulation* fortsetzen sollte. Seine physische Präsenz als Lehrer und Forscher war für das Zustandekommen transnationaler Transfers zentral und seine Adaption an die jeweiligen lokalen Kontexte trug entscheidend zum innovativen Charakter seines Wirkens bei.

21 Zu Lazarsfelds Biographie siehe u.a. Langenbucher (2008). Zu seiner Rolle in transatlantischen Transfers siehe auch Fleck (2007).

Individuelle Netzwerke und die Verstetigung von Transferprozessen

Dass Lazarsfelds methodische Interventionen so erfolgreich waren, lag auch daran, dass er ein weites persönliches Netzwerk in der Emigration aufbaute und sich selber erfolgreich in bestehende transnationale Netzwerke integrierte. Die Bedeutung von Netzwerken für den grenzüberschreitenden Transfer ist in der Forschung jüngst verstärkt untersucht worden – zumal der von Manuel Castells geprägte Begriff der „Netzwerkgesellschaft" zu einem Leitbegriff der Globalisierungsforschung geworden ist. Das Konzept des Netzwerks bleibt gelegentlich unscharf, jedoch geht es im Kern um gesellschaftliche Organisationsformen zwischen der Offenheit des Marktes und der Geschlossenheit hierarchischer Institutionen, die auf überlappenden persönlichen Beziehungen und auf Vertrauensverhältnissen basieren. An den Knotenpunkten dieser Netzwerke stehen Organisationen und Personen, die einen dezentralen und transnationalen Austausch von Wissen (oder auch Macht und Kapital) befördern (Mittag/Unfried 2008). Die soziale Netzwerkanalyse hatte ihren Anfang u.a. mit solchen emigrierten Sozialforschern wie Kurt Lewin und dessen Arbeiten zum sozialen Feld oder eben mit Paul Lazarsfeld und dessen Beschäftigung mit persönlichen Netzwerken und der kommunikativen Wirkungsmacht sozialer Multiplikatoren (Neurath/Krempel 2008). Netzwerke, so die Erkenntnis, bestimmen die Handlungsräume von Individuen und sind zentral für die kommunikative Strukturierung von Transfers. Im Freilegen dieser Netzwerke liegt dann auch ein Beitrag eines akteursfokussierten, biographischen Zugriffs auf transnationale Geschichte.

Paul Lazarsfelds transatlantische Karriere war geprägt durch seine Fähigkeit, Netzwerke aufzubauen, zu unterhalten und zu nutzen. Zum einen war er Teil institutioneller Netzwerke, etwa durch seine Beziehung zur Rockefeller Stiftung, die sich von der Zwischenkriegs- bis in die Nachkriegszeit durchzog, oder durch diverse Verbindungen zu akademischen Einrichtungen, an denen er beschäftigt war, sowie durch die Institute, die er in Europa und den USA aufbaute. Lazarsfelds Netzwerke erstreckten sich bald auch auf staatliche Stellen, die er bei der Konsumforschung im *New Deal*, bei der psychologischen Kriegsführung an der Heimatfront oder bei internationalen Kommunikationsstrategien im Kalten Krieg beriet. Ebenso hatte er gleich nach seiner Ankunft Kontakte zu amerikanischen Firmen geknüpft, denen er bis weit in die Nachkriegszeit in Marktforschungsfragen beratend zur Seite stand. Schließlich hatte er ein weitgreifendes persönliches Netzwerk aufgebaut, zu dem zahlreiche andere Emigranten in den Sozialwissenschaften gehörten. Sein ehemaliger Wiener und späterer New Yorker Kollege Hans Zeisel sprach so von einer „Wiener Schule der Marktforschung" in den USA, der u.a. auch Ernst Dichter und Herta Herzog mit angehörten und die in ihrer Gesamtheit die angewandte Sozialforschung im transatlantischen Raum signifikant beeinflusst hat (Zeisel 1988). Solche Verstärkereffekte für den Transfer durch Netzwerke und die Rolle bestimmter Elitenmigranten als Multiplikatoren, wie sie hier am Beispiel Lazarsfelds und der empirischen Sozialforschung vorgestellt wurden, lassen sich für viele Bereiche nachzeichnen. In dem für den Konsum ebenfalls zentralen Bereich von Design, Architektur und Gestaltung sei etwa auf das Netzwerk emigrierter Bauhaus-Künstler um Walter Gropius hingewiesen.[22] Auch hier wurde der Transfer von Stilinnovationen und Designkonzepten durch persönliche und institutio-

22 Zur transatlantischen Geschichte des Bauhauses vgl. u.a. James (2006).

nelle Netzwerke befördert, die von Europa in die USA und zurück nach Europa reichten.

Die reziproke Dimension und die Bedeutung des Rücktransfers in Netzwerken treten beim Studium transnationaler Leben besonders deutlich hervor. Wie die Bauhausdesigner wirkten auch Lazarsfeld und sein Umfeld auf Europa zurück, und wie so viele Migranten kehrte er wenigstens zeitweilig als reisender *Sojourner* in seine alte Heimat zurück. 1963 initiierte Lazarsfeld mit dem ebenfalls aus Wien emigrierten Ökonomen Oskar Morgenstern das Institut für Höhere Studien in seiner Heimatstadt und konnte dabei auf seine vielfältigen institutionellen und persönlichen Netzwerke zurückgreifen. Finanziert mit Hilfe der Ford Stiftung, bot das Institut nicht nur ehemaligen Emigranten wie Charlotte Bühler und Friedrich Hayek die Möglichkeit, durch Gastaufenthalte nach Europa zurückzuwirken, sondern es sollte auch bei der von James Coleman angesprochenen Verbreitung der „amerikanischen" Sozialforschung in Europa helfen.[23] Die Multidirektionalität von Transferprozessen in Netzwerken wird durch die langfristige biographische Perspektive besonders greifbar.

Transfers als Übersetzung: die aktive Leistung der Mittler

Der akteurszentrierte, biographische Blick auf transnationale Transferprozesse unterstreicht schließlich die Bedeutung von aktiven Übersetzungsleistungen. Simone Lässig schrieb jüngst zur Funktion der Übersetzung im Transfer: „Es geht nicht mehr um bloßen Transfer von Kultur, sondern um Transformationen; es geht nicht mehr um ‚Übernahme', sondern um komplexe Prozesse des Aushandelns und Aneignens von Ideen oder Praktiken und des Herstellens von Bedeutung; es geht […] nicht zuletzt auch um jene Akteure, die die Verständigung über Kultur in unterschiedlichen Räumen und Zeiten getragen und maßgeblich beeinflusst haben" (Lässig 2012: 95). Solche Formen der Übersetzungen in verschiedene Richtungen lassen sich am Beispiel Lazarsfelds und seines Netzwerkes ebenfalls gut illustrieren.

Schon kurz nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten begann Paul Lazarsfeld, sich auf verschiedene Weise als transatlantischer „Übersetzer" zu positionieren. Auf einer sehr direkten Ebene übersetzte er seine Wiener Forschungen zu Konsumentenmotivationen ins Englische, um diese in amerikanischen Publikationen zu veröffentlichen. Dies war jedoch nur ein erster Schritt, denn er „übersetzte" auf einer anderen Ebene auch seine Forschungsdesigns in Marktstudien für amerikanische Firmen, wobei er diese dem amerikanischen Kontext neu anpassen musste. Ebenso war er daran beteiligt, den theoretischen Hintergrund seiner Forschung seinen neuen amerikanischen Kollegen zu vermitteln, indem er etwa die sozialpsychologischen Ansätze Kurt Lewins der dortigen Expertengemeinde für Sozialforschung nahebrachte. Schließlich bot er sich auch als Übersetzer europäischer Märkte an, als „Mann in Europa" (wohin er zunächst noch häufig zurückreiste), der über die *Psychological Corporation* und über seine Kontakte in Wien Marktstudien für amerikanische Firmen auf dem Kontinent vermitteln konnte. Für das Publikum in Österreich schrieb er dagegen Berichte über die amerikanische Konsumforschung und Konsumpolitik im *New Deal*. So vermittelte Lazarsfeld aktiv als Übersetzer zwischen zwei Gesellschaften und beförderte wissenschaftliche wie wirtschaftliche Transfers.

23 Coleman hatte dort ebenfalls einen Gastaufenthalt (vgl. Fleck 2000).

Der Motivforscher Ernst Dichter, der ebenfalls der „Wiener Schule" der Marktforschung entstammte, unternahm in den Nachkriegsjahrzehnten sehr ähnliche Übersetzungsanstrengungen.[24] Für die Europäer übersetzte er moderne, „amerikanische" Ansätze der Marktforschung (vornehmlich die von ihm mitentwickelte qualitative und tiefenpsychologisch arbeitende Motivforschung), indem er sich auf Vorträgen, auf Kongressen und in Publikationen an die europäischen Marktforscher richtete und in Marktstudien für europäische Firmen diese Konzepte praktisch anwandte. Amerikanischen Unternehmen hingegen bot Dichter in seinen Studien und in Essays für Fachzeitschriften seine Expertise an, um auf dem europäischen Markt zu reüssieren. Er übersetzte europäische Konsumgewohnheiten, Verbrauchererwartungen oder die Unterschiede im Geschäftsgebaren. Dichter war sich seiner Rolle als transatlantischer Mittler sehr bewusst und reflektierte offen darüber, wie vorteilhaft es für ihn war, dass er – obwohl mittlerweile Amerikaner – von Europäern als einer der Ihren erkannt wurde: "[Europeans] accept me and probably many others; in my particular case because I can combine European answers with American know-how. […] I do speak their languages and they will sort of hug me and say, 'Well, you're really one of us.'"[25]

Dichter macht hier die kreative Übersetzungsleistung von Elitemigranten explizit – er half durch Adaption und Translation das zu Transferierende zu „lokalisieren" und den spezifischen Gegebenheiten anzupassen. Zugleich nimmt er als Emigrant dem Transfer ein wenig die Qualität des Fremden (etwa im negativen Sinne einer „Amerikanisierung"), sondern erlaubt es, das Neue und „Moderne" aus den USA in eine (konstruierte) Tradition einzubetten, die in diesem Fall zur europäischen Psychologie und Sozialforschung der Zwischenkriegszeit reicht. Dichters Zitat verweist schließlich auch darauf, dass die transnationalen Leben und transatlantischen Karrieren von vielen der Individuen, die wir im Rahmen des *Transatlantic Perspectives*-Projekt untersucht haben, von ihnen selber positiv in eine Stärke gewandt wurden, die sich in geschäftlichen und professionellen Zusammenhängen strategisch einsetzen ließ.

Brüche, Scheitern und „blinde Flecken" in der Beschäftigung mit Transnationalen Leben von Elitemigranten

Die transnationalen Leben von Paul Lazarsfeld oder Ernest Dichter lassen sich sehr einfach als Erfolgsgeschichten erzählen, und darin verbirgt sich auch eine gewisse Problematik des Blicks auf Elitenmigranten als Akteure transnationaler Geschichte. Ich möchte abschließend kurz auf blinde Flecken in der Forschungsperspektive unseres Projekts verweisen, das sich ja explizit mit den Lebensentwürfen und Karrieren von gesellschaftlichen Eliten auseinander gesetzt hat, also jenen, die unternehmerisch, sozial, akademisch oder politisch erfolgreich wirken konnten und eben dadurch zu grenzüberschreitenden Austauschprozessen beigetragen haben. Dieser Fokus bedeutet jedoch auch, dass Brüche, Verlust oder gar Scheitern eher selten im Mittelpunkt der Überlegungen standen.

Dabei sind gerade solche Erfahrungen beim Grenzenüberschreiten häufig zentral für die Selbstwahrnehmung ihrer transnationalen Leben durch Migranten. Die Auto-

24 Zu Dichters transatlantischer Biographie vgl. u.a. Gries/Schwarzkopf (2007).

25 Ernst Dichter, "Business Abroad Article – (Rough Copy)," 28. März 1967, Nachlass Ernest Dichter, Hagley Museum and Library, Box 169.

biographien von Emigrantinnen und Exilanten, die zur Migration gezwungen wurden, sind geprägt von der Auseinandersetzung mit Brüchen in der eigenen Lebensgeschichte und von persönlichen Verlusterfahrungen (Depkat 2005). Karriereverläufe ließen sich in Folge von Migration oft nicht einfach fortsetzen oder mussten in ihrem Verlauf stark modifiziert werden – die vergleichsweise glatten transatlantischen Karrieren von Lazarsfeld oder Dichter sind in diesem Sinne eher Ausnahmen.[26] Dabei ließen sich gerade aus dem Scheitern von Karrieren und Transfers, dem Zerfallen von Netzwerken oder dem Misslingen von Übersetzungen ebenfalls wichtige Einsichten in die Strukturen transnationaler Geschichte gewinnen.[27]

Die explizite Suche nach „transatlantischen Mittlern" und jenen, die Transfer- und Austauschprozesse vorangetrieben haben, darf nicht den Blick auf andere Formen transnationaler Leben verstellen. Der oben diskutierte Typ der „transgressiven Biographie" lässt sich auch unter Elitemigranten finden, jedoch sind es weniger die kulturvermittelnden oder vernetzenden Qualitäten transnationaler Leben, die sich dann zeigen. Vielmehr stellen diese Biographien eine Herausforderung dar, die die Grenzen und Konflikte transnationaler Prozesse klarer herausstellt, als es der Fokus auf die Mittler leisten kann. Marginale Gruppen von Migranten und jene *vernacular cosmopolitans*, die aus einer minoritären Rolle grenzübergreifend kulturverändernd wirken, können hier eine ganz ähnliche Rolle spielen.[28] Die marginalen Grenzgänger und jene, die scheitern, sind quellentechnisch schwieriger zu fassen als Elitemigranten mit Nachrufen und wohl-archivierten Nachlässen, jedoch sind ihre transnationalen Biographien gut geeignet, um allzu rosige Visionen einer globalisierten und transnationalen Welt zu hinterfragen.

Biographik ermöglicht so auch einen Blick auf die Kosten von Transnationalität und von Prozessen globalen Austauschs im zwanzigsten Jahrhundert, die in der Perspektive auf hybride Kreationen, kosmopolitische Lebensentwürfe und befreiende Grenzüberschreitungen mitunter verloren gehen. Wenigen gelingt es so problemlos und mit so viel Erfolg, zwischen den Welten zu wechseln und dabei ganze Forschungszweige und Professionen transnational zu befruchten wie Paul Lazarsfeld, mit dessen Nachruf ich diese Überlegungen begonnen habe. Lazarsfeld war frühes Mitglied einer Elite, die der Sozialtheoretiker Craig Calhoun mit Blick auf das frühe 21. Jahrhundert als die kosmopolitische Klasse der *Frequent Travellers* bezeichnet hat (Calhoun 2009). Wie bei Bhabhas *global cosmopolitans* zeichnen sich deren transnationale Leben in vieler Hinsicht durch eine große Nähe zu den Zentren gesellschaftlicher Macht aus. Viele der „transatlantischen Mittler" mit ihren Netzwerken und Übersetzungsleistungen waren aktive Konstrukteure jener globalen Machtstrukturen, die die Globalisierung heute für manche eher als Dystopie denn als Utopie erscheinen lassen. Bei aller Faszination für die innovativen Leistungen wechselseitigen, grenzüberschreitenden Austausches, so hat Ian Tyrell gewarnt, darf die transnationale Geschichte auch Fragen von Macht und Machtungleichgewichten nicht aus den Augen verlieren (Tyrell 2009); für eine transnationale Biographik gilt dies ebenso.

---

26 Zur Frage von Brüchen und Möglichkeiten in Emigrantenkarrieren in den Sozialwissenschaften vgl. auch Louis (2013).

27 Für Überlegungen zur Geschichte des Scheiterns für den ähnlich auf Erfolgsgeschichten orientierten Bereich der Unternehmensgeschichte siehe Köhler/Rossfeld (2012).

28 So auch die Aufforderung, marginalisierte Individuen stärker in der transnationalen Biographik zu berücksichtigen, bei Harders (2014).

LITERATUR

Albrecht, Christian (2014): The Atlantic Community in a Global Context: Global Crisis and Atlanticism within the Context of the Club of Rome, in: Jan Logemann und Mary Nolan (Hg.) (2014): More Atlantic Crossings? European Voices and the Postwar Atlantic Community, (GHI Bulletin Supplement 10), Washington, 169-182.

Bachmann-Medick, Doris (2009): The Translational Turn, in: Translation Studies 2, 2-16.

Bauerkämper, Arndt, Konrad Jarausch, Marcus M. Payk (Hg.) (2005): Demokratiewunder. Transatlantische Mittler und die kulturelle Öffnung Westdeutschlands 1945-1970, Göttingen.

Bender, Thomas (2007): A Nation Among Nations: America's Place in World History, New York.

Berghahn, Volker (2004): Transatlantische Kulturkriege: Shepard Stone, die Ford-Stiftung und der europäische Antiamerikanismus, Stuttgart.

Berghahn, Volker und Simone Lässig (2008): Biography between Structure and Agency: Central European Lives in International Historiography, New York.

Berghoff, Hartmut und Uwe Spiekermann (2010): Immigrant Entrepreneurship: German-American Business Biography 1720 to the Present, in: GHI Bulletin 47, 69-82

Berghoff, Hartmut und Andreas Fahrmeir (2013): Unternehmer und Migration. Einleitung [zu einem Themenheft], in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 58, 141-148.

Bessner, Daniel (2014): Weimar Social Science in Cold War America: The Case of the Political-Military Game, in: Jan Logemann und Mary Nolan (Hg.) (2014): More Atlantic Crossings? European Voices and the Postwar Atlantic Community, (GHI Bulletin Supplement 10), Washington, 91-109.

Bhabha, Homi (1994): Locations of Culture, London.

Bhabha, Homi (2004): Looking Back, Moving Forward: Notes on Vernacular Cosmopolitanism, Preface to Routledge Classics Edition of The Location of Culture, London, ix–xxv.

Brinkmann, Tobias (2010): Taking the Global View: Reconsidering Migration History after 1800, in: Neue Politische Literatur 55/2, 213-232.

Calhoun, Craig (2009): The Class Consciousness of Frequent Travelers: Toward a Critique of Actually Existing Cosmopolitanism, in: Saurabh Dube (Hg.), Enchantments of Modernity: Empire, Nation, Globalization, Abingdon, 310-340.

Coleman, James (1976): Obituary Paul F. Lazarsfeld, in: ASA Footnotes, Dec. 1976, 7.

Conrad, Sebastian und Jürgen Osterhammel (Hg.) (2009): Das Kaiserreich transnational: Deutschland in der Welt 1871-1914, Göttingen.

Dahlmann, Dittmar und Reinhold Reith (Hg.) (2008): Elitenwanderung und Wissenstransfer im 19. und 20. Jahrhundert, Essen.

Deacon, Desley, Penny Russell und Angela Woollacott (Hg.) (2011): Transnational Lives: Biographies of Global Modernity, 1700-Present, Basingstoke.

Depkat, Volker (2005): Der biographische Ort des Exils, in: Autobiografie und wissenschaftliche Biografik. Jahrbuch Exilforschung 23, 30-56.

Depkat, Volker (2014): The Challenges of Biography: European-American Reflections, in: GHI Bulletin 55, 39-48

Dichter, Ernst (1967): "Business Abroad Article – (Rough Copy)", 28. März 1967, Nachlass Ernest Dichter, Hagley Museum and Library, Box 169.

Domhardt, Konstanze (2011): The Heart of the City: CIAM-Debatten zwischen Europa und Nordamerika 1933-1951, Zürich.

Etzemüller, Thomas (2012): Biographien. Lesen – erforschen – erzählen, Frankfurt am Main.

Fechter, Anne-Meike und Katie Walsh: Examining 'Expatriate' Continuities: Postcolonial Approaches to Mobile Professionals, in: Journal of Ethnic and Migration Studies 36, 1197-1210.

Fleck, Christian (2000): Wie Neues nicht entsteht: Die Gründung des Instituts für Höhere Studien in Wien durch Ex-Österreicher und die Ford Foundation, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 11, 129-178.
Fleck, Christian (2007): Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der empirischen Sozialforschung, Frankfurt am Main.
Gabaccia, Donna (2012): Foreign Relations. American Immigration in Global Perspective, Princeton.
Gemelli, Giuliana und Roy MacLeod (Hg.) (2003): American Foundations in Europe: Grant-Giving Policies, Cultural Diplomacy, and Trans-Atlantic Relations, 1920-1980, Brüssel.
Grazia, Victoria de (2005): Irresistible Empire: America's Advance through Twentieth Century Europe, Cambridge.
Green, Nancy (2014): The Other Americans in Paris. Businessmen, Countesses, Wayward Youth, 1880-1941, Chicago.
Greenberg, Udi (2014): The Weimar Century: German émigrés and the Ideological Foundations of the Cold War, Princeton.
Gries, Rainer und Stefan Schwarzkopf (2007): Ernest Dichter: Doyen der Verführer, Wien.
Guterl, Matthew Pratt (2013): The Futures of Transnational History: Comment to AHR Forum Transnational Lives in the Twentieth Century, in: American Historical Review 118, 130-139.
Häberlein, Mark und Alexander Keese (Hg.) (2010): Sprachgrenzen – Sprachkontakte – kulturelle Vermittler. Kommunikation zwischen Europäern und Außereuropäern (16.-20. Jahrhundert), Wiesbaden.
Habermas, Rebekka (2010): Wissenstransfer und Mission: Sklavenhändler, Missionare und Religionswissenschaftler, in: Geschichte und Gesellschaft 36, 257-284.
Habermas, Rebekka und Sebastian Conrad (Hg.) (2010): Mission und kulturelle Globalisierung, Geschichte und Gesellschaft 36/2 (Themenheft).
Harders, Levke (2014): Legitimizing Biography: Critical Approaches to Biographical Research, in: GHI Bulletin 55, 49-56.
Harzig, Christiane, Dirk Hoerder und Donna R. Gabaccia (2009): What Is Migration History? Cambridge.
Hausberger, Bernd (2006): Globale Lebensläufe: Menschen als Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen, Wien.
Herren, Madeleine (2005): Die Inszenierung des globalen Subjekts. Vorschläge zur Typologie einer transgressiven Biographie, in: Historische Anthropologie 13, 1-18.
Herren, Madeleine (2009): Internationale Organisationen seit 1865: eine Globalgeschichte der internationalen Ordnung, Darmstadt.
Hilton, Matthew und Rana Mitter (Hg.) (2013): Transnationalism and Contemporary Global History, Oxford.
Hochgeschwender, Michael (1998): Freiheit in der Offensive? Der Kongress für Kulturelle Freiheit und die Deutschen, München.
Hoerder, Dirk (2002): Cultures in Contact: World Migrations in the Second Millennium, Durham.
Hoerder, Dirk (2005): Transkulturelle Lebensformen. Menschen in lokalen – (post-)nationalen – globalen Welten, in: Sozial.Geschichte 20, 11-29.
Horne, Julia (2010): The Cosmopolitan Life of Alice Erh-Soon Tay, in: Journal of World History 21, 419-446.
Iriye, Akira und Pierre-Yves Saunier (Hg.) (2009): The Palgrave Dictionary of Transnational History, Basingstoke.
James, Kathleen (2006): Bauhaus Culture: From Weimar to the Cold War, Minneapolis.
Klein, Christian (2009): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart.
Klimke, Martin (2010): The Other Alliance: Student Protest in West Germany and the United States in the Global Sixties, Princeton.

Köhler, Ingo und Roman Rossfeld (Hg.) (2012): Pleitiers und Bankrotteure. Geschichte des ökonomischen Scheiterns vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main.

Krauss, Marita (2001): Heimkehr in ein fremdes Land: Geschichte der Remigration nach 1945, München.

Krige, John und Helke Rausch (Hg.) (2012): American Foundations and the Coproduction of World Order in the Twentieth Century, Göttingen.

Krohn, Claus-Dieter (1988): Vereinigte Staaten von Amerika, in: Claus-Dieter Krohn et al. (Hg.): Handbuch der deutschsprachigen Emigration, Darmstadt.

Krohn, Claus-Dieter (Hg.) (2009): Exil, Entwurzelung, Hybridität (=Jahrbuch Exilforschung 27), München.

Langenbucher, Wolfgang (Hg.) (2008): Paul Felix Lazarsfeld: Leben und Werk. Anstatt einer Biografie, Wien.

Lässig, Simone (2012): Übersetzung in der Geschichte – Geschichte als Übersetzung? Überlegungen zu einem analytischen Konzept und Forschungsgegenstand für die Geschichtswissenschaft, in: Geschichte und Gesellschaft 38, 189-216.

Leman, Merel (2014): The Transatlantic Reconstruction of Western Culture: George Mosse and Peter Gay, in: Jan Logemann und Mary Nolan (Hg.) (2014): More Atlantic Crossings? European Voices and the Postwar Atlantic Community, (GHI Bulletin Supplement 10), Washington, 139-160.

Logemann, Jan, Andreas Joch, Corinna Ludwig, Ashley Narayan und Barbara Reiterer (2011): Transatlantic Perspectives: Europe in the Eyes of European Immigrants to the United States, 1930-1980, in: GHI Bulletin 48, 85-99.

Logemann, Jan (2013): European Imports? European Immigrants and the Transformation of American Consumer Culture from the 1920s to the 1960s, in: GHI Bulletin 52, 113-133.

Logemann, Jan und Mary Nolan (Hg.) (2014): More Atlantic Crossings? European Voices and the Postwar Atlantic Community, (GHI Bulletin Supplement 10), Washington.

Logemann, Jan, Donna Gabaccia und Sally Gregory Kohlstedt (Hg.) (2014): Europe, Migration and Identity: Connecting Migration Experiences and Europeanness, London.

Louis, Barbara (2013): Gender and Identity in Exile: A European émigré in Social Work, in: National Identities 15, 51-66.

Lubinski, Christina, Jeffrey R. Fear und Paloma Fernández Pérez (2013): Family Multinationals: Entrepreneurship, Governance, and Pathways to Internationalization, New York.

Lüthi, Barbara und Miriam Rürup (2010): Grenzgänge [Editorial zu einem Sonderheft], in: WerkstattGeschichte 53.

McKeown, Adam (2008): Melancholy Order: Asian Migration and the Globalization of Borders, New York.

Middell, Matthias (2000): Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis, in: Comparativ 10, 7-41.

Milder, Stephen (2010): Thinking Globally, Acting (Trans-)Locally: Petra Kelly and the Transnational Roots of West German Green Politics, in: Central European History 43, 301-326.

Mittag, Jürgen und Berthold Unfried (2008): Transnationale Netzwerke – Annäherungen an ein Medium des Transfers und der Machtausübung, in: Berthold Unfried et al. (Hg): Transnationale Netzwerke im 20. Jahrhundert, Wien, 9-25.

Neurath, Wolfgang und Lothar Krempel (2008): Geschichtswissenschaft und Netzwerkanalyse: Potenziale und Beispiel, in: Berthold Unfried et al. (Hg): Transnationale Netzwerke im 20. Jahrhundert, Wien, 59-79.

Nolan, Mary (2012): The Transatlantic Century: Europe and America, 1890-2010, Cambridge.

Osterhammel, Jürgen (2009): Die Verwandlung der Welt: eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München.

Osterhammel, Jürgen und Niels Petersson ([5]2012): Geschichte der Globalisierung: Dimensionen, Prozesse, Epochen, München, 7-27.

Patel, Kiran Klaus (2003): Transatlantische Perspektiven transnationaler Geschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 29, 625-647.
Pertilla, Atiba und Uwe Spiekermann (2014): Living the American Dream? The Challenge of Writing Biographies of German-American Immigrant Entrepreneurs, in: GHI Bulletin 55, 77-90.
Portes, Alejandro (2000): Globalization from Below: The Rise of Transnational Communities, in: Don Kalb u.a. (Hg.): The Ends of Globalization, Oxford, 253-270.
Rischbieter, Laura (2011): Mikro-Ökonomie der Globalisierung: Kaffee, Kaufleute und Konsumenten im Kaiserreich 1870-1914, Köln.
Rodgers, Daniel (1998): Atlantic Crossings: Social Politics in a Progressive Age. Cambridge.
Rodogno, Davide, Bernhard Struck und Jakob Vogel (Hg.) (2015): Shaping the Transnational Sphere: Experts, Networks and Issues from the 1840s to the 1930s, New York.
Rosenberg, Emily S. (2012): A World Connecting 1870-1945, Cambridge.
Schmelzer, Matthias (2012): The Crisis before the Crisis: The 'Problems of Modern Society' and the OECD, 1968-1974, in: European Review of History 19/6, 999-1020.
Schweiger, Hannes (2012): Global Subjects: The Transnationalisation of Biography, in: Life Writing 9, 249-258.
Scott-Smith, Giles (2010): The Congress for Cultural Freedom: Constructing an Intellectual Atlantic Community, in: Michael Mariano (Hg.): Defining the Atlantic Community: Culture, Intellectuals, and Policies in the Mid-Twentieth Century, London, 132-145.
Shaw, Lauren (2014): Migrants as "Translators": Mediating External Influences on Post World War II Western Europe (Konferenzbericht), in: GHI Bulletin 54, 125-130.
Slobodian, Quinn (2012): Foreign Front: Third World Politics in Sixties West Germany, Durham.
Slobodian, Quinn (2014): The World Economy and the Color Line: Wilhelm Röpcke, Apartheid and the White Atlantic, in: Jan Logemann und Mary Nolan (Hg.) (2014): More Atlantic Crossings? European Voices and the Postwar Atlantic Community, (GHI Bulletin Supplement 10), Washington, 61-89.
Sluga, Glenda und Julia Horne (2010): Cosmopolitanism: Its Pasts and its Practices, in: Journal of World History 21, 369-374.
The German Historical Institute at 25 Years, GHI Bulletin Supplement 8 (2012).
Thelen, David (1992): Of Audiences, Borderlands and Comparisons: Towards the Internationalization of American History, in: Journal of American History 79, 432-462.
Torp, Cornelius (2005): Die Herausforderung der Globalisierung: Wirtschaft und Politik in Deutschland 1860–1914, Göttingen.
Tyrrell, Ian (1991): American Exceptionalism in an Age of International History, in: American Historical Review 96, 1031-1055.
Tyrrell, Ian (2007): Transnational Nation: United States History in Global Perspective Since 1789, Basingstoke.
Tyrrell, Ian (2009): Reflections on the Transnational Turn in United States History: Theory and Practice, in: Journal of Global History 3, 453-474.
Unger, Corinna (2009): Reise ohne Wiederkehr? Leben im Exil 1933 bis 1945, Darmstadt.
Wagner, Phillip (2014): New Life for American Downtowns? The 1958 International Seminar on Urban Renewal and the Travel of Planning Ideas in the North Atlantic World, in: Planning Perspectives 29, 189-208.
Wheatland, Thomas und Franz L. Neumann (2014): Negotiating Political Exile, in: Jan Logemann und Mary Nolan (Hg.) (2014): More Atlantic Crossings? European Voices and the Postwar Atlantic Community, (GHI Bulletin Supplement 10), Washington, 111-138.
Zeisel, Hans (1988): Die Wiener Schule der Motivforschung, in: Joseph Langer (Hg.), Geschichte der österreichischen Soziologie, Wien, 157-166.

Zusammenfassung

Transnationale Biographien eröffnen wichtige Perspektiven für eine zunehmend global orientierte Geschichtswissenschaft. Am Beispiel der transatlantischen Karrieren von Paul Lazarsfeld und anderen europäischen Emigranten in den Vereinigten Staaten von Amerika untersucht dieser Aufsatz, inwiefern der biographische Zugriff unser Verständnis für die Mikroebene transnationaler Transferprozesse schärfen kann.

Transnationale Biographik hat zahlreiche Anknüpfungspunkte in der neueren Migrations- und Transferforschung sowie in der Globalgeschichte. Kosmopolite Lebensläufe fanden hier bisher vor allem als „transgressive Biographien" oder als „transnationale Mittler" Beachtung.

Aufbauend auf den Ergebnissen des Forschungsprojekts Transatlantic Perspectives am Deutschen Historischen Institut in Washington wird die Bedeutung von „transnationalen Mittlern" für drei zentrale Aspekte von Transfer- und Austauschprozessen herausgearbeitet: 1. die Bedeutung von Migranten für grenzüberschreitenden und reziproken Wissenstransfer, 2. die Bedeutung von Netzwerken für die Verstetigung und Nachhaltigkeit von Austauschprozessen, sowie 3. die Zentralität von aktiven Übersetzungsleistungen bei der Lokalisierung und Adaption von Wissen und Praktiken. Abschließend werden auch blinde Flecken eines solchen Zugangs zu transnationaler Geschichte kurz problematisiert.

„Wenn sie die Augen schloss, fing sie an zu denken“

Demenz in Biographie, Chronik und Tagebuch

Malte Völk

Einleitung

Demenzerkrankungen stellen das menschliche Selbstbild in Frage. Eine Schwierigkeit im Umgang mit den zunehmend verbreiteten degenerativen Erkrankungen liegt darin, dass die Symptome die menschliche Fähigkeit zu Reflexion und Ausdruck im Kern angreifen. Schon Michel Foucault – für den das Thema allerdings Jahrzehnte vor der heutigen alternden Gesellschaft nebensächlich[1] war – stellte fest, Demenz könne „nur von außen erlebt“ (Foucault 1973: 262) werden. Der verbreiteten Vorstellung, Demenzkranke selbst würden aufgrund eines umfassenden Verlusts der kognitiven Fähigkeiten nicht einmal von ihrem eigenen Leiden etwas mitbekommen, wird zwar widersprochen von Erfahrungsberichten (Stechl u. a. 2007; Peters 2007) und sogar Forschungsbeiträgen (Beard u. a. 2009[2]) selbst erkrankter Personen. Allerdings können sich solche Innenansichten wohl nur aus der Frühphase einer Demenzerkrankung gewinnen lassen. Die „Reste oder Inseln des Selbst“ (Kruse 2013: 247), die noch aus der fortgeschrittenen Demenz auftauchen, können ihre Erfahrungen eben nicht mehr im Sinne eines sprachlichen Logos ausdrücken. Dafür werden Übersetzer benötigt, die die emotionalen Ausdrucksweisen der betroffenen Personen verstehen und weitergeben können. Ich möchte im Folgenden solche Übersetzungsversuche näher betrachten, wobei private, nichtpublizierte Tagebücher und Chroniken exemplarisch einem professionell publizierten Bericht gegenübergestellt werden sollen. Die selbst Erkrankten kommen darin auch zu Wort – in längeren wörtlichen Zitaten, zum Teil auch als Ko-Autoren. Es geht dabei um genau diesen Übergangsbereich zwischen dem eigenen Sprechen der Erkrankten und den Darstellungen – den Übersetzungsversuchen – der Angehörigen. Wie ist es möglich, von Demenz zu erzählen, und wie fügen sich diese Erzählungen in traditionelle Formen des Biographischen ein?

---

1 Foucault reiht in *Wahnsinn und Gesellschaft* die „Gruppe der Demenz“ unter die „großen Gestalten des Wahnsinns“ (Foucault 1973:255 f.) ein. Anders als die kulturgeschichtlich exponierten, zeitweise nahezu modischen Leiden wie Melancholie oder Manie sperre sich die Demenz aufgrund ihrer Symptomatik gegen eine kulturtheoretische Erschließung. Die meist als bloßer Verfall der kognitiven Vermögen wahrgenommene Erkrankung biete wenig Raum für symbolische Belehnungen, für mythische und moralische Projektionen oder Phantasien: Demenz entfalte als Begriff „keine integrierende Kraft“ (Foucault 1973: 262). Dieser Befund muss heute überdacht werden (vgl. etwa zu Demenz als kultureller Metapher Zeilig 2014 und Pott 2014; zur Repräsentation in der Populärkultur Grebe u. a 2013 sowie Swinnen/Schweda 2015).

2 Die inzwischen verstorbene Alzheimerpatientin und Aktivistin Jenny Knauss hat an dieser Studie als Autorin mitgewirkt.

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.06

Für eine Annäherung an die Beantwortung dieser Frage möchte ich mich auf drei Dokumente konzentrieren, in denen die erkrankten Personen ungefähr aus der gleichen Alterskohorte stammen, nämlich derjenigen, die den Zweiten Weltkrieg als Heranwachsende gerade noch miterlebt hat. Geographisch verlaufen die Lebenswege in Österreich sowie in West- und Ostdeutschland. Zunächst werde ich aus dem Bereich der professionell publizierten Berichte das Buch *Der alte König in seinem Exil* von Arno Geiger betrachten, bevor ich zwei nichtpublizierte biographische Dokumente einer vergleichenden Analyse unterziehe.[3]

Arno Geiger: Demenz als „Lehrstück"?

Arno Geigers zuerst 2011 erschienenes Buch *Der alte König in seinem Exil* ist in der literaturwissenschaftlichen Forschung als „hochliterarisch" (Dackweiler 2014: 272) eingeschätzt worden und gilt als hervorragendes Werk der „Alzheimer-Narration" (Dackweiler 2014). So steht es erzähltheoretisch zum einen im Kontext von traditionellen Formen des biographischen und autobiographischen Schreibens. Zum anderen hat das Buch aber auch Anteile einer „Pathographie", zu der die Alzheimer-Narration ein neueres Subgenre bildet und in der nun Geigers „homodiegetischer Ich-Erzähler" (Dackweiler 2014: 252; vgl. auch Vedder 2012) die schwere Erkrankung eines Angehörigen zum Anlass für eine bio- und autobiographische Bestandsaufnahme nimmt.

Neben aktuellen Berichten von Angehörigen über das Leben mit Demenzkranken könnte man ein weiteres Vorbild für Geigers Konzeption und Erzählhaltung nennen: Das Buch *Patrimony: A true story [dt. Mein Leben als Sohn]*, in dem Philip Roth 1991 sein Verhältnis zu seinem an einem Hirntumor leidenden und sterbenden Vater schildert und diesen, wie es bei Geiger der Fall ist, auch zeitweise pflegt. Beide, Roth und Geiger, schreiben als bereits etablierte und anerkannte Romanautoren, jedoch – *true story* – über reale Begebenheiten. Beide setzen sich zudem auseinander mit emotional entfremdeten, aber nicht unterdrückenden Vätern, die insbesondere zu den schriftstellerischen Ambitionen ihrer Söhne nie einen Bezug gehabt hatten, was in beiden Büchern zentral reflektiert wird. Die Besonderheit bei Geiger besteht nun darin, das Motiv des Schriftstellertums konsequent zu einem Resonanzraum zu formen, in dem sich die Beziehung zu seinem Vater neu entfaltet: im Angesicht und aus Anlass der Demenz. Geiger ringt der Biographie des Vaters eine geradezu romanhafte Schlusspointe ab, in der der zeitlebens kaum an Literatur Interessierte ganz am Ende doch noch zu einem kreativen Sprachkünstler wird. Ich möchte im Folgenden zunächst zeigen, wie es Geiger gelingt, seinen Vater zu einem Schriftsteller zu machen (I), um danach der Frage nachzugehen, welche Absichten damit verfolgt werden könnten (II) und schließlich diese Form der Demenzerzählung zu lesen als einen Versuch der Übersetzung zwischen der emotionalen Erfahrungswelt eines Demenzkranken und dem sprachlichen Logos (III).

---

3 Bei den nichtpublizierten Dokumenten handelt es sich um eine Chronik und um ein Tagebuch aus dem Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen, dem ich herzlich danken möchte für den Zugang zum Material und für die professionelle Unterstützung. Die folgende Untersuchung ist entstanden im Rahmen eines Postdoc-Stipendiums der Fritz Thyssen Stiftung, das mir gewährt worden ist für die Durchführung des Projekts „Herausforderung Demenz" am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich.

I.

Geigers Buch ist zum großen Teil als eine Montage angelegt. So sind den Kapiteln jeweils einzelne Seiten vorangestellt, auf denen mit viel Freiraum kursiv gesetzte, teils dialogische Aussprüche des Vaters zitiert werden. Auf diese Weise tritt der bereits in fortgeschrittener Demenz versinkende Vater als Aphoristiker hervor. Auch im erzählerischen Teil des Buches werden immer wieder Aussprüche des Vaters wiedergegeben. Diese sind zum Teil von einer solchen sprachlichen Durchschlagskraft, dass der Sohn, preisgekrönter Schriftsteller, der er ist, unumwunden seinen Neid zum Ausdruck bringt. Angesichts von beiläufigen Äußerungen wie: „Die Zeiten ändern sich, aber nicht mehr lange" (Geiger 2015: 148) schwärmt er von einem „magischen Potential der Wörter" (Geiger 2015: 101). Es scheint überdies so, als hätte der Vater, der sein Leben als Verwaltungsmitarbeiter am österreichischen Teil des Bodensees verbracht hatte, ganz allgemein in der Demenz ein überraschend gesteigertes Sprachgefühl entwickelt. Das geht so weit, dass er nicht nur pointierte Aphorismen hervorbringt, sondern zum Beispiel auch fremdsprachendidaktisch auf eine slowakische Laienpflegerin einwirkt: „er hatte ihr Deutsch beigebracht, sie stundenlang in Aussprache und Grammatik unterwiesen, während er gleichzeitig nicht die Namen seiner vier Kinder hätte nennen können" (Geiger 2015: 133). Dennoch bleibt es – vorläufig – dabei, dass es der Erzähler ist, der die Zügel in der Hand hält. Erst dessen ordnende Hand bändigt die Symptome der Demenz und fügt sie ein in das sinnvolle, schlüssige Ganze einer Gesamtbiographie. Es gibt jedoch einen motivischen Strang der Erzählung, mit dem es dem Erzähler gelingt, auch den Vater als Originalautor zu etablieren. Es handelt sich um das schon angedeutete Motiv der slowakischen Pflegerinnen.

Bereits zu Beginn des Buches ist die Rede von dem offenbar einzigen Auslandsaufenthalt, dem sich der Vater in seinem ganzen Leben ausgesetzt hatte: im Zusammenhang mit seinem Einsatz in der Wehrmacht, in die er als Jugendlicher kurz vor Endes des Zweiten Weltkriegs eingezogen worden war. Desorientiert und verängstigt, sei er schnell und tendenziell freiwillig in sowjetische Gefangenschaft geraten. Schwer erkrankt, habe er wochenlang in einem Lazarett in Bratislava gelegen, wo er wohl von sowjetischen Krankenschwestern gepflegt worden sei. Man wisse jedoch kaum etwas, so der Erzähler, über die genauen Umstände dieser Lazarettzeit, denn diese habe der Vater in seinen Erzählungen stets „ausgespart" (Geiger 2015: 43). Geschickt hält nun der Erzähler die biographische Verbindung aufrecht zwischen dieser Kriegserfahrung und der aktuellen Pflegesituation. Es sei schon ein „seltsamer Zufall, dass seine Betreuerinnen aus der Slowakei und einige direkt aus Bratislava zu ihm nach Wolfurt kamen" (Geiger 2015: 107). Ein nicht minder seltsamerer Zufall ist es, dass der Erzähler nach der Übersiedlung des Vaters in ein Pflegeheim im Keller des Elternhauses ein altes Tagebuch findet. In diesem hatte der Vater wenige Jahre nach Kriegsende jenen Teil der Erzählungen festgehalten, der vorher „ausgespart" (Geiger 2015: 43) geblieben war. Die eindrückliche, plastische Schilderung aus der Hand des Vaters wird nun seitenweise wörtlich zitiert (Geiger 2015: 164-167), so dass es tatsächlich der Vater selbst ist, der diesen Erzählstrang vollendet – oder genauer gesagt: begründet – und damit vom Ende her einen Teil des Buches neu zum Leben erweckt. Arno Geiger macht seinen Vater zunächst zu einer literarischen Figur. Er geht als Erzähler noch einen Schritt weiter und macht seinen Vater sogar zu einem selbst produzierenden Schriftsteller, also insgesamt zu einem literarischen Wesen. Das ist in erster Linie ein deutlicher Ausweis der Zuneigung, denn, wie man mit Jean

Pauls literarischer „Lebensbeschreibung“ sagen könnte: „Wohlfeiler und sonderbarer kann man doch kein Wesen glücklich machen, als wenn man es zu einem literarischen macht“ (Jean Paul 1970: 512).

II.

Was erreicht Geiger mit dieser erzählerischen Umwandlung des Vaters vom bürokratischen „Gemeindeschreiber“ (Geiger 2015: 26) zum schöngeistigen Autor? Zuerst stiftet er eine Gemeinsamkeit zwischen ihnen. Es scheint so, als würde der Vater in der Demenz einen Teil seiner Persönlichkeit offenlegen, der vorher verborgen gewesen war. Und zwar genau jenen gewissermaßen poetischen Teil der Persönlichkeit, den der Sohn bisher beim Vater vermisst hatte und mit dem er sich selbst identifizieren kann. Dieses Verfahren gleicht sich mimetisch einem Aspekt der Demenzerkrankung an, und zwar dem beim Vater beschriebenen Hervortreten von Emotionalität gegenüber kognitiv kontrollierten Charakterzügen. Die Entwicklung seines Vaters von einem bodenständigen, kaum kreativen und wenig flexiblen Amtsschreiber hin zu einem *homme des lettres* in einem historisch-kritischen Sinn nachzuweisen – darum geht es Geiger ganz offensichtlich nicht. Vielmehr lernt er aus dem Zusammensein mit dem Vater, den emotionalen Wahrheitsgehalt der Interaktionen wahrzunehmen und sich danach zu richten. So bilanziert der Erzähler: „Die objektive Wahrheit kam oft unter die Räder, es kümmerte mich nicht, denn sie war wertlos“ (Geiger 2015: 118). Dieses Prinzip prägt nun auch den Entwicklungsroman des Vaters. Man kann hier an den berühmten Satz von Sigmund Freud denken: „die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen“ (Freud 1984, 137). Geiger nimmt eine Annäherung zwischen ihm und dem Vater war, und das ist ihrer beider biographische Wahrheit. Die Frage, ob und inwieweit die Darstellungen der späterwachten Sprachmagie empirisch zutreffend sind, wäre also hier falsch gestellt. Der Erzähler stellt das dar, was ihm wichtig ist und was er daher in besonderem Maße wahrnimmt. Die Relativität dieser subjektiven Wahrnehmung wird dabei auch in der Erzählung selbst offenbart. So wird an einer Stelle etwa punktuell die Wahrnehmung der Schwester des Erzählers eingeführt. Diese Schwester hat große Schwierigkeiten mit dem Zustand des Vaters und kann es kaum ertragen, diesen zu besuchen. Nach der Lektüre eines Teils der Schilderungen ihres schriftstellerischen Bruders sagt sie:

> *sie sei froh, wenn sie, fünf Minuten nachdem sie zur Tür raus sei, alles vergessen habe, je eher, desto besser, sie finde es nicht interessant, sondern zum Weinen. Wenn sie das, was ich schreibe, lese, gehe es ganz gut, dann könne sie darüber schmunzeln. Doch die Situation selbst sei ein Horror (Geiger 2015: 153).*

Geiger leistet also offenbar eine Übersetzung der Symptome vom „Horror“ der „Situation selbst“ in eine erträgliche, ja sogar anregende und spannende Prosadarstellung. Das ist ein Merkmal des Ästhetischen überhaupt – mit Blick auf das Verhältnis von empirischer Realität und Literatur. Schließlich kann man davon ausgehen, dass Geiger sich an tatsächliche Begebenheiten und Äußerungen hält. Doch allein die Auswahl, Anordnung und sprachliche Kontextualisierung bewirken den von der Schwester bemerkten Effekt der Ästhetisierung des Realen. Dieser Effekt der Literarisierung

als katastrophal wahrgenommener Ereignisse findet sich anschaulich dargestellt bei Jean Paul in einer Allegorie:[4] Mit der Spiegelung solcher Ereignisse in der ästhetischen Darstellung verhalte es sich ähnlich wie mit einer Bootsfahrt über das Meer im Angesicht eines gerade ausbrechenden Vulkans. Man kann durch die im Wasser gespiegelten „kühlen Flammen" (Jean Paul 1971: 634) gefahrlos und aufmerksam hindurchgleiten.[5]

Für die Angehörigen von Demenzkranken kann eine solche Ästhetisierung offenbar die Möglichkeit bieten, sich zeitweise von dem intensiven Geschehen zu distanzieren. Anders als bei der bloßen Ablenkung oder der räumlichen Trennung ist diese Art der Distanzierung eine innerliche, denn schließlich beschäftigt man sich ja immer noch mit der Thematik, nur anders. Vermutlich hat eine solche innerliche Distanzierung einen besonders befreienden Effekt, der im Falle von Geiger auch noch verstärkt wird durch eingestreuten Humor. Was bedeutet das aber für die Erkrankten selbst?

III.

Angesichts von Verfahren wie der Literarisierung und inneren Distanzierung könnte die Befürchtung aufkommen, bei derartigen Haltungen gerieten das Leiden und die Bedürfnisse der Erkrankten selbst ins Hintertreffen. Zumal angesichts von Einsichten wie dieser:

> *Für meinen Vater ist seine Alzheimererkrankung bestimmt kein Gewinn, aber für seine Kinder und Enkel ist noch manches Lehrstück dabei (Geiger 2015: 136).*

Das spielt nicht nur an auf die Konfrontation mit der persönlichen Identität in der Beziehungsdynamik, sondern meint auch Geigers kulturtheoretisches Argument, Demenz sei „Sinnbild" (Geiger 2015: 58) der Zerfaserung gesellschaftlicher Entwicklungen und somit gar die „Krankheit des Jahrhunderts" (Geiger 2015: 58; vgl. auch 187 f.). Eine solche Transformation der Erkrankung in ein „Lehrstück" (Geiger 2015: 136) für andere wirkt aber auch zurück auf die Erkrankten selbst:[6] Die Übersetzung der Symptome ist keine Einbahnstraße. Die Demenzkranken sind ja ohne jede Aussicht auf Änderung dieses Zustandes permanent abhängig von anderen Menschen. Wenn es diesen anderen also gelingt, die Situation auch als „Lehrstück" (Geiger 2015: 136) und damit bereichernd zu sehen, anstatt die mit Demenzkranken verbrachte Zeit bloß als ein Opfer zu empfinden,[7] so kommt das letztlich auch den Erkrankten selbst zugute.[8] Eine Art universalistischen Anspruch seiner literarisierenden Überset-

4 Dieses Beispiel und seine Deutung übernehme ich von Schlaffer 2013; vgl. auch Völk 2015: 66 f.

5 Die Schlussfolgerung, die Jean Pauls Romanfigur Walt aus den *Flegeljahren* daraus zieht, lautet: „Siehe, so trägt die Muse leicht im ewigen Spiegel den schweren Jammer der Welt, und die Unglücklichen blicken hinein, aber auch sie erfreuet der Schmerz." (Jean Paul 1971:634).

6 Vgl. zur „Macht der Altersbilder" Zimmermann 2012.

7 Zur medizinethisch-moralphilosophischen Frage des Aufopferns der Angehörigen von Demenzkranken wäre eine „integrative Perspektive" zu gewinnen, die nicht einseitig den „Anspruch maximaler Fürsorge als Reaktion auf wahrgenommene Bedürftigkeit" (Biller-Andorno 2001: 9) erhebt, sondern abzielt auf eine situativ und relational differenzierte Balance zwischen Interessen und Möglichkeiten.

8 Das Bestreben, die Haltung der Gesunden gegenüber den Demenzkranken zu ändern, stellt einen in der Gerontologie derzeit prominent vertretenen Ansatz dar, etwa wenn die Rückwirkung von Menschenbil-

zungsmethode bringt das Buch auch dadurch zum Ausdruck, dass anekdotische Erfahrungen von anderen Menschen mit demenzkranken Angehörigen dokumentiert werden (Geiger 2015: 137-139).

Einen Ort, an dem solche Erfahrungen traditionell festgehalten werden, stellt das Medium Tagebuch dar. Die Bedeutung von Tagebüchern zumindest für noch etwas ältere Generationen hatte sich ja bei Geiger etwa darin geäußert, dass über das alte Tagebuch der erkrankte Vater gleichsam zum Ko-Autor gemacht worden war. Ich möchte im Folgenden zwei solcher Original-Tagebücher näher betrachten und auf ihren Umgang mit demenziellen Symptomen hin analysieren.

Das Tagebuch von Frau R.: Würdigung der gemeinsamen Zeit

Das erste Dokument ist zwischen 2002 und 2008 niedergeschrieben worden und konzentriert sich auf diese Jahre, wobei es punktuell auch frühere Ereignisse einbezieht. Der Titel lautet „Rückblick auf unsere letzten gemeinsamen Jahre 2002-2008“. Die Diaristin, Frau R., ist zum Zeitpunkt der Niederschrift im Rentenalter, in den hohen Siebzigern. Sie hat gesundheitliche Probleme und muss sich wiederholt einer Chemotherapie unterziehen. Dieser Aspekt wird nur knapp erwähnt; gegen Ende der Aufzeichnungen ist die Rede von Blutkrebs. Man erfährt, dass Frau R. früher in der DDR Lehrerin gewesen war, bevor sie um 1990 mit ihrem Mann nach Niedersachsen übersiedelte. Ihr Mann, Herr R., war in seinem Berufsleben als Professor an einer Technischen Hochschule tätig. Am Ende der Schilderungen verstirbt er 82-jährig. Die letzten Jahre seines Lebens sind besonders geprägt von einer fortschreitenden Demenz.

Das vorliegende Dokument zeigt sowohl formal als auch stilistisch und typographisch ein uneinheitliches Erscheinungsbild. Seine 72 Seiten (A4-Format) sind größtenteils mit einem üblichen Textverarbeitungsprogramm am Computer geschrieben worden. Die abschließenden acht Seiten, auf denen sehr detailliert die letzten Tage und das Sterben von Herrn R. beschrieben werden, sind jedoch offenbar mit Schreibmaschine verfasst, und zwar auf Blättern mit vorgedruckten kalendarischen Angaben. Es handelt sich insgesamt betrachtet um eine Komposition, die zusammengesetzt ist aus verschiedenen Elementen. Sie besteht aus absatzweise zitierten älteren Tagebucheinträgen von ihrem Mann und von Frau R. selbst, aus neueren Tagebucheinträgen und vermittelnden Zwischenstücken, die sie verbindet und anreichert mit zahlreichen Dokumenten wie Bilder, oft Fotos, aber auch bekannte und weniger bekannte Kunstwerke, Broschüren, Gedichte, Liedtexte, Einladungskarten, Eintrittskarten, Texte von Reden und ähnliches. Der Fließtext ist zum größten Teil von Frau R. verfasst worden. Die Darstellungsweise schwankt. So findet sich ein klassischer Tagebuchstil mit tagesaktuellen genauen Berichten und individuellen Reflexionen, ebenso gibt es aber auch summarische Rückblicke und bloße Auflistungen von Daten, Orten und Ereignissen. Mehrmals werden nicht nur schriftlich Schilderungen aus der Hand von Herrn R. wörtlich dokumentiert, sondern auch Dialoge mit ihm wiedergegeben.

Herr R. hat schon das erste Wort. Die ersten fünf Seiten sind fast durchgängig von ihm geschrieben, was auch durch eine Kursivsetzung der Schrift kenntlich gemacht

---

dern auf die Lebensqualität von Demenzkranken untersucht wird (Kruse 2010) oder eine „sorgende Gesellschaft“ (Klie 2014) als Zukunftskonzept angestrebt wird; vgl. auch pflegewissenschaftlich zur Bedeutung der alltäglichen Lebenswelt Galvin/Todres 2014 sowie soziologisch zum „Sorge-Komplex“ Bude 2010.

ist. Der Einstieg stammt aus dem Jahr 2002 und bietet ausschweifende Überlegungen von Herrn R. zur Einführung des Euro, den er vergleicht mit anderen historischen und aktuellen Währungen und Maßeinheiten. Direkt darunter findet sich ein ebenfalls von 2002 stammender Bericht von Herrn R., in dem es um eine gemeinsame Reise des Ehepaars nach Paris geht („Die Euroteuerung hat in Paris noch mehr zugeschlagen als daheim!“)[9] (R: 2). Frau R. verweist auf diesen ausschnittsweise zitierten tagebuchartigen Bericht ihres Mannes so, wie man auf eine Publikation verweisen würde: „Genaueres ist nachzulesen in ‚*Pariser Impressionen*‘“ (R: 2). Auch in diesem Tagebuch ist also das Bemühen erkennbar, den demenzkranken Angehörigen als Ko-Autor einzuführen.

Als die gesundheitlichen Probleme von Herrn R. im Laufe des Jahres 2002 spürbarer werden, dokumentiert Frau R. noch einen ausführlichen Reisebericht ihres Mannes. Dieser bezieht sich auf Österreich, hat den Titel *Hohe Berge, tiefe Einschnitte* (R: 2) und geht nahtlos über in Schilderungen von ärztlichen Untersuchungen und Krankenhausaufenthalten. Diese Verbindung von Reiseberichten und Krankheitsberichten ist unübersichtlich. Deutlich wird aber das Bemühen von Frau R., mit redaktionellen Anordnungen sowohl die sprachliche Ausdruckskraft ihres Mannes als auch dessen Vitalität und Lebensfreude auszustellen. Genauer gesagt: zu zeigen, dass diese Lebensfreude auch durch beginnende schwere Erkrankungen nicht ermüdet. Die Analyse dieses Dokuments soll im Folgenden konzentriert werden auf drei Aspekte: die Äußerungen des demenzkranken Herrn R. selbst (I), die redaktionellen Maßnahmen von Frau R. (II) und schließlich die von ihr vorgenommene sprachlich-reflexive Beschreibung und Einordnung der demenziellen Symptome (III).

I.

Es ist zu bedenken, dass dieses Tagebuch – anders als etwa das Buch von Arno Geiger – nicht speziell mit einer Fokussierung auf Demenz verfasst worden ist. Daher ist nicht immer an jeder Stelle deutlich, ob und in welchem Ausmaß die demenziellen Symptome sich zum gegebenen Zeitpunkt bereits äußern. Die oben erwähnten Mischformen aus Reise- und Krankenhausbericht erwecken zumindest den Eindruck, dass zu deren Beginn noch keine deutlichen demenziellen Symptome vorliegen. Die Reiseberichte sind detailliert, insbesondere ist eine Vorliebe für Daten, Zahlen und Namen erkennbar. Ein typischer Satz lautet etwa:

> *Es ist der 19. 8., und gegen 18.00 Uhr fahren wir über die Abfahrt Lobenstein nach Wurzbach (R: 3).*

Diese positivistische Exaktheit wird hintertrieben von lockeren, jovialausschweifenden Bemerkungen, die Unbeschwertheit zum Ausdruck bringen. Das liest sich etwa so:

> *Was steht an? Wohin soll es gehen in den Ferien? Da müssen wir erst mal in der Gesundheitsabteilung nachfragen (R: 2)* oder so: *Morgens wieder frisch und munter auf der Suche nach einem Auswärtsfrühstück (R: 2).*

9 Dokument im Besitz des Deutschen Tagebucharchivs Emmendingen; im Folgenden nachgewiesen mit der Sigle R sowie der Seitenzahl.

Deutlich wird an dem heiteren Plauderton, dass das Tagebuch – auch wenn es möglicherweise schon mit Blick auf spätere Lektüren durch Fremde verfasst worden ist – doch in erster Linie gesehen wird als ein Raum, der verhältnismäßig ungehemmte und freie Äußerung erlaubt.

In solchen freien Assoziationen äußert sich Herr R. auch über einen nach dem Österreich-Urlaub notwendigen Krankenhausbesuch aus Anlass einer Operation an der Bauchschlagader. Dieser Bericht liest sich nun wie ein Auftakt zu dem kurz darauf offensichtlichen Ausbruch der demenziellen Symptome. So verwechselt Herr R. bei der Voruntersuchung zunächst wichtige Unterlagen und beschreibt die daraus folgenden Komplikationen sehr detailliert. Weiterhin schleichen sich im Text gewisse Redundanzen ein und der Satzbau wird unsicherer:

> *Und dann musste doch die alte Methode durchgeführt werden. Habe ich mich für die ‚Loch-Prothese' entschieden. […] Ich werde eine ‚Lochprothese' bekommen" (R: 3 f.).*

Die tagelangen Gedächtnislücken unmittelbar nach der Operation mögen durch die Belastungen eines solchen Eingriffs erklärbar sein. Jedoch ist auffällig, dass diese Gedächtnislücken Herrn R. stark beschäftigen und er besonders auch halluzinierte Wahrnehmungen beschreibt, etwa:

> *[es] war alles in ein leuchtendes Rot getaucht (R: 5),* oder: *immer wieder tauchte ein Kopf auf (er hieß bei mir bald der ‚Oratoriensänger', der war in tiefes Rot getaucht (R: 5).*

Mit Rückblicken auf frühere Verwundungen (im Zweiten Weltkrieg) und Krankenhausaufenthalte, die er allesamt hervorragend überstanden habe, werden offenbar eine noch intakte Erinnerungsfähigkeit und grundsätzliche Widerstandsfähigkeit beschworen.

Im folgenden Jahr hat Herr R. noch Gelegenheit zu einem weiteren Reisebericht: über eine Flugreise nach Italien. Auch hier werden Rückblicke in die Vergangenheit getan, wird „lange Vergessenes wieder lebendig" (R: 9). Die anfangs bemerkte Fokussierung auf greifbare Daten und Fakten erreicht nun einen Höhepunkt. Unter dem Titel *Was mir mein Flugbuch erzählt …* werden sämtliche Flurgreisen des Ehepaars resümiert, sowohl gemeinsame als auch allein absolvierte. Herr R. kommt dabei, wie nicht ohne Stolz vermerkt wird, auf eine „Bilanz" von „7935 Flugminuten und 73652 Flugkilometern" (R: 9). Sehr knapp gerät dann der allerletzte schriftliche Tagebucheintrag von Herrn R., den seine Frau präsentiert mit den Worten: er „versucht noch einen Bericht" (R: 17). Darin geht es um den Umzug des Ehepaars, der notwendig geworden war aufgrund der zunehmenden Einschränkungen der Mobilität. Auch dieser Umzugsbericht leistet einen bilanzierenden Rückblick, bei dem alle ehemaligen Adressen des Paars mit Angabe der Umzugsjahre aufgelistet werden. Das Festhalten sowohl an noch verfügbaren Erinnerungen als auch besonders an greifbaren Daten und Zahlen scheint ein Versuch zu sein, der fortschreitenden Demenz etwas entgegenzustellen. Herr R. schließt mit den Worten:

> *Hoffen wir, dass wir die Vorteile und das Glück zu zweit in der neuen Wohnung noch einige Jahre genießen können! (R: 17).*

Doch bereits einige Monate darauf befindet sich Herr R. in einem „Heim in vollstationärer Pflege“ (R: 29).

Aus den folgenden Jahren werden wörtliche Äußerungen von Herrn R. nur noch sporadisch von Frau R. zitiert. Zusammen mit den vorherigen längeren Textauszügen ist also ein redaktionelles Konzept von Frau R. zu erkennen, das im Folgenden betrachtet werden soll.

II.

Es ist bereits erwähnt worden, dass Frau R. mit der umfänglichen Dokumentation der Berichte aus der Feder ihres Mannes zu Beginn des Dokuments Herrn R. präsentiert als einen lebhaften, sprachgewandten und gewitzten Geist. Mit der fortschreitenden Demenz nimmt sie immer weniger Zitate von ihm auf. Wenn sie Äußerungen von ihm wiedergibt, dann zunächst solche, die ebenfalls – wenn auch viel knapper im Umfang – von einer solchen Gewitztheit zeugen. So etwa, als er zwei Damen, die sich zufällig vor dem Café an ihren Tisch setzen, begrüßt mit den Worten: „Die reitende Gebirgsmarine zu fuß“ (R: 34), oder als er mit einer „jungen Kellnerin techtelte“ (R: 50) und dabei Fragen über die Architektur des Restaurants stellte. Doch bald dokumentiert Frau R. auch die zusammenhangslosen und zunehmend wirren Äußerungen ihres Mannes. Unter diesen sind viele, die, ganz genau wie es in Arno Geigers *Der alte König in seinem Exil* der Fall ist, von überraschender poetischer Qualität sind. Anders als Geiger ordnet Frau R. diese Äußerungen jedoch nicht über das ganze Dokument verteilt an und kommentiert sie auch nicht weiter. Sie listet die Äußerungen einfach an verschiedenen Stellen hintereinander, durch Absätze getrennt, auf. Einige Beispiele seien hier genannt:

> *Ich will nachdenken, aber es gibt nichts zu denken. Es ist alles gegenstandslos! (R: 51)*
> *Ich möchte wissen, was das für eine Krankheit ist. (R: 51)*
> *Wo treibt sich eigentlich unsere Familie rum? (R: 51)*
> *Meine Mutter hat mir ein System gegeben, das noch hält, vielleicht kann man noch etwas verbessern! (R: 54)*
> *Wenn das so weiter geht, werde ich mich total versagen. (R: 56)*
> *[Zu seiner Frau]: Du wirst immer älter, aber du schmeckst immer besser! (R: 59)*

Bei Geiger war die Dokumentation aphoristischer Aussprüche einhergegangen mit einer umfassenden Literarisierung der gesamten Situation. Dabei wird der demenzkranke Vater des Erzählers auch immer wieder mit verschiedenen Figuren der Weltliteratur verglichen. Meike Dackweiler hat gezeigt, wie diese wechselnden Vergleiche im Verlauf der Erzählung eine Entwicklung widerspiegeln: „die Entwicklung von einer Verfalls- hin zu einer Erfolgsgeschichte“ (Dackweiler 2014: 260; vgl. auch

Hartung 2005).[10] Eine ähnliche über bloße Zitate hinausgehende Literarisierung oder, weiter gefasst: Ästhetisierung leistet auch das hier betrachtete Tagebuch von Frau R.

Nachdem sich die von Herrn R. geäußerte Hoffnung auf einen längeren gemeinsamen Lebensabend in der neuen, altersgerechten Wohnung für das Ehepaar R. schnell zerschlagen hatte, reflektiert Frau R. die Übersiedlung ihres Mannes in ein Pflegeheim. Dabei fällt auf, dass Gedanken über verschiedene literarische Werke mehr Raum einnehmen als die Schilderungen der Situation selbst. Das Heim, in dem Herr R. untergebracht wird, ist nach Lotte Kestner benannt. Das nimmt Frau R. zum Anlass, sich ausführlich mit dem einschlägigen Roman von J. W. Goethe *Die Leiden des jungen Werther* auseinanderzusetzen, wobei sie auch ihren Mann einbeziehen möchte:

> *Nun sah ich ein weites Feld für [G.] und mich, genauer in diese literarischen und historischen Zusammenhänge einzudringen, jetzt, wo [G.] im LOTTE-KESTNER-HAUS wohnte [Hervorhebung im Original] (R: 30).*

Sie schreibt selbst seitenlang (R: 30-32) durchaus kenntnisreich über diese Zusammenhänge, merkt an, dass sie ihr Wissen darüber gezielt erweitere, besucht mit ihrem Mann das Grab der Kestner und schenkt ihm sogar eine Ausgabe der modernen DDR-Adaption des Stoffes *Die neuen Leiden des jungen W.* von Ulrich Plenzdorf. Dabei kann Herr R. doch ohnehin „nichts mehr von all dem in sich aufnehmen" (R: 32).

Gerade die schwierigsten Stellen, die Übergänge und Brüche, zeigen eine solche gesteigerte Bezugnahme auf Kunstwerke. So findet sich etwa ein Foto, auf dem Herr R. vor einer öffentlich aufgestellten Skulptur steht (R: 45), direkt nach dem Bericht über ein langes auswärtiges Festessen. Es folgt die von „Gewissensbisse[n]" (R: 48) begleitete Einsicht, dass solche Veranstaltungen im Familienkreis für Herrn R. inzwischen „zu lang!!!" (R: 45) sind und in Zukunft nicht mehr zu realisieren sein werden. Die Mitteilung über den Tod von Herrn R. wird mit einem Zitat von Heinrich Heine verbunden (R: 62). Auch wenn am Ende in einem Anhang das Sterben von Herrn R. beschrieben wird, sind in den berührenden Text Abbildungen mehrerer Kunstwerke eingefügt: Werke von Georg Schrimpf, Vincent van Gogh, Kurt Schwitters, Joan Miró sind zu sehen – und zuletzt ein Foto vom blumengeschmückten Sarg mit einer Portraitaufnahme des Verstorbenen.

Bemerkenswert ist, wie es Frau R. gelingt, trotz dieser ästhetisierenden Einbettung die Härte der Symptome nicht zu kaschieren und ihre eigene Trauer ungeschönt zum Ausdruck zu bringen. Zwar macht sie die Erfahrung, dass mit Demenzkranken eine andere, gewissermaßen auch emotional tiefergehende Form der Kommunikation möglich ist:

> *Unser Zusammengehörigkeitsgefühl ist […] nicht verloren gegangen. Es hat sich vielleicht sogar gefestigt, ist noch stärker geworden (R: 50).*

---

10 Der Vergleich von Alzheimerpatienten mit literarischen Figuren ist immer wieder zu beobachten. Die teilweise mit dem Internetauftritt der Deutschen Alzheimer Gesellschaft e. V. verbundene Website „Lebenslinienblog.de" präsentiert zum Beispiel solche Vergleiche – etwa mit Don Quijote oder Alice im Wunderland – durch eine Angehörige geradezu als Fortsetzungsreihe („Hedwig und die Weltliteratur"). Magnusson 2014: 304 ff., zieht eine direkte Linie von Shakespeares *King Lear* zu ihrer eigenen Mutter.

Dennoch stellt sie auch fest, dass der Verlust der kognitiven Fähigkeiten ihres Mannes für sie selbst eine „Kommunikationslücke“ (R: 39) zur Folge hat und dass es Situationen gibt, in denen er „in seiner Welt verharrt, zu der ich keinen Eingang mehr fand“ (R: 48). Insgesamt entsteht der Eindruck, dass es Frau R. – auch mit Bezug auf ihre eigene Krebserkrankung – gerade durch den unverstellten Blick auf die Verluste gelingt, auch diese schwere Zeit als lebenswert zu empfinden.

III.

Die Symptome der demenziellen Erkrankung von Herrn R. werden knapp, aber prägnant und deutlich dargestellt.

Der Zeitpunkt des Umzugs in die altersgerechte Wohnung fällt zusammen mit den ersten Erwähnungen von eindeutigen Symptomen durch Frau R.: Ihr Mann habe zwei Tage vor dem Umzug einen „Termin beim Neurologen“ (R: 17) wahrgenommen. Wenige Wochen darauf heißt es, er sei „allein sehr hilflos“ und habe „Orientierungsschwierigkeiten“ (R: 18); zum Besuch einer Theateraufführung merkt Frau R. an, ihr Mann „versteht alles nicht mehr“ (R: 18). Eine „Verschlechterung der Demenz“ (R: 20) führt zur Einnahme von Medikamenten – erst hier wird zum ersten Mal ein medizinalisierter Name für diese Symptome angegeben. Die meiste Zeit über werden die Symptome nicht explizit benannt. Sie sind aber im Hintergrund stets präsent, etwa durch Bemerkungen wie die, es habe einige Wochen „ohne Zwischenfälle“ (R: 25) gegeben. Doch da der Gesundheitszustand von Herrn R. insgesamt immer schlechter wird, die „große Unruhe, starke Verwirrtheit“ (R: 29) mit Herzbeschwerden und weiteren ernsten Problemen einhergehen, fällt schließlich die Entscheidung für das Pflegeheim. Dort angekommen, bessern sich die Symptome noch einmal. Ihr Mann schließt sogar neue Freundschaften, darunter auch eine

> *Frau von H., direkte Zimmernachbarin mit* Großem Brockhaus *und Ostpreußenheimat, Witwe eines Arztes aus Hamburg, saß oft bei ihm oder er bei ihr. Sie hatten gemeinsame Kindheitsmuster entdeckt, den Dixi, eine alte Automarke. Auch das* Ännchen von Tharau *war ein beliebtes Thema ihrer Unterhaltungen. Anfangs tauschten sie noch die Tageszeitungen aus, saßen am Mittagstisch neben einander. Ich wurde schon fast eifersüchtig (R: 33).*

Die Überraschung über dieses zwischenzeitliche Aufleben weist eine erstaunliche Ähnlichkeit auf mit einer fiktionalen Demenzerzählung von Alice Munro (2013), in der das Motiv einer neuen demenziellen Liebschaft im Pflegeheim ausbuchstabiert wird. Es geht aus dem Tagebuch allerdings nicht hervor, ob Frau R. diese populäre und etwa im Berichtszeitraum auch als filmische Adaption in den Kinos präsente Erzählung bekannt war.[11]

Die Familienchronik von Herrn K.: Eine positive Bilanz

Es soll nun abschließend ein Tagebuch betrachtet werden, in dem die Schilderung der demenziellen Symptome ausschließlich von außen erfolgt. In diesem sind keine ästhe-

11 Die Erzählung *Der Bär kletterte über den Berg* ist zuerst 1999 erschienen und einige Jahre darauf verfilmt worden.

tischen oder literarischen Elemente zu finden. Auch dialogische Interaktionen mit der erkrankten Person kommen mangels Gelegenheit dazu nicht vor – jedenfalls nicht im sprachlich artikulierten Sinne. Wie stellen sich die Symptome und der Umgang mit ihnen in dieser Variante dar?

Die Schilderung des Diaristen dieses Dokuments ist von Sachlichkeit geprägt. Sie ist sehr ausführlich und dabei präzise. Der Titel lautet: *Bis dass der Tod Euch scheidet. Eine ausführliche Familienchronik (Saga). Erzählt über 80 Jahre – 1924-2004.*[12] Herr K. beschreibt darin unter anderem, wie er elf Jahre lang seine demenzkranke Frau pflegt, und zwar bis zu ihrem Tod im Jahr 2003. Er selbst war in seinem Berufsleben als Bilanz- und Finanzbuchhalter tätig gewesen, seine Frau als Sekretärin. Aus dem Umland von Berlin stammend, landen sie über Tätigkeiten im Westteil der Stadt nach dem Mauerbau in Baden-Württemberg, wo sie für den Rest ihres Lebens bleiben. Herr K. beschreibt seine Frau als depressiv. Ihre Eltern waren im Krieg gestorben, was sie offenbar sehr belastet hat. Als dann auch noch ihre eigene Tochter im Kleinkindalter durch einen Unfall ums Leben kommt, steht bei ihr „das Gespenst eines Suizids im Raum" (K: 92). Herr K. erlebt schon in dieser frühen Zeit ihrer Ehe – in den 1950er Jahren – Phasen, in denen er seine Frau „nicht alleine lassen" kann und „immer in ihrer Nähe" (K: 92) sein muss. Ihre „inneren Gefühle" (K: 93) waren stets schwer belastet, auch wenn es ihr zwischenzeitlich gelang, mit den zwei weiteren Kindern ein alltägliches Familienleben zu gestalten:

> *Sie hat jahrelang mit dieser seelischen Not in der Familie gelebt und war allen anderen Menschen immer als fröhlicher Mensch gegenüber getreten (K: 101).*

Es habe in der Familie „nie Streitigkeiten oder laute Worte" (K: 97) gegeben.

Die Chronik ist klar strukturiert. Nach den Teilen „Familienglück I" und „Familienglück II" folgt ein Zwischenstück mit zahlreichen Fotos aus dem gemeinsamen Leben und dem Familienleben der beiden Töchter. Dann schließt das Dokument mit dem Teil „Muttis Krankheit und Abschied" (acht Seiten) und einem „Nachwort" (zwei Seiten). Die Chronik ist einheitlich auf A4-Seiten mit dem Computer geschrieben.

Die demenziellen Symptome seiner Frau beschreibt Herr K. auf eine direkte und klare, aber keinesfalls kalte Art. So seien zunächst Gedächtnislücken aufgefallen, doch das Thema Demenz sei damals, im Jahr 1992, allgemein und in der Medizin noch nicht besonders präsent gewesen. Genau beschreibt er den Augenblick, in dem ihm klar geworden ist, dass ein ernsthaftes Problem besteht. Dieser Augenblick ereignete sich beim Kniffelspiel:

> *Eines Tages gab sie die Würfel nicht mehr zurück. Sie würfelte so lange weiter, bis sie die benötigte Zahl erwürfelt hatte (K: 119).*

Bald schränkt sich aufgrund von Orientierungsproblemen ihre Mobilität ein. Sehr schnell wird sie pflegebedürftig. Sie bleibt zu Hause und wird von ihrem Mann mit Unterstützung durch professionelle Pflegekräfte betreut.

---

12 Dokument im Besitz des Deutschen Tagebucharchivs Emmendingen; im Folgenden nachgewiesen mit der Sigle K sowie der Seitenzahl.

Herr K. verausgabt sich völlig in dieser heimischen Pflege. Jahrelang hat er „keinen freien Tag“ (K: 122). Dann beantragt er zwar wiederholt die temporäre Aufnahme seiner Frau in Pflegeheimen, um für einige Wochen Urlaub nehmen zu können – allerdings muss er dann diesen Urlaub dafür nutzen, sich selbst in der Klinik behandeln zu lassen (K: 122). Dennoch beklagt er sich in seinen Aufzeichnungen mit keinem Wort: „Es war nicht immer leicht, aber aus Liebe zu meiner Frau habe ich vieles geschafft“ (K: 121). Seine Frau ist offenbar kurz nach Ausbruch der Symptome völlig verstummt; sie habe die ganzen Jahre über „kein Wort gesagt. Nie jemanden erkannt“ (K: 123). Oft fühlte Herr K. sich allein, ging „zu ihr ins Zimmer, versuchte einige Worte mit ihr zu wechseln, aber keine Reaktion. Sie war immer in meiner Nähe und doch so fern“ (K: 125).

Aber Herr K. Hat keine Zweifel daran, dass seine Frau, wenn auch „fern“, so doch noch eine Verbindung zu ihm aufrechterhält:

> *Wenn ich mit den Schwestern eine Unterhaltung hatte, bemerkten wir beide, dass Mutti unser Gespräch verfolgte und ihre Gedanken arbeiteten. Die Schwestern und Ich waren der Überzeugung, Mutti nahm noch teil am Leben, vielleicht auch wenig. Wenn sie die Augen schloss, fing sie an zu denken. Nach kurzer Zeit wurden die Augen wieder geöffnet und sie sah uns mit großen Augen an (K: 124).*

In der Wahrnehmung und Darstellung von Herrn K. treten also die demenziellen Symptome selbst dann noch hinter die Persönlichkeit des betroffenen Menschen zurück, wenn dieser über elf Jahre hinweg im Zustand der vollen Pflegebedürftigkeit bettlägerig bleibt – ohne jegliche gezielt artikulierte Interaktion. Dieses Fortleben der individuellen Persönlichkeit auch im Zustand der fortgeschrittenen Demenz ist in der Gerontologie bestimmt worden als eine weniger zielgerichtete, aber dennoch eindeutig personenspezifische Form der situativen „Selbstaktualisierung“, die „Reste einer Selbstgestaltungstendenz“ aufweist:

> *Selbstgestaltung erscheint hier nicht mehr als ein bewusster, zielorientierter Prozess, sondern vielmehr als eine grundlegende Tendenz, sich Ausschnitten der Welt – und damit auch der sozialen Umwelt – zuzuwenden, auf diese in einer bestimmten Art und Weise zu antworten (Kruse 2013, 255).*

Dieses Merkmal der fortgeschrittenen Demenz hat Herr K. offenbar intuitiv erfasst.

Das hervorstechende Merkmal dieser Tagebuchchronik ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Lebensverläufe als in sich geschlossene, kongruente Sinneinheiten gesehen werden. Nicht nur die Gesamtkonzeption und die erzählerischen Kontextualisierungen leisten eine solche Geschlossenheit, sondern auch beiläufige Bemerkungen tragen dazu bei. So beschreibt Herr K. beispielsweise eine Tanzveranstaltung aus der Jugend mit den gleichzeitig zurück- und vorgreifenden Worten: „Es ergab sich, dass meine Wahl auf meine spätere Frau fiel“ (K: 82). Auch die Krankheit und Pflege von Frau K. stellen sich so als Teil der Biographie dar – und nicht etwa als Schicksalsschlag oder als ungerechte Belastung. Ohne dass Herr K. diese Verbindung als kausal benennt, entsteht bei der Lektüre der Eindruck eines intensiven Zusammenhangs zwischen den schwer depressiven Episoden seiner Frau in den 1950er Jahren und der

Jahrzehnte später notwendig gewordenen Pflege. Es ist, als hätte Herr K. sich damals dazu entschieden, sich um seine Frau zu kümmern, und diese Entscheidung schlichtweg nicht mehr in Frage gestellt. Den Satz „Bis dass der Tod Euch scheidet", mit dem das Dokument ja betitelt ist, hat Herr K. offenbar sehr ernst genommen. Diese Verbindlichkeit in der Lebensführung hat gewissermaßen selbst etwas Poetisches, so dass es einer ästhetischen Einbettung gar nicht bedarf, um einen ästhetischen Effekt zu erreichen. Im Gegenteil ist es gerade der Kontrast zwischen dieser Haltung und der nüchternen, sachlichen, fast beiläufigen Sprache, der dem Dokument eine über das Empirische hinausgehende Transzendenz verleiht. Herr K. ist in seinem Berufsleben Bilanzbuchhalter gewesen und zieht am Ende trotz der langen, schweren Jahre der Pflege die persönliche Bilanz: „Ich möchte keine Stunde aus meinem Leben missen" (K: 128).

Resümee

Zusammenfassend ist zu sagen, dass in den hier betrachteten Dokumenten die Tätigkeit der Übersetzung der Symptome in sprachlich darstellbare Erfahrung zwar recht unterschiedlich vorgenommen worden ist, sich dabei aber auch starke Gemeinsamkeiten zeigen ließen. Während Arno Geiger mit einem durchaus erkennbaren Anspruch der Universalisierung seiner Vorgehensweise seinen Vater auf kunstvolle Art in die Sphäre der Hochliteratur einbezieht, hat auch die Diaristin Frau R. eine ästhetisierende Methode gewählt. Sowohl in dem professionellen Buch als auch in dem Tagebuch lassen sich zwei hervorstechende Vorgehensweisen zeigen: die Auswahl von besonders prägnanten, aphoristischen Äußerungen der Erkrankten sowie die Einbettung des Geschehens in literarische und künstlerische Bezugsrahmen. In dieses Tagebuch waren auch die längeren schriftlichen Äußerungen des selbst Erkrankten gefallen, bei denen sich eine gewisse Tendenz ausmachen ließ, mit fortschreitender Symptomatik an greifbaren Daten, Fakten und Zahlen festzuhalten, wobei die vorher noch präsenten ausschweifenden, spielerischen Überlegungen verschwanden. Dieser Eindruck ist allerdings angesichts der erläuterten Kompositionsweise jenes Dokuments nur unter Vorbehalt zu formulieren. Weitere Forschungen über Selbstzeugnisse von Demenzkranken wären sicher aufschlussreich, auch als weitere Ergänzung der gerade erst einsetzenden volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Demenzforschung (vgl. exemplarisch Krasberg 2013; Grebe 2012).

Mit der Tagebuchchronik von Herrn K. ist schließlich eine andere Art der Beschreibung vorgestellt worden, die auf die oben genannten Verfahren völlig verzichtet. Dennoch wird auch darin ein ähnlicher Effekt der reflexiven Erweiterung hervorgerufen, der sich direkt aus der biographischen Präsenz heraus speist. So stammt auch aus diesem Dokument ein reflexiver Ausdruck, der auf prägnante Art vorschlägt, die lebensgeschichtliche Komponente der Erkrankung nicht aus den Augen zu verlieren. Den primär medizinalisierten Deutungs- und Behandlungsmodellen der Alzheimerkrankheit hält Herr K. aus seiner persönlichen Erfahrung heraus einen Satz entgegen, der die kritische Haltung gegenüber einer allzu sehr auf neuronale Prozesse fixierten Hirnforschung (vgl. Zunke 2012) auf den Punkt bringt. Die rein organische Begründung solcher Erkrankungen hält Herr K. für wenig überzeugend, denn: „Das Gehirn ist doch eine lebendige und arbeitende Einrichtung beim Menschen" (K: 120).

QUELLEN

Geiger, Arno (2015) [2011]: Der alte König in seinem Exil, München.

Dokumente aus dem Deutschen Tagebucharchiv Emmendingen:
Diaristin Frau R.: Signatur: 79/3, Register-Nr. 75/3 (Sigle R)
Diarist Herr K.: Signatur: 1913/1, Register-Nr. 1615/1 (Sigle K)

LITERATUR

Beard, Renée Lynn, Jenny Knauss and Don Moyer (2009): Managing disability and enjoying life: How we reframe dementia through personal narratives, in: Journal of Aging Studies 23/4, 227-235. http://dx.doi.org/10.1016/j.jaging.2008.01.002

Biller-Andorno, Nikola (2001): Gerechtigkeit und Fürsorge. Zur Möglichkeit einer integrativen Medizinethik, Frankfurt am Main/New York.

Bude, Heinz (2010): Selbständigkeit und Sorge, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 64 9/10, 935-943.

Dackweiler, Meike (2014): Die Alzheimer-Narration am Beispiel von Arno Geigers *Der alte König in seinem Exil*, in: Henriette Herwig (Hg.): Merkwürdige Alte. Zu einer literarischen und bildlichen Kultur des Alter(n)s, Bielefeld, 251-276. http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839426692.251

Foucault, Michel (1973): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft, Frankfurt am Main.

Freud, Sigmund und Arnold Zweig (1984) [1969]: Briefwechsel, hrsg. von Ernst L. Freud, Frankfurt am Main.

Galvin, Kathleen and Les Todres (2014) [2012]: Caring and Well-Being. A Lifeworld Approach, London/New York.

Grebe, Heinrich (2012): „Über der gewonnenen Zeit hängt eine Bedrohung ...“. Zur medialen Thematisierung von hohem Alter und Demenz: Inhalte, Strukturen, diskursive Grundlagen, in: Andreas Kruse, Thomas Rentsch und Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen, Heidelberg, 97-108.

Grebe, Heinrich, Welf-Gerrit Otto und Harm-Peer Zimmermann (2013): „The Journey into the Land of Forgetfulness“. Metaphors of Aging and Dementia in Media, in: Ulla Kriebernegg und Roberta Maierhofer (Hg.): The Ages of Life. Living and Aging in Conflict?, Bielefeld, 89-106.

Hartung, Heike (2005): Zwischen Verfalls- und Erfolgsgeschichte. Zwiespältige Wahrnehmungen des Alter(n)s, in: Dies. (Hg.): Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s, Bielefeld, 7-18.

Jean Paul (1970) [1960]: Hesperus oder 45 Hundposttage. Eine Lebensbeschreibung, in: Ders.: Werke, 1. Abteilung, Bd. 1, hrsg. von Norbert Miller, München, 472-1236.

Ders. (1971): Flegeljahre, in: Ders.: Werke, 1. Abteilung, Bd. 2, hrsg. von Norbert Miller, München, 567-1088.

Klie, Thomas (2014): Wen kümmern die Alten? Auf dem Weg in eine sorgende Gesellschaft, München.

Krasberg, Ulrike (2013): „Hab ich vergessen, ich hab nämlich Alzheimer!“: Beobachtungen einer Ethnologin in Demenzwohngruppen, Bern.

Kruse, Andreas (2010): Menschenbild und Menschwürde als grundlegende Kategorien der Lebensqualität demenzkranker Menschen, in: Ders. (Hg.): Lebensqualität bei Demenz? Zum gesellschaftlichen und individuellen Umgang mit einer Grenzsituation im Alter, Heidelberg, 3-25.

Ders. (2013): Das Individuelle in der Demenz – Zum Prozess der Selbstaktualisierung in späten Phasen der Demenz, in: Gerhard Bäcker und Rolf G. Heinze (Hg.): Soziale Gerontologie in gesellschaftlicher Verantwortung, Wiesbaden, 247-257.

Magnusson, Sally (2014): Where Memories Go: Why dementia changes everything, London.

Munro, Alice (2013) [1999]: Der Bär kletterte über den Berg, in: Dies.: Himmel und Hölle. Neun Erzählungen, Frankfurt am Main, 325-381.

Peters, Martina (2007): Ich habe Alzheimer, in: Demenz – eine Herausforderung für das 21. Jahrhundert. 100 Jahre Alzheimer-Krankheit. Referate auf dem 22. Kongress von Alzheimer's Disease International, Berlin, 12.-14. Oktober 2006, hrsg. von der Deutschen Alzheimer Gesellschaft. e. V., Berlin, 23-24.

Pott, Hans-Georg (2014): Altersdemenz als kulturelle Herausforderung, in: Henriette Herwig (Hg.): Merkwürdige Alte. Zu einer literarischen und bildlichen Kultur des Alter(n)s, Bielefeld, 153-201. http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839426692.153

Roth, Philip (1992) [1991]: Mein Leben als Sohn. Eine wahre Geschichte, München.

Schlaffer, Heinz (2013): Der Widerschein der Wirklichkeit. Dankrede zur Verleihung des Johann-Heinrich-Merck-Preises für literarische Kritik und Essay 2012 durch die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, in: Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 2012, Göttingen, 135-138.

Stechl, Elisabeth, Gernot Lämmler, Elisabeth Steinhagen-Thiessen und Uwe Flick (2007): Subjektive Wahrnehmung und Bewältigung der Demenz im Frühstadium – SUWADEM. Eine qualitative Interviewstudie mit Betroffenen und ihren Angehörigen, in: Demenz – eine Herausforderung für das 21. Jahrhundert. 100 Jahre Alzheimer-Krankheit. Referate auf dem 22. Kongress von Alzheimer's Disease International, Berlin, 12.-14. Oktober 2006, hrsg. von der Deutschen Alzheimer Gesellschaft. e. V., Berlin, 223-229. http://dx.doi.org/10.1007/s00391-007-0434-6

Swinnen, Aagje and Mark Schweda (2015) (Hg.): Popularizing Dementia. Public Expressions and Representations of Forgetfulness, Bielefeld.

Vedder, Ulrike (2012): Erzählen vom Zerfall. Demenz und Alzheimer in der Gegenwartsliteratur, in: Zeitschrift für Germanistik 22/ 2, 274-289. http://dx.doi.org/10.3726/92136_274

Völk, Malte (2015): Ästhetik der Dingwelt. Materielle Kultur bei Jean Paul, Aby Warburg und Walter Benjamin, Berlin.

Zimmermann, Harm-Peer (2012): Über die Macht der Altersbilder, in: Andreas Kruse, Thomas Rentsch und Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen, Heidelberg, 75-86.

Zeilig, Hannah (2014): Dementia as a Cultural Metaphor, in: The Gerontologist 54/2, 258-267. http://dx.doi.org/10.1093/geront/gns203

Zunke, Christine (2012): Gehirn und Geist. Über das Verhältnis von Material und Freiheit zum Gegensatz von empirischer Forschung und Reflexivität, in: Malte Völk, Oliver Römer, Sebastian Schreull, Christian Spiegelberg, Florian Schmitt, Mark Lückhof und David Nax (Hg.): „... wenn die Stunde es zuläßt. Zur Traditionalität und Aktualität kritischer Theorie, Münster, 289-303.

Zusammenfassung

Die Untersuchung nähert sich aus kulturwissenschaftlicher Sicht der biographisch orientierten Darstellung von demenziellen Erkrankungen durch nahe Angehörige. Dafür werden anhand von ausgewählten Dokumenten unterschiedliche Erzähl- und Darstellungsformen miteinander verglichen: Eine professionell geschriebene und publizierte Alzheimer-Narration wird auf ihre erzählerischen Muster hin analysiert.

Diese werden auf ganz ähnliche Weise auch in einem nichtpublizierten, privaten Tagebuch nachgewiesen, während eine weitere private Familienchronik auch ohne besondere Gestaltungsweisen einen vergleichbaren poetischen und reflexiven Gehalt akkumuliert. Die Untersuchung fokussiert sich dabei besonders auf den schwierig zu fassenden Grenzbereich zwischen der schwindenden Ausdrucksfähigkeit der Erkrankten selbst auf der einen und der relationalen Erfahrung der Angehörigen auf der anderen Seite.

Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze

Erfahrung und Deutung erwerbsbezogener Handlungsspielräume im Alter

Steffen Hagemann, Anna Hokema und Simone Scherger

1. Einleitung

Immer mehr Menschen im Rentenalter gehen einer bezahlten Beschäftigung nach. In diesem Beitrag erörtern wir die Gründe für diese Erwerbstätigkeit, einerseits aus der subjektiven Perspektive erwerbstätiger Rentnerinnen und Rentner, andererseits aus der Außenperspektive von Expertinnen und Experten für Alterssicherung und Arbeit im Alter, die wichtige sozialpolitische Akteure repräsentieren. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen Wahrnehmung und Deutung von Handlungsautonomie und Handlungsspielräumen bei der Entscheidung zur Erwerbstätigkeit im Rentenalter bzw. bei ihrer Beschreibung von außen. Wir gehen der Frage nach, ob diese Erwerbstätigkeit als erzwungene und beklagenswerte oder als privilegierte Ausnahme vom erwerbsarbeitsfreien Ruhestand gedeutet wird und wie diese Deutungen mit (vermuteten) Handlungsmotiven zusammenhängen. Die empirische Grundlage unserer Untersuchung sind Interviews mit erwerbstätigen Älteren sowie mit einschlägigen Fachleuten, die im Rahmen eines Projektes zu Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze in Deutschland und Großbritannien erhoben wurden.[1]

Wie sich die Rentnerinnen und Rentner über die Gründe für ihre Erwerbstätigkeit äußern, gibt Aufschluss über subjektive Perspektiven auf biographisches Handeln im Übergang zum Ruhestand, welches in Auseinandersetzung mit den rahmenden Institutionen erfolgt. Die Expertinnen und Experten beschreiben das Handeln dieser Älteren von außen. Zusammenhängend damit, wie sie dabei die Formen der Erwerbstätigkeit nach der Rentengrenze ordnen und erklären, bewerten sie diese Ausnahme vom als arbeitsfrei institutionalisierten Ruhestand. Diese Evaluationen fügen sich in die Ansichten der gesellschaftspolitischen Akteure zur Lebensphase Alter und zu ihrer Regelung ein. Die auf Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze bezogenen Aussagen sind so Bestandteil der (Lebenslauf-)Politik der jeweiligen Akteure. Sowohl die Deutungen der arbeitenden Älteren als auch die der Expertinnen und Experten lassen sich in den größeren Kontext der Neuverhandlung der Lebensphase Alter im Zuge des demographischen Wandels und institutioneller, insbesondere rentenbezogener Reformen einordnen. Die Deutungen der politischen Akteure und die entsprechenden Debatten beeinflussen nicht nur die politische Gestaltung des Ruhestands, sondern auch die Sichtweisen der individuellen Lebenslaufakteure selbst. Diese nehmen ihre Hand-

1 Es handelt sich um die am SOCIUM (ehemals Zentrum für Sozialpolitik) der Universität Bremen angesiedelte Emmy Noether-Nachwuchsforschungsgruppe „Erwerbsarbeit jenseits der Rentengrenze in Deutschland und Großbritannien“ (für weitere Befunde s. Literaturhinweise im Text).

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.07

lungsressourcen und -spielräume vor dem Deutungshintergrund der Debatten um Arbeit und Alter wahr, der so ihr biographisches Handeln mitprägt. Umgekehrt wirken die aggregierten Handlungen der Rentnerinnen und Rentner wiederum auf die Positionen der gesellschaftspolitischen Akteure ein.

Im anschließenden Abschnitt (2.) erläutern wir zunächst die Bedeutung von Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze und skizzieren auf diese bezogene bisherige Befunde sowie institutionelle Einflüsse. Es folgen einige theoretische Anmerkungen zu biographischem Handeln in individualisierten Gesellschaften und möglichen Deutungen von Erwerbstätigkeit im Rentenalter (3.). In Vorbereitung des empirischen Teils präsentieren wir danach (4.) unsere Datengrundlagen und Methoden, bevor wir ausführlich die subjektiven Gründe für Erwerbstätigkeit sowie ihre Bedeutung für die Rentnerinnen und Rentner darstellen (5.). Im nächsten Schritt (6.) rekonstruieren wir die Perspektiven der Expertinnen und Experten auf Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze. Der vorletzte Abschnitt (7.) vergleicht dann die Sicht der Rentnerinnen und Rentner mit der Außenperspektive der Fachleute und zeigt Unterschiede und Gemeinsamkeiten auf. Wir schließen den Beitrag mit der Diskussion wichtiger Ergebnisse und Folgerungen (8.).

2. Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze – Einordung und Relevanz

Die Lebensphase des Ruhestands ist ein bedeutender Bestandteil des institutionalisierten Lebenslaufs in westlichen Gesellschaften (Kohli 1985), der von wohlfahrtsstaatlichen Institutionen, aber auch vom Erwerbs- und vom Bildungssystem geprägt wurde. Das definierende Merkmal dieser Lebensphase, welches auch die auf sie gerichteten normativen Erwartungen bestimmt, ist die Kombination von Nicht-Erwerbstätigkeit und Rentenzahlungen. Der Ruhestand beginnt im institutionell vordefinierten Normalfall mit dem Rentenalter, also demjenigen Alter, ab dem reguläre Rentenzahlungen bezogen werden können und in dem die Erwerbstätigkeit aufgegeben wird; dabei werden die entsprechenden Übergänge in Rentenempfang und Erwerbsinaktivität idealtypisch zum gleichen Zeitpunkt durchlaufen. In den letzten Jahrzehnten erfolgten indes der tatsächliche Erwerbsausstieg und der Beginn von Rentenzahlungen in Deutschland und vielen anderen westlichen Staaten oft nicht gleichzeitig und lange vor dem gesetzlichen Rentenalter (vgl. z. B. Ebbinghaus 2006), da Arbeitslosigkeit gegen Ende des Erwerbsverlaufs sowie großzügige Frühverrentungsregeln sehr verbreitet waren. Seit Beginn der 2000er Jahre steigt das faktische Rentenalter in Deutschland in Folge der Rentenreformen und der Arbeitsmarktentwicklung wieder deutlich: Während Ältere im Jahr 2000 durchschnittlich mit 62,3 Jahren erstmals eine Altersrente bezogen, betrug dieses Alter im Jahr 2014 64,1 Jahre (Deutsche Rentenversicherung Bund 2015: 137). In liberalen Wohlfahrtsstaaten wie Großbritannien (oder auch den USA) ist die Ruhestandsphase ohnehin weniger institutionalisiert. Der Staat gewährleistet nur eine Grundversorgung im Alter und der Anteil der Erwerbstätigen unter den Älteren ist schon länger höher als anderswo (vgl. z. B. Lain 2011).

Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze entspricht insofern nicht dem institutionell definierten Normalfall der Lebensphase Alter, als Personen im Rentenalter bzw. Rentenempfängerinnen und -empfänger einer bezahlten Erwerbstätigkeit nachgehen. Im Kontrast zu Aufweichungserscheinungen *vor* dem eigentlichen Ruhestandsbeginn wie Arbeitslosigkeit und Frühverrentung, bezieht sich Erwerbstätigkeit

jenseits der Rentengrenze auf die Ruhestandsphase selbst, also die Zeit *nach* dem Übergang ins Rentenalter oder dem Beginn von Rentenzahlungen. Sowohl in Deutschland als auch in Großbritannien haben sich die Anteile der Erwerbstätigen unter den ab 65-Jährigen seit Anfang der 2000er Jahre nahezu verdoppelt. 2014 lag dieser Anteil unter den ab 65-jährigen Männern in Deutschland bei 8,2 Prozent (Frauen: 3,9 Prozent), in Großbritannien bei 12,9 Prozent (Frauen: 7,6 Prozent) (eigene Zusammenstellung mit OECD 2015). Der größte Teil dieser Älteren, die im Rentenalter noch arbeiten, empfängt Rentenzahlungen (Scherger et al. 2012: 16 f.). Sie sind häufiger männlich, überdurchschnittlich gesund und gebildet, und unter ihnen befinden sich viele Selbstständige (vgl. Scherger 2013; Brenke 2013). Gleichzeitig hätte etwa ein Drittel der deutschen Arbeitenden im Rentenalter ohne die Erwerbstätigkeit ein Haushaltseinkommen unter der Armutsgrenze, was aber diejenigen einschließt, die möglicherweise den Rentenempfang nur aufschieben (Brenke 2013; vgl. auch Hochfellner/Burkert 2013 sowie Schmitz 2014). Für Großbritannien deutet vieles darauf hin, dass der Anteil derer, die ohne das Erwerbseinkommen arm wären, größer ist (Scherger et al. 2012; Lain 2011).

Frühere und aktuelle einschlägige Studien finden eine Vielzahl von Gründen und Motiven für Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze (Hokema/Lux 2015; Deller/Maxin 2008; Barnes et al. 2004; Wachtler/Wagner 1997; Kohli/Künemund 1996; Kohli et al. 1993; vgl. Scherger et al. 2012 für weitere Literatur). Spaß an der Arbeit, der Sinn der Tätigkeit, die Tagesstrukturierung durch die Arbeit, soziale Kontakte und auch finanzielle Motive sind die wichtigsten dieser Vielzahl von Gründen. Dabei finden sich keine grundsätzlichen Unterschiede zwischen qualitativen und quantitativen Befunden. Zudem stellen einige Studien heraus, dass individuelle arbeitende Ältere zumeist mehrere Gründe für ihre Tätigkeit nennen (mit *mixed methods*: Wachtler/Wagner 1997: 84; auf Basis quantitativer Befunde z. B. Engstler/Romeu Gordo 2014; Scherger et al. 2012). Im Verhältnis zu anderen Gründen (wie Spaß an der Arbeit) werden finanzielle Gründe von keiner dieser Studien als vorrangig herausgearbeitet. Sie scheinen aber nach (nicht gänzlich vergleichbaren) quantitativen Befunden in Großbritannien etwas wichtiger zu sein (Scherger et al. 2012: 58).

Auch die ‚Ausnahme' der Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze ist institutionell reguliert: Sowohl in Deutschland als auch in Großbritannien gibt es keine Hinzuverdienstgrenzen mehr für diejenigen, die das gesetzliche Rentenalter erreicht haben und eine reguläre Altersrente beziehen. Allerdings sind Hinzuverdienste streng geregelt, wenn bedarfsgeprüfte Sozialleistungen bezogen werden, d. h. die deutsche Grundsicherung im Alter oder der britische *Pension Credit* (vgl. Scherger et al. 2012). Die Rentenreformen der letzten zwei Jahrzehnte (ausführlicher vgl. Scherger et al. 2012) schließen in beiden Ländern die Anhebung des Rentenalters ein auf 67 in Deutschland und auf 68 in Großbritannien. In Deutschland sind zuvor (abschlagsfreie) Formen der Frühverrentung größtenteils ausgelaufen, das Niveau der gesetzlichen Rente wurde und wird zukünftig weiter gesenkt, und seit 2001 werden mit staatlicher Förderung Anreize zur privaten Altersvorsorge gesetzt. In Großbritannien wurden die (anteilsmäßig bedeutsameren) betrieblichen Renten stärker reguliert; zudem wurde 2014 eine Reformierung der *State Pension* beschlossen. Schließlich wurde 2011 in Großbritannien das *Default Retirement Age* abgeschafft, das Arbeitgebern die nicht weiter zu begründende Entlassung von Arbeitskräften bei Erreichen der Rentengrenze ermöglicht hatte.

3. Der institutionalisierte Lebenslauf: Biographisches Handeln in individualisierten Gesellschaften

Die (Wieder-)Aufnahme einer Erwerbstätigkeit oder das Weiterarbeiten im Alter sind Beispiele biographischen Handelns im Kontext der den Lebenslauf formenden Institutionen des Rentensystems und des Arbeitsmarkts. Diese stellen moderne „sekundäre Institutionen" dar (Leisering 1998), die im Zuge von Individualisierungsprozessen (Beck 1986; Kohli 1985) primäre Institutionen wie die traditionelle Familie oder Dorfgemeinschaften zunehmend ablösen. Während primäre Institutionen direkte Handlungsregeln vorgeben, machen sekundäre Institutionen keine Handlungsvorgaben, sondern schaffen nur Handlungsvoraussetzungen oder -rahmen und damit Handlungsspielräume (Weymann 1989). Der Grad der institutionellen Handlungssteuerung nimmt dabei nicht zwangsläufig ab, sondern es ändert sich vor allem die Art der Steuerung (Leisering 1998: 66). Diese erfolgt nunmehr vorrangig über Handlungs*möglichkeiten*, die durch variierende (ökonomische) Anreize und weniger durch Sanktionen reguliert werden. Die Realisierung dieser Möglichkeiten erfordert die Aktivität individueller Akteure, wird aber potentiell durch deren begrenzte (ökonomische, zeitliche, soziale u. a.) Ressourcen eingeschränkt. Auch Erwerbsbeteiligung jenseits der Rentengrenze ist institutionell vor allem durch Handlungs*möglichkeiten* strukturiert: Ausreichende Rentenzahlungen ermöglichen erst eine Aufgabe der Erwerbstätigkeit, bzw. nicht ausreichende Renten setzen Anreize zum bezahlten Arbeiten. Der Arbeitsmarkt wiederum bietet erwerbswilligen Rentnerinnen und Rentnern unter bestimmten Voraussetzungen wie guter Gesundheit Erwerbsmöglichkeiten oder auch nicht. Gleichzeitig drängen bestimmte Rahmenvorgaben (insbesondere tarifvertragliche und ähnliche Regelungen in Deutschland) sowie altersdiskriminierende Beschäftigungspolitiken Personen im Rentenalter teilweise aus der (früheren) Erwerbstätigkeit.

Mit der im institutionalisierten Lebenslauf angelegten Individualisierung (Kohli 1985: 3) haben sich *strukturell* die Handlungsmöglichkeiten individueller Akteure vervielfacht, zudem wird ihnen *kulturell* aufgrund veränderter Deutungsmuster die Verantwortung für die Ergebnisse ihrer Handlungen (also Erfolg oder Misserfolg) zugeschrieben (Wohlrab-Sahr 1997). Zusammenhängend damit wurde kontrovers diskutiert, ob abweichende oder destandardisierte Lebenslaufmuster – wie aufgeschobene Familiengründungen oder spät beginnende und brüchige Erwerbskarrieren – das Ergebnis freier individueller Handlungsentscheidungen oder auf strukturelle Zwänge zurückzuführen seien (vgl. etwa Burkart 1993; Beck/Beck-Gernsheim 1993; Wohlrab-Sahr 1992; vgl. auch Brückner/Mayer 2005). Diese Frage, bei der es um das Zusammenspiel von Individualisierung, individuellem Handeln und Institutionen geht, lässt sich auch mit Blick auf Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze stellen: Ist die vom normativen Skript des Lebenslaufs abweichende Arbeit jenseits der Rentengrenze das Ergebnis individueller Entscheidungen oder strukturellen Zwangs? Ist diese ‚bastelbiographische' Aufweichung des Übergangs in den Ruhestand ein Anzeichen von Autonomie oder ein unfreiwilliger Rückfall in frühindustrielle Zeiten?

Dass diese Frage in sozialwissenschaftlichen, aber auch in medialen und in Alltagsdebatten[2] um Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze oft im Mittelpunkt steht, deutet darauf hin, wie zentral individualistische Handlungsmodelle und die Zuschreibung individueller Verantwortlichkeit für den Deutungshaushalt von Gegenwartsgesellschaften sind. Entsprechende Werte wie individuelle Handlungsfreiheit stellen eine wichtige Grundlage der normativen Bewertung von Veränderungen dar. In den Debatten um Erwerbstätigkeit im Rentenalter werden dabei individuelle Handlungsmotive als Indikatoren für Zwang oder Wahl herangezogen und ökonomische Motive mit Handlungszwang konnotiert. Im Folgenden (siehe 6.) untersuchen wir dementsprechend individuelle Handlungsmotive für Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze. Zusammenhängend mit den Handlungsmotiven ist zudem bedeutsam, in welcher Weise die erwerbstätigen Rentnerinnen und Rentner ihre Erwerbstätigkeit vor der Deutungsfolie des arbeitsfreien Ruhestands und der Regelaltersgrenze interpretieren. Der erwerbsarbeitsfreie Ruhestand bedeutet einerseits den individueller Handlungsfreiheit widersprechenden Ausschluss aus dem Erwerbsleben, andererseits den Zugang zum (meist) finanziell gesicherten Status als Ruheständlerin oder Ruheständler ohne Erwerbsverpflichtung. Sehen sich die arbeitenden Rentnerinnen und Rentner vor diesem Hintergrund eher als bedauernswerte, finanziell zur Arbeit gedrängte oder als privilegierte Ausnahme vom erwerbsarbeitsfreien Ruhestand? Die Wahrnehmung von Zwang oder Wahl, also von Handlungsautonomie bei der Entscheidung zur Erwerbstätigkeit einerseits sowie die Sicht auf Erwerbstätigkeit als positive oder negative Ausnahme vom Ruhestand andererseits spannen damit den interpretativen Raum auf, in dem sich die subjektiven Motive der arbeitenden Rentnerinnen und Rentner sowie die darauf bezogenen Deutungen der Expertinnen und Experten unserer Vermutung nach bewegen.

4. Datengrundlage und Methoden

Datengrundlage für die Analyse der subjektiven Gründe für Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze sind die Transkripte von problemzentrierten Interviews (vgl. Witzel/Reiter 2012) mit deutschen und britischen erwerbstätigen Rentenempfängerinnen und -empfängern. Die Interviews wurden vor allem in den Jahren 2011 und 2012 geführt und behandelten u. a. die Erwerbstätigkeit vor und nach der Verrentung, Rentenplanung, sonstige Lebenssituation, eigene Gesundheit und Älterwerden. Das Sampling der 49 Interviewpartnerinnen und -partner erfolgte nach den Kriterien Land, Geschlecht und Qualifikationsniveau der aktuellen Tätigkeit, d. h. derjenigen im Rentenalter (vgl. Tabelle 1). Letzteres Kriterium diente dazu, etwa gleichermaßen viele Arbeitende in qualifizierten oder hochqualifizierten Tätigkeiten zu interviewen wie in gering- oder unqualifizierten, so dass mit dem Sample das gesamte Spektrum der Tätigkeiten abgedeckt ist – keine der aktuellen, insbesondere der deutschen qualitativen Studien basiert auf einer solch breiten und sowohl hoch- als auch geringqualifizierte Tätigkeiten umfassenden Stichprobe. Die Interviewten sind fast alle über der

2 Exemplarisch kann die alltägliche Erfahrung der Autorinnen und des Autoren genannt werden, denen von Laien in Reaktion auf das Thema häufig als erstes die Frage gestellt wird, ob die Älteren arbeiten ‚wollen' oder ‚müssen'.

jeweiligen Altersgrenze[3] für den Bezug einer regulären staatlichen Rente (Rente wegen Alters der gesetzlichen Rentenversicherung oder *Basic State Pension* in Großbritannien), empfangen entsprechende Rentenzahlungen, üben eine bezahlte Tätigkeit aus und waren den Großteil ihres Berufslebens angestellt tätig. Sie sind zwischen 60 und 82 Jahre alt und gehen sehr unterschiedlichen Tätigkeiten nach, z. B. als Reinigungskraft, Steuerfachgehilfin, Ärztin oder Rechtsanwalt. Mit der Samplingstrategie war die Annahme verbunden, dass über die für die Tätigkeit erforderliche Qualifikation Arbeitende in einer großen Bandbreite von (privilegierten bis benachteiligten) sozio-ökonomischen Umständen interviewt würden und dass dies auch Personen mit geringen Renteneinkommen und möglichen finanziellen Motiven einschlösse. Wie die Analyse weiter unten zeigt, sind jedoch vorranging finanzielle Motive eher die Ausnahme. Das deutet einerseits auf ihre geringe Prävalenz als subjektive Hauptgründe des Arbeitens hin, welche sich auch in bekannten quantitativen Befunden niederschlägt (s. o.), andererseits auf mögliche Selektivitäten dahingehend, dass allein aus finanziellen Motiven Arbeitende ein Interview eher ablehnen.

Tabelle 1: Übersicht über Sample der arbeitenden Rentnerinnen und Rentner

		Gesamt	**Frauen**	**Männer**
Gesamt		49	26	23
Alter	60-64	3	1	2
	65-69	27	10	17
	70-74	11	8	3
	75-79	6	5	1
	80 und älter	2	2	0
Land	Deutschland	26	14	12
	Großbritannien	23	12	11
Qualifikation	niedrig- und unqualifizierte Jobs	23	12	11
	(hoch-)qualifizierte Jobs	26	14	12

Unsere zweite Datengrundlage sind die Transkripte von 24 Interviews, die wir 2011 bis 2013 mit Expertinnen und Experten geführt haben (vgl. Bogner/Menz 2009), die bei sozialpolitischen Akteuren in Deutschland und Großbritannien tätig waren. Das in Tabelle 2 vollständig aufgeführte Sample deckt eine große Bandbreite von Akteuren ab, die direkt oder indirekt an mit Renten, Arbeit und Alter befassten politischen Prozessen beteiligt sind. Entsprechend waren Rentenreformen, Arbeit und Alter sowie die grundlegenden Werteorientierungen der Akteure die zentralen Themen der Interviews.

3 Diese lag in beiden Ländern zum Zeitpunkt der Interviews bei 65 Jahren, nur für britische Frauen lag sie (noch) bei 60 Jahren.

Tabelle 2: Übersicht über interviewte kollektive Akteure (Experteninterviews)

Deutschland	**Großbritannien**
Parteien	
• Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) • Christlich Demokratische Union (CDU)	• Labour Party • Conservative Party
Ministerien[4]	
	• Department for Work and Pensions (DWP) • Her Majesty's Treasury (HMT)
Gewerkschaften	
• Deutscher Gewerkschaftsbund (DGB) • Industriegewerkschaft Metall (IG Metall) • Vereinigte Dienstleistungsgewerkschaft (ver.di)	• Trades Union Congress (TUC) • UNISON (public service union)
Arbeitgeberverbände	
• Bundesvereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände (BDA)	• Confederation of British Industry (CBI)
Interessenverbände betrieblicher und privater Altersvorsorge	
• Arbeitsgemeinschaft für Betriebliche Altersversorgung e.V. (aba) • Gesamtverband Deutsche Versicherungswirtschaft (GDV)	• Association of British Insurers (ABI) • National Association of Pension Funds (NAPF)[5]
Non-Profit-Organisationen	
• Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO) • Sozialverband Deutschland (SoVD) • Verbraucherzentrale Bundesverband (VZBV)	• Age UK • National Pensioners Convention (NPC) • The Age and Employment Network (TAEN)

Sowohl die Interviews mit den Rentnerinnen und Rentnern als auch die Experteninterviews wurden mit einem teils induktiven, teils deduktiven Kodierverfahren ausgewertet, das sich im weiten Sinne an das Kodieren im Rahmen des *Grounded Theory*-

4 In Deutschland konnte trotz entsprechender Bemühungen kein Vertreter oder eine Vertreterin eines Bundesministeriums interviewt werden.

5 2015 umbenannt in *Pensions and Lifetime Savings Association*.

Ansatzes anlehnt (Corbin/Strauss 2008). Im Fortschritt der Interpretation haben wir die empirischen Daten mit den oben diskutierten Konzepten konfrontiert und letztere weiterentwickelt sowie umgekehrt neue Konzepte aus dem Material erarbeitet. Ähnlich wie beim gestuften Vorgehen des offenen, axialen und selektiven Kodierens der *Grounded Theory* sind wir dabei in unserer Auswertung vom Offenen und Beschreibenden (etwa den Gründen und der Erfahrung der Arbeit) zum Spezielleren und Analytischeren (z. B. einer Systematisierung der Gründe und der synthetisierenden Deutung bzw. Bewertung der Arbeit) fortgeschritten. Die resultierenden Kategorien präsentieren wir im Folgenden teilweise anhand von Zitaten, die beispielhaft für eine Reihe ähnlicher Aussagen stehen. Die hier vorgestellte Analyse konzentriert sich bei den erwerbstätigen Rentnerinnen und Rentnern auf die von ihnen selbst geäußerten Motive für ihre Tätigkeit und die aktuelle subjektive (Be-)Deutung der Arbeit; Zusammenhänge zur Biographie[6] der Arbeitenden, zu ihrer sozio-ökonomischen Lage sowie Länderunterschiede erwähnen wir nur zusammenfassend. Bei den Expertinnen und Experten nehmen wir entsprechend vor allem ihre Einschätzungen zu Erwerbstätigkeit im Rentenalter in den Blick. Mit ihren Deutungen und Bewertungen vertreten sie (tendenziell) die Weltsicht des jeweiligen sozialpolitischen Akteurs nach außen, wobei spezifisches Deutungswissen zum Einsatz kommt, das über reines Sachwissen hinausgeht. Da wir nur einen kleinen Ausschnitt des Datenmaterials untersuchen, greifen wir zum besseren Kontextverständnis auf weitere Auswertungen aus dem Projektzusammenhang zurück, und zwar auf Einzelfallanalysen bei den arbeitenden Älteren sowie zusammenfassende Rekonstruktionen der Expertenpositionen.

Im letzten Schritt vergleichen wir die Gründe und die Deutung der Arbeit, die wir auf Grundlage der Interviews mit den Rentnerinnen und Rentnern rekonstruiert haben, mit den entsprechenden Deutungen aus den Experteninterviews und reflektieren insbesondere diejenigen Aspekte, in denen sie nicht kongruent sind. Die Logik dieses Vergleichs ist keine prüfende. Vielmehr geben die Unterschiede und Reibungspunkte der beiden Perspektiven Hinweise auf die jeweiligen Regeln und Muster der Darstellung und Deutung individuellen erwerbsbezogenen Handelns einerseits auf der individuell-subjektiven Ebene der Handelnden, andererseits im sozialpolitischen Diskurs, sowie auf mögliche blinde Flecken im Expertendiskurs. Mit Blick auf unsere Daten vertreten wir eine moderat konstruktivistische Position: Einerseits steht die Ebene der *subjektiven* Deutungen der Erwerbstätigkeit und ihrer Motive (bzw. der Deutungen der Fachleute) im Vordergrund; diese Deutungsebene folgt einer eigensinnigen Logik, die etwa mit Darstellungskonventionen in Bezug auf individuelle Verantwortungszuschreibung oder mit individuellen biographischen Erfahrungen zusammenhängt. Andererseits sind die subjektiven Erzählungen nicht beliebig und losgelöst von (sozio-ökonomischen und anderen) Bedingungen der Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze. Obwohl hier die Ebene der subjektiven Deutungen im Vordergrund steht, diskutieren wir diese deswegen auch in ihrem Verhältnis zu den bisherigen quantitativen Befunden.

6 Ein zentrales Ergebnis dieses Projektteils wird eine unter anderem auf diese Zusammenhänge bezogene Typologie des Arbeitens im Rentenalter sein (Hokema, in Planung). Bei den Fachleuten steht das Deutungswissen im Mittelpunkt, mit dem politische Akteure im Reformdiskurs Probleme definieren, und die Frage, wie sie sich zur Begründung politischer Positionen auf Werte beziehen.

5. Gründe aus Sicht erwerbstätiger Rentnerinnen und Rentner

Schon die verschiedenen Wege in die Erwerbstätigkeit deuten auf die Vielfalt der Gründe hin, die Rentnerinnen und Rentner zur Erwerbstätigkeit motivieren. So setzen einige von ihnen einfach ihre frühere Erwerbstätigkeit fort, sei es unverändert, sei es mit reduzierter Stundenzahl oder freiberuflich, nachdem sie früher angestellt waren. In einigen Fällen ist es auch ein früherer Nebenjob, der nach Aufgabe der Haupttätigkeit und bei Rentenbezug fortgesetzt wird. Andere wiederum nehmen nach dem Beginn von Rentenzahlungen und dem Ende ihrer Haupttätigkeit eine neue, meist geringfügige Beschäftigung auf. In einigen Fällen ergibt sich diese Beschäftigung eher zufällig (z. B. über persönliche Netzwerke), manchmal gestaltet sich die Suche nach ihr langwierig und schwierig. Der Weg in die Erwerbstätigkeit entspricht also nur gelegentlich einer bewussten, durchdachten Entscheidung und einem geplanten Schritt; manchmal beruht er inkrementell auf mehreren kleinen Entscheidungsschritten und seltener auf der Entscheidung oder eben *Nicht*-Entscheidung, die bisherige Arbeit nicht mit dem Rentenalter aufzugeben.

5.1 Bandbreite und subjektive Gewichtung der Gründe

Wie in der berichteten Literatur nennen die von uns interviewten arbeitenden Rentnerinnen und Rentner eine große Vielfalt von Motiven für ihre Erwerbstätigkeit, allerdings wird in den bisherigen Studien selten die ganze Palette der hier gefundenen Motive berichtet. Die Interviewpersonen nehmen ihre Erwerbstätigkeit als sehr positiv wahr, was die dargestellten Motive widerspiegeln. Alle Interviewten tragen mehrere, oft vielfältige und miteinander verflochtene Beweggründe für ihre Erwerbstätigkeit vor, niemals nur einen einzigen. Wegen dieser Vielfalt und Verflochtenheit der Motive ist es zuweilen schwierig, sie trennscharf darzustellen, wie das folgende Zitat zeigt:

> *[…] ja und also bei mir war das Motiv, ich fühl mich geistig und körperlich fit und will mich auch fit halten, und das kann man nur, indem man in Bewegung ist, tätig ist. Geistig und auch körperlich, körperlich mach ich auch noch Fitnessstudio und so, aber es geht aber auch [darum], dass man auch Umgang hat und nicht immer bloß zu Hause ist und ja, also das war mein wichtigstes Motiv und ich freue mich, dass ich dann also für Urlaubsreisen oder für dieses oder jenes noch 'n bisschen was dazu kriege, ja, es ginge ja auch so [ohne Arbeit], aber dann ist das Leben bescheidener, in allen Richtungen bescheidener ja? […].* (Manfred Egger, 75 Jahre, Aufsichtstätigkeit in einem Museum)

Herr Egger[7] arbeitet also nicht aus einem, sondern aus fünf Motiven, und zwar um sich geistig und auch körperlich fit zu halten, um soziale Kontakte zu haben, um regelmäßig das eigene Haus zu verlassen und weil er sich mit dem Arbeitseinkommen Konsumgüter oder Urlaubsreisen leisten kann. Herr Egger nimmt seine Arbeit nicht als Zwang, sondern als eine optionale Tätigkeit wahr: Er komme auch ohne die Arbeit zurecht, aber dann wäre es „in allen Richtungen bescheidener" – womit er auf das gesamte Spektrum seiner Gründe anspielt.

7 Bei den hier benutzten Namen der Interviewten handelt es sich um Pseudonyme.

Die Gründe der erwerbstätigen Rentnerinnen und Rentner können in vier Motivarten aufgegliedert werden, danach sortiert, was im Mittelpunkt des Motivs steht: die Tätigkeit, der/die Arbeitende selbst, soziale Integration durch Arbeit oder andere bzw. das Allgemeinwohl (siehe Tabelle 3).

Tabelle 3: Übersicht über Motive für Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze

Was steht im Mittelpunkt des Motivs? (Arten von Motiven)	**einzelne Motive**
... die Tätigkeit in ihrer Ausführung selbst	Inhalt der Tätigkeit
	Ausführung der Tätigkeit
	Ergebnis der Tätigkeit
... das Individuum (der/die Arbeitende)	Spaß, Arbeitszufriedenheit
	körperliche und geistige Aktivität, Gesundheit
	Tagesstrukturierung
	biographische Kontinuität, Identität
	zusätzliches Einkommen (für die Person selbst)
... soziale Integration durch Arbeit	soziale Kontakte
	soziale Anerkennung
	soziale Verpflichtung
... andere, das Allgemeinwohl	etwas für (konkrete) andere tun
	finanzielle Unterstützung anderer (z. B. Kinder, Enkelkinder)
	Beitrag zum Gemeinwohl
	Wissen/Fähigkeiten weitergeben

Bei den Motiven, welche die Arbeit selbst als Ausgangpunkt haben, handelt es sich um die klassische intrinsische Motivation zu arbeiten. Mit der Betonung des Inhalts, der Ausführung sowie des Ergebnisses der Tätigkeit finden wir drei unterschiedliche Nuancen dieser Motivation. Gründe, bei denen das arbeitende Individuum selbst im Mittelpunkt steht, nennen die Interviewten am häufigsten. Hierzu zählen allgemeine Arbeitszufriedenheit, Aktivität, Tagesstrukturierung, biographische Kontinuität und Identität sowie das zusätzliche Einkommen für die Person selbst. Das Motiv der allgemeinen Arbeitszufriedenheit tritt besonders in affektiven, oft kurzen und unspezifischen Aussagen zutage, etwa dass die Tätigkeit Spaß oder Freude bringe, ohne dass die genauen Auslöser dieser Emotionen klar würden. Bei dem für die Interviewten ebenfalls sehr wichtigen Aktivitätsmotiv geht es sowohl um geistige als auch körperliche Gesundheit. Sie hoffen, dass altersbedingte negative Veränderungen wie Ver-

gesslichkeit oder körperliche Beeinträchtigungen mit Arbeit aufgehalten oder gemindert werden können (für diesen subjektiven Präventionsaspekt siehe auch Wachtler/Wagner 1997). Außerdem dient die Arbeit vielen Rentnerinnen und Rentnern zur Strukturierung ihrer Alltagszeit in einer Lebensphase, die von abnehmenden Verpflichtungen gekennzeichnet ist. William Green, selbstständiger Fahrradmechaniker und Leiter von Fahrradkursen für Kinder, sagt beispielsweise:

> *Now what I do find about having eight days [of work per month] that are very structured, is that then the rest of the time, which is unstructured, feels like a proper holiday [...].* (William Green, 67 Jahre)

William hätte Schwierigkeiten, seine unstrukturierte (Frei-)Zeit zu genießen, wenn es nicht auch strukturierte Zeit in Form von Arbeit gäbe. Diesen Gegensatz von unstrukturierter (Frei-)Zeit und strukturierter (Arbeits-)Zeit empfinden viele Interviewte. Identitätsstiftende Motive und der Wunsch nach biographischer Kontinuität äußern sich schließlich zum Beispiel in der Aussage, dass durch das Arbeiten Selbstachtung (wieder-)erlangt und Anerkennung erhalten werde; oft gleichen die Interviewten einen nach der Aufgabe ihrer früheren Tätigkeit erlebten entsprechenden Mangel durch die Wiederaufnahme von Arbeit aus.

Weitere wichtige Motive für ihre Arbeit, bei denen die erwerbstätigen Rentnerinnen und Rentner selbst im Mittelpunkt stehen, beziehen sich auf das zusätzlich verdiente Einkommen, dessen Bedeutung aber sehr unterschiedlich ist. Wie Herr Egger im obigen Zitat stellt die Mehrheit der Befragten in unserem Sample das zusätzliche Einkommen als willkommenes Zubrot oder ‚Taschengeld' dar, mit dem sie sich Urlaubsreisen, Luxusartikel oder andere besondere Gegenstände oder Aktivitäten leisten können. Abgesehen von diesen finanziellen Motiven empfinden einige, meist männliche Interviewte die Gratifikation in Form von Geld als konstitutiv, um eine Tätigkeit als Arbeit bezeichnen zu können. Für sie ist es diese in ihren Augen gesellschaftliche Höherbewertung durch Geld, welche die Ausübung der Tätigkeit erstrebenswert macht, und zwar erstrebenswerter als unbezahltes Engagement. Einige wenige Interviewpersonen in unserem Sample benötigen das zusätzliche Einkommen nach eigenen Angaben, um ihre alltäglichen Ausgaben bewältigen zu können, sind also aufgrund geringer Renten auf dieses angewiesen. Weitere nutzen es, um (Wohneigentums-) Schulden abzuzahlen. Insgesamt können finanzielle Gründe für Arbeit nicht mit der finanziellen Notwendigkeit zu arbeiten oder vermiedener Armut gleichgesetzt werden, sondern bedürfen einer genaueren Betrachtung.

Bei einer dritten Art von Motiven steht die soziale Integration durch Arbeit im Mittelpunkt. Sie beziehen sich einerseits unspezifisch auf andere und auf Arbeit als eine soziale Beziehung, andererseits liegt aber der positive Effekt beim Individuum.[8] Viele Ältere arbeiten wegen der mit ihrer Tätigkeit einhergehenden sozialen Kontakte, wobei sie neben dem sozialen Anschluss im Allgemeinen besonders Kontakte zu jungen Menschen oder früheren Kolleginnen und Kollegen hervorheben. Außerdem kann die Arbeit den Wunsch nach sozialer Anerkennung befriedigen. Einige wenige Interviewte empfinden eine allgemeine soziale Verpflichtung, erwerbstätig zu sein.

8 Die Abgrenzung zwischen Motivgruppen ist rein analytisch, so dass im Einzelfall nicht immer eine völlig eindeutige Zuordnung möglich ist; insbesondere ist der Unterschied zwischen der allgemeinen sozialen Verpflichtung zu arbeiten und dem Gemeinwohlmotiv der nächsten Motivart klein.

Die letzte Motivgruppe verweist auf spezifische andere oder das Gemeinwohl. So arbeiten einige Interviewpartnerinnen und -partner, weil sie konkrete andere Personen durch Geld (z. B. Partner, Kinder) oder ihre Arbeitskraft (etwa ihren Arbeitgeber) unterstützen wollen. Auch die Weitergabe von Wissen und Erfahrungen an die nächste Generation nennen einige der interviewten Älteren als Motiv für ihre Arbeit (vgl. dazu auch Mor-Barak 1995). Eine kleine Zahl von Interviewten arbeitet schließlich, um einen Beitrag zum Allgemeinwohl zu leisten. Die Motive für bezahlte und für ehrenamtliche Tätigkeiten können folglich eine große Nähe zueinander aufweisen, und die Grenzen zwischen beiden sind potentiell fließend.

Bei vielen der Befragten lassen sich relative subjektive Gewichtungen ihrer Motive beobachten, etwa derart, dass vorrangig sozialintegrative oder selbstbezogene Motive neben (nachrangigen) finanziellen Gründen beschrieben werden, oder dass das Hauptmotiv ein finanzielles ist, das vorrangig neben anderen Motiven genannt wird. Die 70-jährige Renate Bergmann, Reinigungskraft vor und nach dem Erreichen des Renteneintrittsalters, eröffnet beispielsweise das Interview wie folgt:

> *Ich bin Putzfrau und arbeite erst mal des Geldes wegen, ja und zum andern, weil ich auch alleine bin und da fällt einem ja die Decke aufn Kopf, ich bin nicht der Typ, der jetzt aufsteht, sich in' Sessel setzt und da sitzen bleibt bis abends, ich muss 'n bisschen Beschäftigung haben. Auch aus gesundheitlichen Gründen muss ich immer in Bewegung sein, nich.*

Eine solche, im Rest dieses Interviews noch deutlichere Betonung von finanziellen Motiven kommt sowohl bei hoch- als auch geringqualifiziert Tätigen vor. Ein Beispiel für eine nachrangige Gewichtung des zusätzlichen Einkommens als Motiv ist der oben angeführte Interviewausschnitt von Herrn Egger, bei dem Aktivität und soziale Kontakte durch die Erwerbstätigkeit im Vordergrund stehen. Während solche Motivgewichtungen wie bei Herrn Egger in unserem deutschen Sample häufig vorkommen, nehmen die britischen Interviewten überwiegend keinerlei erkennbare Gewichtung vor und nennen finanzielle Motive sehr oft gleichrangig mit anderen Gründen. Darin spiegeln sich wahrscheinlich die niedrigeren Renteneinkommen sowie die größere Einkommensungleichheit und Altersarmut in Großbritannien wider. Davon abgesehen bestehen aber kaum deutliche Unterschiede in den Motiven zwischen Deutschen und Briten.

Wie sich schon in der relativen Gleichverteilung finanzieller Motive über die verschiedenen Qualifikationsniveaus der aktuellen Tätigkeiten andeutet, ergibt die nähere Betrachtung der ökonomischen Situation der Befragten (etwa Haushaltseinkommen) überraschenderweise keine eindeutige Konzentration einzig oder hauptsächlich finanzieller Motive bei einkommensarmen Befragten. Eine Ausnahme bilden zwei speziellere biographische Konstellationen in Kombination mit Alleinleben: Die interviewten geschiedenen deutschen Frauen, die aktuell allein leben, weisen unterdurchschnittliche Einkommen auf und nennen durchweg ihr Erwerbseinkommen als einen wichtigen Arbeitsgrund unter mehreren (vgl. auch Hokema/Scherger 2016); zudem hatte eine kleine Anzahl von alleinlebenden deutschen Männern mit sehr unterschiedlichen Qualifikationen krankheitsbedingt ihre Erwerbskarrieren länger unterbrochen und kompensiert nun ihre niedrigen Renten durch das zusätzliche Einkommen. Wichtig dafür, dass die Interviewten das zusätzliche Einkommen als ein Motiv zu arbeiten

nennen, scheint indes vor allem die *subjektive* Wahrnehmung des Einkommens als unzureichend. Dabei spielen der Vergleich zum Einkommen vor der Rentengrenze sowie zum persönlichen Umfeld, aber besonders die antizipierte zukünftige finanzielle Lage ohne das zusätzliche Erwerbseinkommen eine wichtige Rolle. Diese subjektive Wahrnehmung entspricht oft nicht gänzlich der objektiven Position im Einkommensgefüge: Ebenso wie das Einkommen für einige Interviewte mit geringen Gesamteinkommen subjektiv bedeutungslos zu sein scheint, ist es im Gegenzug für einige eindeutig wohlhabendere Befragte von großer subjektiver Bedeutung.

Neben den zwei besonderen biographischen Konstellationen mit länger unterbrochenen Erwerbskarrieren, die zu einer Erwerbstätigkeit (auch) aus finanziellen Motiven führen, sind viele der genannten Motive biographisch insofern, als sie auf die Herstellung von partieller biographischer Kontinuität zielen. Die Arbeit ermöglicht trotz des Bruchs der Rentengrenze eine fortgesetzte soziale Einbindung, die Fortführung des früheren Lebensstils durch zusätzliche finanzielle Mittel oder ist eine fortgesetzte bzw. wieder erschlossene Quelle von Anerkennung, Identität und des Gefühls gebraucht zu werden. Letzteres kann sich auf die fortgesetzte Tätigkeit der früheren Hauptkarriere beziehen, insbesondere bei Hochqualifizierten, aber auch auf Arbeit im Allgemeinen bei denen, die eine andere Tätigkeit als vor der Rentengrenze ausüben. Ein Teil der Befragten hat, sei es im Allgemeinen oder bezogen auf ihren Beruf im Speziellen, immer schon gerne gearbeitet. Für einen anderen Teil war zwar die Erwerbstätigkeit immer wichtig, aber die Betreffenden haben ihre Tätigkeit vor der Rentengrenze als belastend empfunden und arbeiten nun aufgrund veränderter Tätigkeiten, größerer Autonomie oder geringerer Stundenzahl lieber als vor der Rentengrenze. Diese Freude an oder die große Bedeutung von Arbeit ist bis auf wenige Ausnahmen eine Voraussetzung, um überhaupt zu arbeiten. Abgesehen von den genannten biographischen Konstellationen und davon, dass auf die Arbeitsinhalte bezogene Motive häufiger bei denjenigen (vor allem Hochqualifizierten) vorkommen, die ihre frühere Tätigkeit inhaltlich fortsetzen, unterscheiden sich die jeweiligen Wege in die Erwerbstätigkeit nicht wesentlich in den subjektiven Gründen fürs Arbeiten.

5.2 Bedeutung von Erwerbstätigkeit im Rentenalter

Die große Mehrheit der interviewten Älteren erfährt ihre Erwerbstätigkeit als gänzlich oder überwiegend positiv und in keinerlei Hinsicht als Zwang oder Notwendigkeit. Dies gilt auch in fast allen denjenigen Fällen, in denen die Tätigkeit unter anderem aus finanziellen Motiven ausgeübt wird. Diese positive Darstellung speist sich aus dem Vergleich mit anderen Älteren, einem bestimmten Bild vom Ruhestand und einer Umdeutung der bezahlten Arbeit vor dem Hintergrund, dass die Interviewten sich primär als Rentnerinnen und Rentner sehen. Die Erwerbstätigkeit bedeutet für die Interviewten unter anderem, aktiv zu sein und zu bleiben. Als Kontrast zum eigenen Leben präsentieren sie ein Bild vom Ruhestand, das eher negativ und von Inaktivität, Langeweile und zunehmender Gebrechlichkeit geprägt ist. Dieses Bild scheint nicht nur auf einer bestimmten Vorstellung des Ruhestands zu beruhen, sondern auch auf der Beobachtung anderer Rentnerinnen und Rentner der eigenen oder der vorherigen Generation. In Abgrenzung dazu nehmen sich die interviewten Älteren nicht nur als jünger und aktiver wahr, sondern sie arbeiten auch dagegen an, dass sie irgendwann so werden. In diesem Sinne fügt sich die Erwerbstätigkeit in die Auffassung ein, dass

Altsein etwas sei, das andere betrifft bzw. einen selbst allenfalls später (vgl. Graefe et al. 2011).

Die größtenteils sehr positive Bedeutung ihrer Erwerbstätigkeit ergibt sich in den Erzählungen der Rentnerinnen und Rentnern zudem aus der Abgrenzung zu ihrer Erwerbstätigkeit *vor* der Verrentung (vgl. auch Kohli et al. 1993). Der herausragende Aspekt dieser Abgrenzung ist die Abwesenheit von Pflicht und Notwendigkeit, welche die aktuelle Arbeit kennzeichnen (ähnlich Wachtler/Wagner 1997: 90). Vor der Deutungsfolie der Dreiteilung des Lebenslaufs wird die Rentenzeit ganz selbstverständlich und mit wenigen Ausnahmen als frei von der Notwendigkeit zur Erwerbstätigkeit gesehen. Damit wird die Erwerbstätigkeit im Alter zu etwas anderem als diejenige vor der Rentengrenze und ähnelt in vielerlei Hinsicht einem Hobby, was manchmal auch explizit so geäußert wird. Diese Wahrnehmung bezieht sich erstens auf monetäre Aspekte, wenn von den Interviewten positiv hervorgehoben wird, dass man nach dem Erreichen des Rentenalters nicht mehr wie früher arbeiten muss, um das finanzielle Auskommen zu sichern. Damit zusammenhängend sehen die arbeitenden Älteren ihre Tätigkeit zweitens als freiwillig an und erläutern, dass sie diese jederzeit beenden könnten, wenn sie ihnen nicht mehr gefällt. Dies äußern selbst Interviewte, die finanzielle Motive in ihren Begründungen betonen. Drittens berichten einige der Interviewten von einem hohen Maß an subjektiver Autonomie in Bezug auf Arbeitsinhalte oder Arbeitszeit. Sowohl Interviewte in qualifizierten als auch solche in gering- und unqualifizierten Tätigkeiten führen aus, dass sie als erwerbstätige Rentnerin oder Rentner unliebsamen Tätigkeiten bei der Arbeit eher ausweichen (können) als früher. So erzählt etwa Herbert Lang (64 Jahre), der als Ingenieur beratend tätig ist:

> *[…] das is ja das Schöne, jetzt machst du das, was dir Spaß macht, also auch an der Arbeit, früher musstest du auch selber rechnen, wie viel Beton gehen da in dieses Bauwerk, heute sagst du: „und dann muss da noch einer ausrechnen, wie viel Beton da reingehen", so und dann, du bist ja als Rentner son bisschen für, ja für das Größere oder die Planung da.*

Selbst in den Fällen, in denen die Arbeitsbedingungen in Hinsicht auf Autonomie und Bezahlung objektiv nicht gut sind, wird die Tätigkeit positiv erfahren. Dies trifft sogar in den seltenen Fällen zu, in denen die Befragten selbst die Arbeitsbedingungen als negativ beschreiben.

Auch das durch die Erwerbstätigkeit zusätzlich generierte Einkommen kann für die Befragten vergrößerte Autonomie und Handlungsspielräume bedeuten. Dies gilt etwa für die erwähnten geschiedenen Frauen, die neben anderen Aspekten wie Anerkennung oder Freude häufig finanzielle Gründe im Zusammenhang mit ihren geringen Renten als mitausschlaggebend für ihre Arbeit nennen.[9] Das zusätzlich verdiente Einkommen sehen sie vorrangig als Mittel zur Erlangung von Autonomie und Selbstbestimmung. Diese Deutung wurzelt biographisch in der Zeit nach ihrer Scheidung, in der sie durch die meist zu diesem Zeitpunkt (wieder) aufgenommene oder intensivierte Erwerbstätigkeit in ihrer Lebensführung von ihren ehemaligen Partnern unabhängig

9 Vgl. auch die quantitativen Befunde von Scherger (2013) zur erhöhten Erwerbsneigung geschiedener Frauen im Rentenalter, ähnlich Finch (2014) für den britischen Kontext.

wurden (vgl. Hokema/Scherger 2016). Ähnlich verweisen einige wenige, teilweise ebenfalls geschiedene Befragte auch darauf, dass sie ohne ihr Einkommen möglicherweise Anspruch auf bedarfsgeprüfte Sozialleistungen hätten, es aber ablehnen, sich darüber zu informieren oder diese zu beantragen, solange sie noch arbeiten können.

Für die große Mehrheit der Interviewten ist ihre Erwerbstätigkeit also eben *keine* Ausnahme vom Ruhestand. Ihre Arbeit stellt für sie ihren Status als Ruheständler bzw. als Ruheständlerin *nicht* in Frage, vielmehr verändert der Ruhestand, d. h. die Rentengrenze und der Beginn von Rentenzahlungen, den Charakter der Erwerbstätigkeit. So betrachten sich diese arbeitenden Älteren primär als Rentnerinnen und Rentner. Die Erwerbstätigkeit ist für sie eine Art, ihren Ruhestand aktiv und autonom zu gestalten und dabei zumindest partielle biographische Kontinuität herzustellen. Die Arbeitenden sehen sich aufgrund eben dieser aktiven Gestaltung ihres Ruhestands gleichwohl insofern als besonders, als sie dem in ihren Augen althergebrachten Bild des ‚Ruhe'-Stands nicht entsprechen. Ihre Sichtweise bleibt damit im Kern dem Bild des erwerbsarbeitsfreien Ruhestands verhaftet, schließt aber gleichzeitig eng an Diskurse der Aktivierung des Alters an (z. B. van Dyk/Lessenich 2009).

Abweichend von diesem dominierenden Deutungsmuster sehen sich die weniger zahlreichen Älteren, die ihre frühere Tätigkeit ohne Unterbrechung (unverändert oder mit reduzierter Arbeitszeit o. ä.) fortsetzen, nicht als Ruheständler, obwohl sie sich nicht systematisch in ihren Arbeitsmotiven unterscheiden. Die Altersgrenze hat für sie eine geringere Bedeutung als für die anderen Arbeitenden, und wenn sie unverändert weiterarbeiten, sehen sie sich als Ausnahme vom Ruhestand. Diese Minderheit ist im britischen Teilsample größer als im deutschen. In den Erzählungen der britischen Befragten hat das staatliche Rentenalter auch insgesamt eine etwas geringere Handlungs- und Deutungsrelevanz, was auf den oben beschriebenen institutionellen Rahmen verweist. Insbesondere diejenigen, die gegen ihren Willen mit oder nach der Rentengrenze ihre frühere Tätigkeit beenden mussten, thematisieren dies explizit (und manchmal mit Bezug auf das abgeschaffte *Default Retirement Age*) als altersdiskriminierend, während die deutschen Interviewten solche Ausschlüsse tendenziell als selbstverständlich hinnehmen.

6. Die Perspektive der Expertinnen und Experten auf Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze

Die Untersuchung der Experteninterviews hat gezeigt, dass sich die interviewten Akteure vereinfachend nach ihrer Haltung zu Rentenreformen unterteilen lassen. Dies nutzen wir im Folgenden teilweise zur Strukturierung der Ergebnisse. Während die einbezogenen großen Parteien, Ministerien, Arbeitgeberverbände und die Interessenverbände betrieblicher und privater Altersvorsorge die Eckpfeiler bisheriger Rentenreformen grundsätzlich eher befürworten, werden diese von den Gewerkschaften und von einem Teil der Non-Profit-Organisationen kritisch gesehen.

In den Experteninterviews stellten wir – in der Regel im Anschluss an Fragen zu Rentenreformen und Arbeitsmarktpolitik für Ältere – folgende Doppelfrage: „Was könnten die Gründe sein, dass Personen auch im Rentenalter einer Erwerbstätigkeit nachgehen? Wie schätzen Sie diese Entwicklung ein?" Im Vergleich zu den vorher diskutierten Themen argumentierten alle Interviewten in Bezug auf Erwerbstätigkeit

im Rentenalter vorsichtig; einige verwiesen auf die mangelhafte Forschungslage zum Thema.

6.1 Bandbreite und Einteilung der Gründe sowie Zuordnung zu typischen Gruppen

In Entsprechung zur Bandbreite der von den arbeitenden Älteren geschilderten Arbeitsmotive stellen die Expertinnen und Experten viele mögliche Gründe dafür dar, dass Personen im Rentenalter weiter- oder wieder arbeiten, insbesondere Spaß an der Arbeit, finanzielle Gründe, die mit der Arbeit einhergehenden sozialen Kontakte und das kollegiale Miteinander. Manche führen zudem an, dass die Erwerbstätigkeit Langeweile entgegenwirke und dem Alltag der Älteren (wieder) eine zeitliche Struktur verleihe. Als weitere Gründe nennen die Fachleute schließlich den Wunsch der Älteren, körperlich und geistig aktiv zu bleiben, Selbstverwirklichung und Wertschätzung durch die Tätigkeit, die Kontinuität der beruflichen Identität und das Gefühl gebraucht zu werden.

Unter den von den meisten Expertinnen und Experten erwähnten einkommensbezogenen Motiven wird finanzielle Not häufig als ein zentraler Grund dafür gesehen, dass manche Menschen im Rentenalter weiterhin erwerbstätig sind. So wird vermutet, dass sie aus „nackte[r] Not“ (Industriegewerkschaft Metall) arbeiten, dass es also arbeitende Rentnerinnen und Rentner gebe, „die das Geld schlicht brauchen, um zu überleben“ (Sozialverband Deutschland). Während deutsche Expertinnen und Experten dabei auf niedrige Anwartschaften in der gesetzlichen Rentenversicherung verweisen, etwa wegen unterbrochener Erwerbsbiographien, beziehen sich britische Befragte auf niedrige Rentenzahlungen insgesamt, also im Zusammenspiel staatlicher Renten und unzureichender privater Vorsorge. Einige Expertinnen und Experten erwähnen eine zweite, von ökonomischer Not abzugrenzende Art finanzieller Motivation: Manchen Älteren gehe es hauptsächlich um einen ergänzenden Hinzuverdienst. Dieser wird insbesondere vom Vertreter der Bundesvereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände und demjenigen des britischen Department for Work and Pensions als positiver Nebeneffekt einer Tätigkeit dargestellt, für welche aber Gründe wie Aktivität oder Freude an der Arbeit überwögen. Weitere finanzielle Gründe, welche ausschließlich die britischen Fachleute nennen, sind die Unterstützung anderer, zumeist Familienangehöriger, und Schulden.

Die meisten Expertinnen und Experten nehmen in ihrer Antwort auf die Interviewfrage eine Einteilung der Gründe vor, die bei den arbeitenden Älteren selbst so nicht vorkommt. Die Mehrzahl der deutschen Interviewten unterscheidet spontan und sehr deutlich zwischen jenen, die gerne arbeiten wollen, und der Gruppe derer, welche „zusätzlich Geld verdienen müssen“ (SPD). Auf diese Weise stellen sie ‚erzwungene‘ der ‚freiwilligen‘ Erwerbstätigkeit gegenüber. Wenn die Älteren ohne die Erwerbstätigkeit arm wären, setzen diese Fachleute das mit finanzieller Notwendigkeit und mit Zwang gleich. Aus dieser Perspektive ‚müssen‘ diese Rentnerinnen und Rentner in einer Lebensphase arbeiten, welche sich eigentlich durch Nicht-Erwerbstätigkeit und ausreichende Rentenzahlungen von der vorherigen Erwerbsphase unterscheiden sollte. Diese Gegenüberstellung von ‚müssen‘ und ‚wollen‘ fungiert als zentrale Differenzierungsachse für die Gründe. Mit dieser Dichotomisierung eröffnen diese deutschen Interviewten einen klar zugeschnittenen Interpretationsraum. Vor allem Vertreterinnen und Vertreter reformkritischer Akteure wie Gewerkschaften nutzen diese Einteilung, aber im reformbefürwortenden Gegenlager auch diejenigen der Interes-

senverbände der betrieblichen und privaten Altersvorsorge. Zugleich konzedieren einige der kritischen Akteure, dass Gründe für Arbeit im Rentenalter vielfältig sind, und relativieren die zunächst von ihnen vorgenommene Einteilung in ihrem kategorialen Charakter. Der Experte vom Deutschen Gewerkschaftsbund verdeutlicht dies mit einem persönlichen[10] Bezug:

> *[...] die Fälle, die ich kenne, wo nebenbei noch gearbeitet wird, bis in meine eigene Familie, hat es tatsächlich was damit zu tun, dass die Renten verdammt niedrig sind und dass aber auch tatsächlich vielleicht noch die Bereitschaft da ist, noch ein paar Stunden was zu tun und auch noch mal vielleicht sogar in den alten Wirkungskreis zurückzukehren, es ist 'ne Mischung.*

Er fügt allerdings direkt an, in seinem „persönlichen Umfeld niemanden" zu kennen, „der 'ne gute Rente hat, der dann noch freiwillig arbeiten geht".

Auf der britischen Seite finden wir eine grundsätzlich ähnlich dichotomisierende Einteilung, die bei den Reformkritikern deutlicher ist als bei den Befürwortern, aber insgesamt weniger kategorial erscheint als bei den Deutschen. So stellen einige britische Fachleute „social" und „financial reasons" einander gegenüber – wobei erstere soziale Kontakte, aber auch das Gefühl von Wertschätzung u. ä. beinhalten.

In Entsprechung zu den Gründen fürs Arbeiten klassifizieren manche Expertinnen und Experten auch die arbeitenden Älteren selbst, indem sie diese nach Tätigkeitsformen ordnen und passende Beispiele nennen. Solche Zuordnungen werden in beiden Ländern eher von reformkritischen Befragten vorgenommen. ‚Freiwillige' Erwerbstätigkeit im Rentenalter, die vorrangig aus anderen Gründen als dem zusätzlichen Einkommen ausgeübt wird, assoziieren sie mit prestigeträchtigen Berufen und höheren beruflichen Klassen. Es seien „[…] the professional, journalist, bank manager, doctor" (National Pensioners Convention), welche grundsätzlich großes Interesse hätten weiterzuarbeiten und dies zumeist auch könnten. Als Gegenbild zu diesen hochqualifizierten Personen mit soliden Renteneinkommen, deren Tätigkeiten sich durch gute Arbeitsbedingungen auszeichnen, werden arbeitende Ältere in wenig qualifizierten Tätigkeiten beschrieben: „es sind die Putzjobs und es sind die Verkäuferinnen und die Helfer im Baumarkt" (Industriegewerkschaft Metall). Aus Sicht der Expertinnen und Experten arbeiten die Ruheständler nicht freiwillig oder gerne in diesen Dienstleistungstätigkeiten. Folglich stelle auch die Abschaffung des *Default Retirement Age* in Großbritannien nicht automatisch eine Errungenschaft für alle älteren Arbeitenden dar:

> *[...] I don't think it was a school cleaner or dinner lady who was saying "please I wanna keep working till 70 80" [...].* (National Pensioners Convention)

10 Mittels solcher anekdotischer Verweise auf persönliche Erfahrungen unterstreichen einige Fachleute die Authentizität ihrer Aussagen. Indem sie sich auf erwerbstätige Ältere in ihrem Alltag, aus der eigenen Verwandtschaft oder auf das eigene mögliche Erwerbsverhalten im Alter beziehen, demonstrieren sie, dass sie das Phänomen aus erster Hand kennen und nicht nur aus Daten und Berichten.

6.2 Betonung bestimmter Gründe und Gruppen

Die Expertinnen und Experten machen außerdem teils implizit, teils explizit Aussagen zur relativen Bedeutung der Gründe und zur Zahl derjenigen, bei denen bestimmte Motive vorherrschen. Diese quantifizierenden Einschätzungen fungieren argumentativ als Brücke zur Bewertung des Phänomens. So postulieren manche Unterstützer der Rentenreformen, dass gegenwärtig nur wenige Rentnerinnen und Rentner aus finanzieller Notwendigkeit arbeiten:

> *[…] kann ich nicht erkennen dass Rentner aus Armutsgründen einen Zusatzjob machen, das gibt es auch, aber das ist mit Sicherheit nicht die Masse. (CDU)*

Reformkritiker in beiden Ländern sehen dagegen finanzielle Gründe für Arbeit im Rentenalter vorherrschen:

> *[…] es ist zurzeit wahrscheinlich in den allerüberwiegendsten Fällen die nackte Not. Jedenfalls […] im geringeren Anteil Spaß und Interesse an der Tätigkeit […].* (Industriegewerkschaft Metall)

Ihre Betonung der nicht-finanziellen Gründe für Erwerbstätigkeit plausibilisieren die Fachleute der beiden interviewten britischen Parteien auch dadurch, dass sie sich auf ihr eigenes Erwerbsverhalten im Alter beziehen:

> *[…] why will I probably carry on working later, is because I like earning money and that's part of the whole, you know, I enjoy my job, I enjoy being in a social environment, I enjoy the intellectual challenge of it, I would go mad sitting watching daytime TV […].* (Conservative Party)

Erwerbstätigkeit wird so positiv als Möglichkeit gerechtfertigt, das eigene Alter aktiv und im Kontrast zu tradierten Bildern des passiven Alters zu gestalten, die alle Interviewten kritisieren.

So setzen die Expertinnen und Experten zumindest implizit die verschiedenen Kategorien von Gründen mit unterschiedlichen Gruppen erwerbstätiger Älterer gleich. Einige Reformunterstützer halten diejenigen, welche aus finanziellen Gründen arbeiten ‚müssen', für weniger zahlreich als diejenigen, welche aus anderen Gründen ‚freiwillig' arbeiten. Dagegen sehen die Kritiker erstere in der Überzahl im Vergleich zu der eher kleinen, in ihren Augen privilegierten Gruppe, die gerne weiterarbeitet. Obwohl die Fachleute sich bewusst sind, dass sie aus Mangel an entsprechenden Daten keinen fundierten statistischen Vergleich vornehmen können, stellen ihre mengenbezogenen Vermutungen den Versuch dar, ein solches Argument wenigstens im Ansatz zu entwickeln; durch die angedeutete Quantifizierung geben sie ihren Schlussfolgerungen den Anschein des Objektiven und Notwendigen (vgl. Heintz 2010). Bei den deutschen Reformkritikern werden diese quantifizierenden Überlegungen ergänzt durch die Annahme, dass zukünftig die (derzeit noch kleine) Zahl jener wachsen wird, welche aus finanzieller Notwendigkeit weiterarbeiten. Auch die zwei (reformbefürwortenden) Interessenverbände der deutschen Versicherungswirtschaft prognostizieren eine Zunahme älterer Arbeitender, allerdings auch solcher, die gerne weiter arbeiten.

6.3 Bewertung von Erwerbsarbeit im Rentenalter

Aufbauend auf der Kategorisierung und Gewichtung von Gründen für Ruhestandserwerbstätigkeit nehmen die Expertinnen und Experten Bewertungen dieser Arbeit vor, die weitgehend im Einklang mit den renten- und arbeitsmarktpolitischen Interessen der von ihnen vertretenen Akteure stehen. Reformunterstützende Expertinnen und Experten, welche die ‚Freiwilligkeit' der späten Erwerbstätigkeit und ihre nichtmateriellen Gratifikationen betonen, bewerten sie beispielsweise als „[e]igentlich sehr positiv" (CDU). Die Bewertungen sind jedoch selten uneingeschränkt positiv, vermutlich weil die Fachleute nicht ausschließen können, dass Rentnerinnen und Rentner manchmal aus finanzieller Notwendigkeit arbeiten. Gleichzeitig mahnen einzelne Interviewte an, von schlecht bezahlten Tätigkeiten und weniger guten Arbeitsbedingungen nicht vorschnell auf ausschließlich finanzielle Gründe und eine nicht erwünschte oder entwürdigende Tätigkeit zu schließen. Die Expertin der Conservative Party nennt das Beispiel einer Tätigkeit an der Kasse der britischen Supermarktkette Tesco:

> *Well they want to do it, that's a good thing, they're providing service, Tesco are clearly happy with them because they're paying them, they have a smile on their face, so you might naturally [think] […] that's disgusting, there's no dignity in that, but maybe there is.*

Die tendenziellen Reformbefürworter fordern, dass Rentnerinnen und Rentner, die arbeiten wollen, in Bezug auf ihre Erwerbstätigkeit nicht benachteiligt werden sollten, sei es durch (altersbedingte) Kündigungen (vor allem in Großbritannien) oder starre Regelungen des Hinzuverdienstes bei vorzeitigem Rentenbezug (in Deutschland).

Die Annahme der Reformkritiker, dass ein Großteil der Rentnerinnen und Rentner aus finanziellen Gründen arbeiten ‚muss', prägt ihre kritische Sicht auf Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze. Diese Sicht ist Teil ihrer Kritik an der vorherrschenden Rentenpolitik und unterstreicht ihre Forderung, die Lebensphase Alter besser abzusichern. Die meisten Reformkritiker unterstützen zwar Forderungen nach Möglichkeiten des Arbeitens für diejenigen, die weiterarbeiten wollen, allerdings sind diese für die deutschen Reformkritiker weder zentral noch werden sie bedingungslos befürwortet. So kritisieren der Deutsche Gewerkschaftsbund und der Sozialverband Deutschland das Ziel, das Weiterarbeiten über flexiblere Hinzuverdienstgrenzen im Rentenübergang zu erleichtern, da dies die Lohnersatzfunktion der gesetzlichen Rente unterminieren könnte. Die britischen Reformkritiker wie Age UK und der Gewerkschaftsbund Trades Union Congress akzeptieren es dagegen stärker als gegeben, dass Renten oft nicht für ein angemessenes Auskommen im Alter ausreichen. Personen im Rentenalter sollen auch deswegen das Recht haben zu arbeiten, weil sie so ihren Lebensunterhalt trotz niedriger Renten sichern können. Dieser Länderunterschied entspricht den tendenziell unterschiedlichen Konzepten vom Ruhestand: Dieser wird in der deutschen Wohlfahrtsstaatstradition stärker als arbeitsfrei konzeptionalisiert (vgl. auch Scherger/Hagemann 2014), während britische Akteure häufiger das Recht auf Arbeit auch im Alter unterstreichen. Passend dazu weisen drei britische Interviewpartner den Interviewer darauf hin, dass er mit *retirement age* einen falschen Begriff benutze; es handele sich allein um das Alter zum Rentenbezug (*pension age*) und eben nicht um ein staatliches Ruhestandsalter mit Zwang zur Arbeitsaufgabe.

Trotz ihres vorwiegend pessimistischen Blicks auf Erwerbstätigkeit im Alter vermuten auch Reformkritiker wie die Industriegewerkschaft Metall und die National Pensioners Convention, dass einige wenige Ältere im Rentenalter gerne arbeiten. Angesichts der vielfältigen nicht-materiellen Motive dieser arbeitenden Älteren verweisen beide Experten, ohne dass sie danach gefragt worden wären, auf den Wert unbezahlter freiwilliger, etwa ehrenamtlicher Tätigkeiten. Auch durch solche Aktivitäten, also ohne Erwerbstätigkeit, sei es möglich, Erfüllung, Anerkennung und soziale Kontakte zu erfahren:

> *We argue that [non-financial side of work] can be done through volunteering, you don't have to be paid to get that satisfaction in the morning, you don't have to be going out at nine to five to feel valued or make a contribution [...].* (National Pensioners Convention)

Indem sie die nicht-materiellen Gratifikationen für freiwillige Arbeit im Ruhestand unterstreichen, relativieren diese Reformkritiker den von der Gegenseite betonten positiven Wert von Erwerbstätigkeit im Rentenalter.

Mit der Gegenüberstellung von Zwang (aus finanziellen Gründen arbeiten ‚müssen') und Freiwilligkeit (aus anderen Gründen arbeiten ‚wollen') nehmen insbesondere viele deutsche Akteure und etwas weniger deutlich auch reformkritische britische eine dichotomisierende Einteilung der Motive für Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze und der Arbeitenden vor. Damit konkurrieren einerseits strukturbetonende und andererseits handlungsbetonende Deutungen des Arbeitens jenseits der Rentengrenze miteinander. Die strukturbetonenden Perspektiven der Reformkritiker heben die äußeren Handlungsgrenzen hervor, die der als erwünscht gesehenen Erwerbsaufgabe im Rentenalter durch die Renteneinkommen gesetzt sind. Unter der Annahme, dass kaum jemand gerne im Rentenalter arbeite, werden finanzielle Arbeitsmotive unterstrichen. Die handlungsbetonenden Deutungen vieler (deutscher) Reformbefürworter stellen die Entscheidung für die Erwerbstätigkeit und ihre positiven, insbesondere nicht-materiellen Motive in den Vordergrund. Verwandte, in Bezug auf Erwerbstätigkeit spiegelbildliche Einteilungen finden sich in anderen sozialpolitischen Debatten, etwa derjenigen um Arbeitslosigkeit. In dieser werden diejenigen, die (angeblich) nicht arbeiten wollen (und deswegen Sozialleistungen weniger ‚verdienen') von denen unterschieden, die nicht arbeiten können bzw. durch bestimmte Umstände wie Krankheit ‚gezwungen' sind, nicht zu arbeiten (vgl. z. B. van Oorschot 2000). Dort wie hier dient die Betonung von Zwang bzw. von nicht vorhandenen Handlungsspielräumen in Kombination mit Bedürftigkeit der moralischen Aufladung des Phänomens und der Identifikation sozialpolitischen Handlungsbedarfs: Der finanzielle Zwang im Alter zu arbeiten (bzw. die ‚erzwungene' Arbeitslosigkeit eigentlich Arbeitswilliger) rufen Forderungen nach veränderten Strukturen in Form von besseren Renteneinkommen (bzw. in Form von arbeitsunterstützenden Maßnahmen oder Sozialleistungen) auf den Plan. Dass eine solcherart moralisierende Darstellung von Erwerbstätigkeit im Rentenalter in Großbritannien seltener und nur bei einigen wenigen Reformkritikern[11] vorkommt, kann auf die stärker individualisierte Altersvorsorge (mit einer

11 Umgekehrt wird in Debatten um Arbeit im Haupterwerbsalter in Großbritannien deutlicher zwischen *deserving* und *undeserving* Armut oder Arbeitslosigkeit unterschieden als in Deutschland.

schwachen öffentlichen Säule) zurückgeführt werden, mit der die Verantwortung für eine angemessene Absicherung im Alter institutionell und wohlfahrtskulturell stärker den individuellen Akteuren zugeschrieben wird (vgl. auch Scherger/Hagemann 2014).

7. Vergleichende Diskussion

Die Urteile der Expertinnen und Experten sind nicht unvereinbar mit unseren Interviewdaten oder mit den bekannten statistischen Befunden. Gleichzeitig füllen viele der Fachleute Wissenslücken mit starken Vermutungen und setzen durch Vereinfachungen und Überspitzungen interpretative Akzente. Mit diesen schöpfen sie den durch die lückenhaften ‚Fakten' gegebenen Deutungsspielraum aus und schaffen die jeweils zu ihren politischen Interessen passenden Anschlüsse für ihre normativen Urteile. Die Gründe für Arbeit im Rentenalter, welche die Vertreterinnen und Vertreter sozialpolitischer Akteure beschreiben, entsprechen in ihrer Bandbreite denen, welche in den Interviews mit den arbeitenden Älteren selbst vorkommen. Die von einigen Fachleuten präsentierte Dichotomie des ‚freiwilligen Arbeitens' auf der einen und des ‚Arbeiten-Müssens' auf der anderen Seite findet sich häufig auch in der öffentlichen Debatte. Diese Dichotomie ist indes kaum mit den subjektiven Motiven der Rentnerinnen und Rentner in Einklang zu bringen, und dies gilt in mehrerlei Hinsicht.

Erstens kann keine Einordnung einzelner Rentnerinnen und Rentner in eindeutige und einander ausschließende Kategorien ‚arbeiten wollen' oder ‚arbeiten müssen' vorgenommen werden. Bei der Mehrheit der Befragten lassen sich allenfalls entsprechende relative subjektive Gewichtungen finden, etwa derart, dass vorrangig sozialintegrative oder selbstbezogene Motive neben (nachrangigen) finanziellen Gründen beschrieben werden, oder seltener umgekehrt. Zweitens illustrieren einige Expertinnen und Experten den Gegensatz von ‚Müssen' und ‚Wollen' mit Hilfe exemplarischer Berufsgruppen: Gut qualifizierte und entlohnte Erwerbstätige *wollen* in ihren Augen arbeiten, die in einfachen, schlecht bezahlten Tätigkeiten *müssen* aus finanziellen Gründen arbeiten. Dieses Muster von Motiven findet sich in unseren Interviewdaten nicht. Es sind allenfalls spezifischere biographische Konstellationen und Haushaltssituationen (und nicht vorrangig Qualifikationen oder Berufe), die (auch) mit finanziellen Arbeitsmotiven einhergehen. Nur sehr wenige Fachleute erwähnen das erhöhte Risiko alleinlebender geschiedener Frauen, im Alter arm zu sein.

Drittens kann auf Grundlage der Interviews die Dichotomisierung selbst in Frage gestellt werden: Finanzielle Gründe zu arbeiten können nicht ohne Weiteres mit ‚Müssen', ‚Notwendigkeit' oder gar ‚Zwang' gleichgesetzt werden. Abgesehen davon, dass zwischen verschiedenen Gründen finanzieller Art unterschieden werden muss (was einige Fachleute durchaus tun), kommt selbst ein sehr deutlicher Bedarf zusätzlichen Einkommens in unserem Sample nur in seltenen Fällen subjektiv einem Zwang zu arbeiten gleich. Wenn der Arbeitslohn einen wichtigen Teil des Gesamteinkommens darstellt, wird die Erwerbsarbeit oft trotzdem oder gerade deswegen als etwas Positives wahrgenommen. Im Vergleich zum Normalfall des arbeitsfreien Ruhestands ermöglicht sie eine selbständige(re) Lebensführung. Implizit, selten auch explizit beinhaltet dies auch das Bestreben, unabhängig von bedarfsgeprüften Sozialleistungen für Ältere zu sein. Wie Becker (2012) zeigt, nehmen Ältere solche Sozialleistungen bei niedriger Rente trotz entsprechenden Wissens oft nicht in Anspruch oder haben erst gar keine präzise Kenntnis dieser Möglichkeit. In den meisten Fällen

ist das Einkommen durch den Rentner-Job aber ohnehin nur ein erfreuliches Zubrot. Die Rentnerinnen und Rentner heben immer wieder die Abwesenheit eines Zwangs zu arbeiten hervor. Dies kann gegenwärtig als wesentliches Merkmal der meisten Formen von Erwerbstätigkeit nach Erreichen des Rentenalters gesehen werden (vgl. aber Fußnote 12). Außerdem ist die Deutung der eigenen finanziellen Situation und ihres Zusammenhangs zum Arbeiten bei ähnlichen sozio-ökonomischen Bedingungen (finanzieller Lage etc.) subjektiv deutlich unterschiedlich: Subjektiv arbeiten einige Interviewte trotz geringer sonstiger Einkommen vor allem aus Spaß und ähnlichen Gründen; umgekehrt kann subjektiv ein deutlicher finanzieller Druck bestehen zu arbeiten, obwohl das (Haushalts-)Einkommen auch ohne das Erwerbseinkommen nicht niedrig wäre. Eine zentrale Rolle bei diesen unterschiedlichen subjektiven Deutungen spielt die Aufrechterhaltung des eigenen Lebensstils (Freizeitaktivitäten, Konsum etc.), der bei Aufgabe der Erwerbstätigkeit Einschränkungen unterworfen wäre. Nur wenige Fachleute machen explizit den Erhalt des Lebensstandards als mögliches Motiv für Alterserwerbstätigkeit aus und verbinden dies mit dem (zukünftig) nicht (mehr) erfüllten, aber insbesondere in Deutschland traditionell bedeutsamen Alterssicherungsziel der Lebensstandarderhaltung. Dessen Aufgabe könnte jedoch die legitimatorische Grundlage der gesetzlichen Rentenversicherung mindestens genauso stark bedrohen wie wachsende Altersarmut.

Viele Expertinnen und Experten, besonders diejenigen, welche die Notwendigkeit zu arbeiten betonen, überschätzen die Rolle finanzieller Not für die Erwerbstätigkeit im Rentenalter. Diese Fachleute übersehen die große Erwerbsarbeitsorientierung der arbeitenden Rentnerinnen und Rentner und den symbolischen Wert, den die Erwerbstätigkeit für sie hat, und zwar auch für diejenigen in geringer qualifizierten Jobs. Dieser Wert speist sich wahrscheinlich unter anderem aus der gesellschaftlichen Höherbewertung der bezahlten Erwerbstätigkeit gegenüber anderen, unbezahlten Tätigkeiten. Das stellt auch den erwähnten Versuch zweier reformkritischer Akteure in Frage, Erwerbstätigkeit mit unbezahltem Engagement gleichzusetzen und sie als gleichwertige Handlungsalternativen zu präsentieren. Einige Rentnerinnen und Rentner nehmen für ‚richtige' Arbeit auch ungünstige Bezahlung, schlechte Arbeitsbedingungen und berufliche Abwärtsmobilität in Kauf. Hier besteht die Gefahr, dass Personen im Rentenalter mit Arbeitswunsch unterwertige oder eingeschränkte Arbeitsmöglichkeiten akzeptieren (müssen). Die insbesondere von den britischen Rentnerinnen und Rentnern manchmal explizit thematisierte Altersdiskriminierung, etwa in Form der erzwungenen Verrentung von der früheren Tätigkeit oder Schwierigkeiten, im Rentenalter einen (der eigenen Qualifikation angemessenen) Job zu finden, diskutieren nur einige britische Expertinnen und Experten. Im Gegensatz zu den Einschränkungen durch das Rentensystem (niedrige Renteneinkommen etc.) übersehen die deutschen Expertinnen und Experten damit die von Arbeitsmarktstrukturen ausgehenden Handlungsgrenzen. In Hinsicht auf die Zeit vor der Rentengrenze und die Anhebung des Rentenalters diskutieren einige diese Grenzen derweil sehr wohl.

Eine wichtige Gemeinsamkeit zwischen den subjektiven Perspektiven der Rentnerinnen und Rentner und den Sichtweisen der Fachleute besteht in der kontrastierenden Referenz auf ein negativ konnotiertes Bild vom ‚normalen' Ruhestand, der von Langeweile, Inaktivität und dem Rückzug ins eigene Zuhause geprägt ist. Zu Recht vermuten einige Expertinnen und Experten, dass viele der arbeitenden Älteren einen solchen Ruhestand nicht leben wollen. Deren der Abgrenzung dienenden Bezüge auf

ein durch Inaktivität geprägtes Alter evozieren die Ideale eines ‚aktivierenden' Altersdiskurses (vgl. z. B. Graefe et al. 2011, van Dyk/Lessenich 2009). Erwerbstätigkeit ist hier neben anderen (unbezahlten) Aktivitäten, einschließlich der aktiven Erhaltung der eigenen physischen und mentalen Fähigkeiten, nur eine Form, in der das auf die individuelle Eigenverantwortung setzende Ideal des aktiven Alters verwirklicht werden kann.

8. Diskussion und Schlussfolgerungen

Die Inkongruenz zwischen den von den arbeitenden Älteren selbst berichteten Gründen und den Einschätzungen der Expertinnen und Experten überrascht angesichts der verschiedenen Datenquellen nicht gänzlich. Subjektive Motivationen sind eine andere Beobachtungsebene als die Darstellungen der Fachleute. Diese beiden Ebenen können nicht gegeneinander ausgespielt werden. Die Ausführungen der Expertinnen und Experten reproduzieren als Teil der öffentlichen Debatte Deutungsmuster, wie sie auch im Alltag sowie in der sozialwissenschaftlichen Diskussion zum Thema vorkommen. Diese Muster dienen der Reduktion der Komplexität und Ambivalenz des beobachteten Handelns und manchmal auch der medialen Dramatisierung. Biographisches Handeln am Rentenübergang ist in einer Weise am Schnittpunkt von Erwerbskarriere und Wohlfahrtssystem verortet, die mehrere Deutungsmöglichkeiten fortgesetzter Erwerbstätigkeit zulässt. Diese kann etwa als Ausschluss vom wohlverdienten Ruhestand oder als fortgeführte Teilhabe interpretiert werden. Die Expertinnen und Experten sind auf Reduktionen und das Eindeutigmachen solcher Ambivalenzen angewiesen, damit ihre Darstellungen anschlussfähig bleiben für politische Forderungen und politisches Handeln (vgl. Bogner/Menz 2009).

Obwohl das hier untersuchte Sample arbeitender Rentnerinnen und Rentner eine größere Bandbreite von Qualifikationen und sozio-ökonomischen Hintergründen als andere aktuelle qualitative Studien abdeckt, kann ein solches qualitatives Sample niemals Anspruch auf Repräsentativität o. ä. beanspruchen. Zudem waren möglicherweise gerade diejenigen nicht zu einem Interview bereit, die ihre Arbeit als finanziellen Zwang erleben.[12] Wie die hier präsentierten Ergebnisse weisen indes auch die bisherigen quantitativen und qualitativen Befunde (s. Abschnitt 2.) darauf hin, dass die Gruppe derer, die ihre Erwerbstätigkeit gänzlich negativ erfahren (könnten), zumindest aktuell klein ist.[13] Das liegt nicht daran, dass finanzielle Motive gar keine Rolle spielen würden für Erwerbstätigkeit im Rentenalter – sie werden nur nicht vorrangig negativ im Sinne einer Handlungseinschränkung erfahren. Neben der Tatsache, dass individuelle Handlungen und Erfahrungen immer komplexer sind als ihre Beschreibung durch andere, gibt es weitere Gründe dafür, dass erwerbstätige Rentnerinnen und Rentner ihre Arbeit eben nicht als Zwang wahrnehmen. Dies hängt zum ei-

12 Überdies können wir keine Aussagen über die Arbeitsmotive von vornherein ausgeschlossener Gruppen Erwerbstätiger im Rentenalter machen, insbesondere derer, die immer selbständig waren und es noch sind, und derer, die ihren Rentenempfang aufschieben.

13 Mit einer anderen Samplingstrategie als der hier verwendeten könnte diese Gruppe gezielter betrachtet werden. Aufgrund von (bisher nicht systematisch erforschter) qualifikatorischer Abwärtsmobilität einiger gut qualifizierter arbeitender Rentnerinnen und Rentner finden sich im obigen Sample viele mit mindestens mittlerem Bildungsabschluss. Alternativ könnte die Stichprobe gezielt nach Tätigkeit in der Hauptkarriere, höchstem Bildungsabschluss oder gar Motiv(en) der Arbeit ausgewählt werden. Besonders letzteres Kriterium wäre jedoch mit hohem Such- und Auswahlaufwand verbunden.

nen mit den wahrgenommenen Bedingungen und subjektiven Bedeutungen der Erwerbstätigkeit im Rentenalter zusammen. Vor der Hintergrundfolie des früheren Arbeitslebens und der Norm des arbeitsfreien Ruhestands liegt subjektiv eine positive, Autonomie, (relative) Zwanglosigkeit und die eigene Aktivität betonende Deutung der Erwerbstätigkeit nahe. Die meisten Rentnerinnen und Rentner sehen den ‚normalen' Ruhestand durch ihre Erwerbstätigkeit eben *nicht* in Frage gestellt. Im Gegensatz dazu charakterisieren manche deutschen Expertinnen und Experten diese Erwerbstätigkeit sehr viel deutlicher als einen Bruch mit der bisherigen Institution des Ruhestands. Auch quantitative Befunde (Scherger et al. 2011; Lain 2012; Brenke 2013) deuten jedoch darauf hin, dass es sich bei den derzeit arbeitenden Rentnerinnen und Rentnern tatsächlich um eine selektive, in großen Teilen privilegierte Gruppe handelt. Dies betrifft nicht nur Bildung, Gesundheit und teilweise Einkommen, sondern auch ihre Haltung zur Erwerbstätigkeit. Viele derer, die deutlichen finanziellen Bedarf hätten, können (oft schon länger) nicht mehr arbeiten. Ebenso sind die meisten derjenigen, die nicht gerne arbeiten, im Rentenalter wahrscheinlich nicht mehr erwerbstätig, weil sie den entsprechenden Handlungsspielraum haben. Deswegen erscheint es unzulässig, die hier dargestellten Befunde undifferenziert auf alle Personen im Rentenalter zu verallgemeinern oder gar auf andere wohlfahrtsstaatliche Kontexte oder die zukünftige Entwicklung.

Zum anderen ist biographisches Handeln in individualisierten Gesellschaften, verstanden wie oben angedeutet, tatsächlich sehr selten direktem Zwang ausgesetzt – alternativ zur Erwerbstätigkeit könnten die Älteren bedarfsgeprüfte Sozialleistungen beantragen. Wohlfahrtsstaatliche Institutionen wie der erwerbsarbeitsfreie Ruhestand und Rentenzahlungen eröffnen und begrenzen Handlungsspielräume (s. o.), statt bestimmte Handlungen vorzuschreiben oder generell zu verbieten. Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze ist für die Arbeitenden subjektiv ein Mittel, ihren individuellen (finanziellen oder anderen) Handlungsspielraum und ihre Autonomie zu erweitern. Vor dem Hintergrund der mit dem Ruhestand verbundenen biographischen Erwartungen ist die (fortgesetzte) Erwerbstätigkeit für die Rentnerinnen und Rentnern zumeist eine auf die Gestaltung ihres Ruhestands bezogene Handlungsmöglichkeit; nur für eine kleine Minderheit ist sie eine kontinuierliche Fortsetzung ihrer vorherigen Erwerbskarriere. Diese Option erfordert zumeist Handeln und Aktivität, etwa in Form der manchmal schwierigen Jobsuche, des Versuches, die alte Tätigkeit fortzusetzen, und auch der Rechtfertigung für die eigene Erwerbstätigkeit. Im Gegensatz zu vielen Fachleuten reflektieren die interviewten Arbeitenden institutionelle Handlungseinschränkungen dabei weniger mit Blick auf ihre Renteneinkommen, sondern eher hinsichtlich ihrer Arbeitsmöglichkeiten. Dies gilt insbesondere bei den Briten, wo das ‚Recht' auf (Weiter-)Arbeit schon länger debattiert wird. Länderunterschiede finden sich in unseren Daten sowohl bei den Rentnerinnen und Rentnern als auch bei de Fachleuten vor allem in Form solch unterschiedlicher Verweise auf Institutionen und Debatten; zudem deuten sich zwar keine grundsätzlichen Unterschiede, aber Verteilungsunterschiede bei den Motiven und Deutungsmustern an (s. o.). Diese sind auf Basis bisheriger quantitativ-standardisierter Studien allenfalls in Ansätzen belegt und bedürfen der weiteren quantitativen Untersuchung.

Der Begriff der Handlungsspielräume (Weymann 1989) ermöglicht eine präzisere Beschreibung des biographischen Handelns am Übergang in den Ruhestand als die dichotomisierenden, entweder handlungs- oder strukturbetonenden Kategorisierungen

vieler (deutscher) Expertinnen und Experten. Die Handlungsspielräume individueller Akteuren am Rentenübergang sind je nach individuellen Ressourcen (ökonomischer, qualifikatorischer, sozialer, physischer, psychischer Art etc.) und situativen Bedingungen kleiner oder größer. Nur im hier selten gefundenen Extremfall sind sie so klein, dass stark verengte Spielräume nur noch eine Handlungsoption erlauben und ‚Zwang' als Beschreibung adäquat wäre. Gleichzeitig wird die Verantwortlichkeit für ihr Handeln den individuellen Akteuren zugeschrieben – institutionalisierte Handlungsspielräume *müssen* von individuellen Akteuren gefüllt werden. Auf einer solchen begrifflichen Basis können auch die in spätmodernen individualisierten Gesellschaften nicht abnehmenden strukturellen Handlungseinschränkungen in Bezug auf die Lebensphase Alter genauer beschrieben werden, die durch typische Ressourcenlagen zustande kommen. Solche, auf äußere Handlungsbedingungen bezogenen Analysen sind deswegen wichtig, weil dominierende Zuschreibungsmuster individueller Verantwortlichkeit strukturelle Einschränkungen oder gar fehlende Handlungsspielräume verdecken können. Dabei ist es unerheblich, ob diese Zuschreibungen von den individuellen Akteuren selbst oder von anderen in Beschreibungen von ‚außen' vorgenommen werden. Dies gilt auch für Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze und die Neuverhandlung der Lebensphase Alter. Vieles deutet darauf hin, dass es sich bei der positiven Wahrnehmung ihrer Erwerbstätigkeit durch die interviewten Rentnerinnen und Rentner in den meisten Fällen nicht um Selbsttäuschung oder ‚falsches Bewusstsein' handelt, denen keine tatsächlichen Handlungsspielräume entsprächen. Im Schatten der positiven Deutung von Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze wirken jedoch erstens auch arbeitsmarktbezogene Handlungseinschränkungen auf die Rentnerinnen und Rentner, die von den Expertinnen und Experten, insbesondere den deutschen, kaum gesehen werden. Diese Einschränkungen bergen die Gefahr, dass die Älteren als Arbeitnehmer zweiter Klasse und Arbeitsmarktreserve überdurchschnittlich häufig ungünstigen Arbeitsbedingungen, unterwertiger Beschäftigung und schlechter Bezahlung ausgesetzt werden. Zweitens weist gerade die ansonsten eher privilegierte Position der arbeitenden Älteren auf die vielfachen, besonders arbeitsmarktbezogenen Handlungseinschränkungen hin, unter denen diejenigen leiden, die schon lange vor der Rentengrenze gar nicht mehr oder nur noch eingeschränkt arbeiten können. Wenn sich schließlich drittens viele interviewte Arbeitende und Fachleute auf das Ideal des ‚aktiven' Alters beziehen, so bringt dies potentiell neue Ungleichheiten und Ausschlussprozesse mit sich. Aus diesen werden diejenigen als Verlierer hervorgehen, die nicht (mehr) aktiv sein können, weil ihnen die entsprechenden Ressourcen fehlen (vgl. van Dyk/Lessenich 2009).

Die arbeitenden Rentnerinnen und Rentner sind also Ausdruck und (eine) Triebkraft des Wandels der Lebensphase Alter. Die Institution des Ruhestands wird durch konkrete individuelle erwerbsbezogene und andere Handlungen in den vorgegebenen Spielräumen (mit-)konstituiert und verändert (vgl. Weymann 1989: 15) – ihre Auflösung zeichnet sich aber (noch) nicht ab. Die relativ optimistischen Schlussfolgerungen in Bezug auf Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze stellen indes nur eine räumlich begrenzte Momentaufnahme dar. Finanzielle Motive fürs Arbeiten sowie Dequalifizierungsprozesse werden in Folge wachsender relativer Einkommensverluste im Übergang zum Ruhestand und zunehmender Ungleichheiten aufgrund der Privatisierung von Altersvorsorge häufiger werden. Nicht nur ist es notwendig, diese Trends und Ungleichheiten differenziert zu betrachten, was auch vielen der interviewten

Fachleute bewusst ist. Die Frage, ob erwerbstätige Ältere nun aus ökonomischen Motiven oder (un-)gerne arbeiten, ist zudem in dieser Einfachheit nicht als alleiniges Kriterium ‚guter' Renten- und Alter(n)spolitik geeignet, und selbst eine optimistische Antwort auf diese Frage taugt nicht als Rechtfertigung weiter verlängerter Erwerbsleben. Potentiellen Belastungen durch bezahlte Arbeit stehen vielfältige materielle und nichtmaterielle Gratifikationen und eine oft hohe Arbeitsorientierung gegenüber. Auch deswegen erscheint Erwerbstätigkeit vielen Älteren unter den konkreten biographischen Bedingungen am Rentenübergang als bessere Handlungsalternative im Vergleich zur Arbeitsaufgabe. Die sozialpolitischen Debatten um Renten und Arbeit im Alter sollten sich daher darauf beziehen, welche Gestaltung der Lebensphase Alter und des Ruhestands wünschenswert wäre, ohne dabei ‚Aktivierung' zur absoluten Norm zu erheben. Das hieße, für möglichst viele Ältere individuelle Handlungsspielräume sowohl in Bezug auf Erwerbstätigkeit als auch auf ihre Aufgabe zu eröffnen, zu erweitern oder ihre (zukünftige) Einschränkung etwa durch eine bestimmte Rentenpolitik zu verhindern. Die gesellschaftliche Neuverhandlung der Lebensphase Alter muss hier eine Balance finden zwischen guten Arbeitsmöglichkeiten für jene, die gerne arbeiten wollen, und adäquatem Schutz durch eine gut abgesicherte Ruhestandsphase für diejenigen, die aus finanzieller Not arbeiten oder die nicht mehr arbeiten können oder wollen.

LITERATUR

Barnes, Helen, Jane Parry und Rebecca Taylor (2004): Working after state pension age: qualitative research. Department for Work and Pensions Research Report No. 208, London.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M.

Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim (1993): Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkung zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart, Zeitschrift für Soziologie, 22, 178-187. http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-1993-0302

Becker, Irene (2012): Finanzielle Mindestsicherung und Bedürftigkeit im Alter, Zeitschrift für Sozialreform, 58, 123-148. http://dx.doi.org/10.1515/zsr-2012-0203

Bogner, Alexander und Wolfgang Menz (2009): Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensform, Interaktion, in: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hg.): Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder, Wiesbaden, 61-98.

Brenke, Karl (2013): Immer mehr Menschen im Rentenalter sind berufstätig, DIW Wochenbericht, 6, 2-15.

Brückner, Hannah und Karl U. Mayer (2005): De-standardization of the life course: What it might mean? And if it means anything, whether it actually took place?, in: Ross MacMillan (Hg.): The structure of the life course: Standardized? Individualized? Differentiated?, New York, 27-53. http://dx.doi.org/10.1016/s1040-2608(04)09002-1

Burkart, Günter (1993): Individualisierung und Elternschaft. Das Beispiel USA, Zeitschrift für Soziologie, 22, 159-177. http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-1993-0301

Corbin, Juliet M. und Anselm L. Strauss (2008): Basics of qualitative research: techniques and procedures for developing grounded theory, Los Angeles. http://dx.doi.org/10.4135/9781452230153

Deller, Jürgen und Leena Maxin (2008): Silver Workers – Eine explorative Studie zu aktiven Rentnern in Deutschland, Arbeit, 17, 166-179.

Deutsche Rentenversicherung Bund (2015). Rentenversicherung in Zeitreihen (Ausgabe 2015) (DRV-Schriften, Band 22), Berlin.

Ebbinghaus, Bernhard (2006): Reforming early retirement in Europe, Japan and the USA, Oxford. http://dx.doi.org/10.1093/0199286116.001.0001

Engstler, Heribert und Laura Romeu Gordo (2014): Arbeiten im Ruhestand – Entwicklung, Faktoren und Motive der Erwerbstätigkeit von Altersrentenbeziehern, in: Ernst Kistler und Falko Tischler (Hg.): Reformen auf dem Arbeitsmarkt und in der Alterssicherung – Folgen für die Einkunftslage im Alter, Düsseldorf, 115-148.

Finch, Naomi (2014): Why are women more likely than men to extend paid work? The impact of work-family life history, European Journal of Ageing, 11, 31-39. http://dx.doi.org/10.1007/s10433-013-0290-8

Graefe, Stefanie, Silke van Dyk, und Stephan Lessenich (2011): Altsein ist später. Alter(n)snormen und Selbstkonzepte in der zweiten Lebenshälfte, Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 44, 299-305. http://dx.doi.org/10.1007/s00391-011-0190-5

Heintz, Bettina (2010): Numerische Differenz. Überlegungen zu einer Soziologie des (quantitativen) Vergleichs, Zeitschrift für Soziologie, 39, 162-181. http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-2010-0301

Hochfellner, Daniela und Carola Burkert (2013): Berufliche Aktivität im Ruhestand: Fortsetzung der Erwerbsbiographie oder notwendiger Zuverdienst?, Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 46, 242–250. http://dx.doi.org/10.1007/s00391-012-0373-8

Hokema (in Planung): Deferred, reversed or ‚normal' retirement? The subjective experience of working beyond pension age in Germany and the UK. Dissertationsschrift an der Universität Bremen (Veröffentlichung voraussichtlich 2017).

Hokema, Anna und Simone Scherger (2016): Working pensioners in Germany and the UK: Quantitative and qualitative evidence on gender, marital status, and the reasons for working, Journal of Population Ageing, 9, 91-111. http://dx.doi.org/10.1007/s12062-015-9131-1

Hokema, Anna und Thomas Lux (2015): The social stratification of work beyond pension age in Germany and the UK: Quantitative and qualitative evidence, in: Simone Scherger (Hg.): Work beyond pension age. Comparative perspectives, Basingstoke, 57-80. http://dx.doi.org/10.1057/9781137435149_3

http://stats.oecd.org/Index.aspx?DataSetCode=LFS_SEXAGE_I_R (Abruf am 23. Februar 2015)

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, 1-29.

Kohli, Martin und Harald Künemund (1996): Nachberufliche Tätigkeitsfelder – Konzepte, Forschungslage, Empirie, Stuttgart.

Kohli, Martin, Hans-Jürgen Freter, Manfred Langehennig, Silke Roth, Gerhard Simoneit und Stephan Tregel (1993): Engagement im Ruhestand. Rentner zwischen Erwerb, Ehrenamt und Hobby, Opladen. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-322-93735-3

Lain, David (2011): Helping the poorest help themselves? Encouraging employment past 65 in England and the USA, Journal of Social Policy, 40, 493-512. http://dx.doi.org/10.1017/S0047279410000942

Leisering, Lutz (1998): Sozialstaat und Individualisierung, in: Jürgen Friedrichs (Hg.): Die Individualisierungs-These, Opladen, 65-78. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-663-09724-2_5

Mor-Barak, Michàl E. (1995): The meaning of work for older adults seeking employment: the generativity factor, International Journal of Aging and Human Development, 41, 325-344. http://dx.doi.org/10.2190/VGTG-EPK6-Q4BH-Q67Q

OECD (Organisation for Economic Co-operation and Development) (2015): Labour Force Statistics, eigene Zusammenstellung;

Scherger, Simone, Steffen Hagemann, Anna Hokema und Thomas Lux (2012): Between privilege and burden. Work past retirement age in Germany and the UK. ZeS-Arbeitspapier 4/2012, Bremen.

Scherger, Simone (2013): Zwischen Privileg und Bürde. Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze in Deutschland und Großbritannien, Zeitschrift für Sozialreform, 59, 137-166. http://dx.doi.org/10.1515/zsr-2013-0201

Scherger, Simone und Steffen Hagemann (2014): Concepts of retirement and the evaluation of post-retirement work. Positions of political actors in Germany and the UK. ZeS-Arbeitspapier 04/2014, Bremen.

Schmitz, Jutta (2014): Erwerbstätigkeit trotz Rente? Zur Systematisierung einer Debatte, in: Ernst Kistler und Falko Trischler (Hrsg.), Reformen auf dem Arbeitsmarkt und in der Alterssicherung – Folgen für die Einkunftslage im Alter, Düsseldorf, 149-169.

van Dyk, Silke und Stephan Lessenich (2009): Ambivalenzen der (De-)Aktivierung: Altwerden im flexiblen Kapitalismus, WSI-Mitteilungen, 2009, 540-546.

van Oorschot, Wim (2000): Who should get what, and why? On deservingness criteria and the conditionality of solidarity among the public, Policy and Politics: Studies of local government and its services, 28, 33-48.

Wachtler, Günther und Petra S. Wagner (1997): Arbeit im Ruhestand – Betriebliche Strategien und persönliche Motive zur Erwerbstätigkeit im Alter, Opladen.

Weymann, Ansgar (1989): Handlungsspielräume im Lebenslauf. Ein Essay zur Einführung, in: Ansgar Weymann (Hg.): Handlungsspielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne, Stuttgart, 1-39.

Witzel, Andreas und Herwig Reiter (2012): The problem-centred interview, London. http://dx.doi.org/10.4135/9781446288030

Wohlrab-Sahr, Monika (1992): Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs? Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte, BIOS 5, 1-19.

Wohlrab-Sahr, Monika (1997): Individualisierung: Differenzierungsprozeß und Zurechnungsmodus, in: Ulrich Beck und Peter Sopp (Hg.): Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus?, Opladen, 23-36. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-322-95818-1_2

Zusammenfassung

Der Artikel untersucht und vergleicht die Gründe für Erwerbstätigkeit jenseits der Rentengrenze aus der subjektiven Perspektive von arbeitenden Rentnerinnen und Rentnern sowie von Expertinnen und Experten, die sozialpolitische Akteure vertreten. Grundlage sind in Deutschland und Großbritannien geführte qualitative Interviews. Arbeitende Ältere schildern eine Vielzahl von Gründen für ihre Tätigkeit, besonders Freude an der Arbeit und soziale Kontakte. Finanzielle Motive fürs Arbeiten sind vielfältig und lassen sich nicht auf finanzielle Not reduzieren. Insgesamt überwiegt die positive Erfahrung der Tätigkeit vor dem Hintergrund des entpflichteten Ruhestands, der durch die Erwerbstätigkeit aktiv gestaltet wird. Die Expertinnen und Experten ordnen die von ihnen ausgemachten vielfältigen Gründe für Arbeit im Rentenalter, dichotomisieren sie teilweise (in Zwang oder Wahl) und quantifizieren ihr Vorkommen. Dies ist die Grundlage für ihre Wertungen und politischen Folgerungen. Wir diskutieren die Unterschiede zwischen den Perspektiven der arbeitenden Älteren und der Fachleute im Kontext der institutionellen Formierung von Handlungsspielräumen, der Deutung individuellen Handelns in individualisierten Gesellschaften und der an Aktivierung orientierten Neuverhandlung der Lebensphase Alter. Erwerbstätigkeit im Rentenalter wird bisher kaum als Zwang und Folge eingeschränkter finanzieller Handlungsspielräume erfahren. Die durch die Fachleute vorgenommene Gleichsetzung von finanziellen Motiven und Notwendigkeit des Arbeitens findet sich in den Sichtweisen der Älteren kaum. Gleichzeitig übersehen die Fachleute Hand-

lungseinschränkungen der Älteren, die diese in Hinblick auf ihre Arbeitsgelegenheiten ausmachen. Sowohl in den Deutungen der Fachleute als auch in denen der arbeitenden Älteren schlagen sich auf Aktivierung zielende Neudeutungen des Ruhestands nieder, die neue soziale Ungleichheiten mit sich bringen könnten.

Erwachsenwerden im heutigen Israel

Exemplarische Rekonstruktion von Adoleszenz in ethnisch und interkulturell konflikthaften Sozialisationsräumen[1]

Boris Zizek

1. Einleitung

In der vorliegenden Pilotstudie werden anhand der Ergebnisse extensiver Sequenzanalysen von narrativen Interviews mit vier weiblichen und männlichen, arabischen und jüdischen israelischen Adoleszenten, ihren Eltern und Peers israelspezifische Ausprägungen und Tendenzen in der Bewältigung des Übergangs zum Erwachsenenalter rekonstruiert.[2] Ein besonderes Augenmerk gilt dabei dem Einfluss des ethnisch und interkulturell konflikthaften Sozialisationsraums Israel auf den Prozess der Adoleszenz.

In einer sukzessiven, heuristischen Annäherung an den Untersuchungsgegenstand wird zunächst sensibilisierend eine sozialisations- und bewährungstheoretische Perspektive auf Adoleszenz skizziert. In einer zweiten Einkreisungsbewegung werden erstens Charakteristika des Aufwachsens im *schwierigen Land* Israel und zweitens spezifische Herausforderung für das Erwachsenwerdens, den Prozess der Adoleszenz, reflektiert.

---

1 Die vorliegende Pilotstudie wurde in ihrer Erhebungsphase durch das Zentrum für interkulturelle Studien (ZIS) der Johannes Gutenberg-Universität Mainz gefördert. In diesem Zusammenhang möchte ich insbesondere Anton Escher, dem Sprecher des ZIS, für viele anregende Gespräche und sein nachhaltiges Interesse danken. Die Auswertungsphase wurde sowohl vom ZIS als auch von der inneruniversitären Forschungsförderung der Johannes Gutenberg-Universität Mainz unterstützt. Hier möchte ich Marie Fromme und Benjamin Worch für ihre engagierte Mitarbeit im Projekt herzlich danken. Das ZIS hat einen für die Studie sehr wichtigen Workshop mit Vera King, Ulrich Oevermann und Fritz Schütze ermöglicht. Den Teilnehmern gilt mein tief empfundener Dank. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) hat dem Autor ein Stipendium für einen Forschungsaufenthalt als Postdoctoral Fellow an der Harvard University bei Robert L. Selman gewährt. Während dieses Aufenthaltes wurde vor allem die theoretische Modellbildung vorangetrieben. Der DFG und Robert L. Selman als Gastgeber möchte ich meinen besonderen Dank aussprechen. Nicht zuletzt möchte ich den Mitgliedern der Study Group *Rekonstruktive Sozialforschung* am Hanse-Wissenschaftskolleg Institute for Advanced Study (Ursula Blömer, Detlef Garz, Klaus Kraimer, Ulrike Nagel, Ulrich Oevermann, Gerhard Riemann, Fritz Schütze, Carsten Detka, Manuel Franzmann, Matthias Jung und Anja Wildhagen) für die langjährige und anhaltende gemeinsame Methodenreflexion danken.

2 Die Interviews wurden zu Beginn des Jahres 2012 in englischer Sprache in Tel Aviv von meiner Frau Lalenia Zizek während eines gemeinsamen Forschungsaufenthaltes durchgeführt. Als geborene Israelin ist sie des Hebräischen mächtig, was sich vor allem in den Interviews mit den Eltern als vorteilhaft erwies. Darüber hinaus haben Fritz Schütze und Ulrich Oevermann in dem oben erwähnten Workshop ihre feinfühlige und gleichzeitig sehr zielgenaue Interviewführung hervorgehoben, die man sicherlich auch auf ihre Erfahrung als Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin zurückführen kann. Ich bin sehr froh und dankbar für diese Zusammenarbeit.

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.08

Vor diesem Hintergrund werden dann die vier genannten Fallstudien entfaltet. Abschließendes Ziel ist es, unter anderem durch eine Kontrastierung mit der Y-Generation in Deutschland israelspezifische Ausprägungen und Tendenzen der Adoleszenz als einer Lebensphase gesteigerter Auseinandersetzung mit der Welt und sich herauszuarbeiten

2. Zentrale Aspekte einer rekonstruktiven Sozialisationstheorie

Charakterisiert man im Sinne eines ersten Zugriffs die sozialisationstheoretische Perspektive anhand ihrer genuinen, paradigmatischen Stoßrichtung, dann kann man sie als einen Zugang auf *Lebenspraxis* (vgl. Oevermann 2004; Garz/Raven 2015) bzw. das sich entwickelnde Subjekt bestimmen, der die vorgängigen Einbettungen und Prozesse und die wesentlichen externen Bedingungen von Entwicklung und Bildung fokussiert.

Historisch und systematisch arbeitet sie sich an rationalistischen und bewusstseinsphilosophisch geprägten Positionen ab, die in ihren Konzepten des Subjekts, der Entwicklung und der Sozialität wesentlich monologistisch von einem konstituierten Subjekt und der Reflexivität als dem Ursprung von Erfahrung, Interaktion und Bedeutung überhaupt ausgehen. Nimmt die sozialisationstheoretische Perspektive das Subjekt als ein gewordenes, immer schon in sozialisatorische Praxis eingebettetes und sich sukzessive daraus lösendes in den Blick, so tendiert eine rationalistische Perspektive dazu, diese Geschichte des Subjekts auszublenden und es als eine konturierte und reflexive Instanz zum Anfangspunkt theoretischer Reflexion zu machen.

George Herbert Mead geht zur Einrichtung seiner sozialisationstheoretischen Perspektive bekanntlich evolutionsgeschichtlich einen Schritt zurück und stellt fest, dass bereits im Tierreich Kooperation stattfindet, wobei diese über physiologische Differenzierung organisiert ist. Von hier aus nimmt er dann die kulturellen Phänomene, die in den ersten drei Kapiteln von *Mind, Self, & Society* thematisch sind, in den Blick. Sprache, Denken und Selbstbezug erhöhen die Möglichkeiten und die Komplexität der Kooperation, gleichwohl ist sie ihnen vorgängig.

Ungefähr zur selben Zeit vollzieht auch Helmuth Plessner in seiner philosophischen Anthropologie eine analoge Denkfigur, um den Menschen als Lebewesen, von seiner Leiblichkeit her zu betrachten (Plessner, 2004). Sowohl Mead als auch Plessner nähern sich dem Menschen also von der Biologie her. Durch die systematische Hervorhebung der Vorgängigkeit leiblicher Weltbegegnung ist auch Plessners Positionalitätstheorie ein unentbehrliches Element sozialisationstheoretischen Denkens.

In derselben Logik einer produktiv vermeintlich Fremdes aufnehmenden Perspektive geht auch Ulrich Oevermann phylogenetisch auf die Grundlagen zurück und nimmt Sozialisation als eine Phase gesteigerter humaner, innovativer Krisenbewältigung in den Blick. In einer radikalen Fassung ist die sozialisationstheoretische Perspektive immer eine dynamische. In diesem Sinne hebt etwa auch Werner Helsper zum Verhältnis der Sozialisationsebenen hervor, dass die höheren Ebenen einen Möglichkeitsrahmen bilden, „[…] ohne die darunter liegenden Ebenen zu determinieren“ (Helsper 2010: 77). Diese Einschätzung entspricht einer dynamischen Sozialisationstheorie, die Sozialisation nicht etwa im Sinne eines reproduktiven Integrationsmodells (vgl. Geulen 1977), einer nahtlosen Zusammenführung von Gesellschaft und Individuum, versteht, sondern vielmehr grundsätzlich als Quelle von Innovation betrachtet.

Es folgen zwei Aspekte, die ich der sozialisationstheoretischen Perspektive hinzufügen möchte, die rekonstruktive und die bewährungstheoertische Perspektive. Der systematische Einbezug der Errungenschaften rekonstruktiver Methodologie ermöglicht die Entfaltung einer rekonstruktiven Sozialisationstheorie. Diese ermöglicht bzw. stellt eine Integration der oben skizzierten Theorietraditionen einer radikalen und dynamischen Sozialisationstheorie und der strukturgenetischen Entwicklungstheorie[3] in der Tradition Piagets, Kohlbergs, Selmans und Garz' zu einem komplexeren Modell sozialisatorischer Entwicklung dar.

Die Rekonstruktionsthese, das Herzstück einer rekonstruktiven Sozialisationstheorie (Zizek 2015c), geht davon aus, dass die moralische Entwicklung aus zwei distinkten, aufeinander folgenden und aufbauenden Prozessen besteht, der praktischen und der reflexiven Rekonstruktion der Struktur der in den Sozialisationsinstanzen in der Regel realisierten spezifischen Interaktionsformen (Habermas 1983: 174) durch den an ihnen partizipierenden Sozialisanden. In *Das moralische Urteil beim Kinde* (Piaget 1983) untersucht Piaget also den praktischen, Kohlberg (Kohlberg 1996, 2007) hingegen den reflexiven Rekonstruktionsprozess. Jürgen Habermas, der sich letztlich vor allem für den reflexiven Rekonstruktionsprozess interessierte, ist durch seine formalpragmatische Perspektive auf die Vorgängigkeit der spezifischen Strukturen der „Interaktionsstufen" (Habermas 1983) aufmerksam geworden.

Den Rekonstruktionsgedanken formuliert er in seiner diskursethischen Fundierung der Kohlbergschen Moralstufen etwa in folgender Formulierung:

> *Diesen moralischen Bezugspunkt müssen [die Handlungssubjekte] deshalb den Strukturen entnehmen, in denen sich alle Interaktionsteilnehmer, sofern sie überhaupt kommunikativ handeln, immer schon vorfinden (Habermas 1983: 174).*

Die Strukturen, die das sich entwickelnde Subjekt konstruiert und die die Logik der jeweiligen Kompetenzstufe bilden, haben also Vorläufer nicht nur in den vorangehenden Entwicklungsstufen, sondern auch in den Strukturen der Sozialisationsinstanzen. Ulrich Oevermann steht als einstiger Assistent an dieser Stelle in der sozialisationstheoretischen Denktradition Habermas'; mit der objektiven Hermeneutik entwickelte er ein rekonstruktives Auswertungsverfahren, das auf der Ebene latenter Sinnstrukturen ansetzt. Da sich auf dieser die thematischen Interaktionsstrukturen manifestieren, sind rekonstruktive Methoden der Sozialwissenschaften der methodische Bezugspunkt einer rekonstruktiven Sozialisationstheorie.[4]

Das Konzept des *Menschen als Bewährungssucher* (Zizek 2012, 2013, 2014, 2015a, 2015b) geht von einem universalen Drang des Menschen aus, einen wertvollen

---

3 Mit der Entwicklungstheorie steht der Sozialisations- und Bildungsforschung ein universalistisches, empirisch bewährtes und heuristisch weiterhin produktives theoretisches Modell zur Verfügung, das im Gegensatz zu relativistischen Strömungen, die nur noch Differenzen zu konstatieren vermögen, eine Folie sowohl für Kontrastierungen als auch für Kritik empirischer Phänomene ermöglicht.

4 Eine rekonstruktive Sozialisationstheorie vermag auf der einen Seite durch eine rekonstruktive Vermittlungstheorie zentrale, immer wieder kritisierte Schwachstellen der Theorien Piagets (Monologizität) und Kohlbergs (Rationalismus) zu überwinden und auf der anderen Seite durch Integration der Differenzierungsarbeit der Kompetenzniveaus durch die Entwicklungstheorie die von Dieter Geulen aufgeworfene Frage zu beantworten, wie sich die von Ulrich Oevermann aufgezeigte Rekonstruktionstätigkeit des Sozialisanden langfristig niederschlägt (Kompetenz).

Beitrag zu einer jeweiligen Gemeinschaft leisten zu wollen. Es entspricht der sozialisationstheoretischen Logik der Rekonstruktion vorgängiger Einbettungen und Prozesse und der Herausarbeitung der sozialen Natur des Menschen und kann von daher neben dem Konzept der Anerkennung als ein spezifisch sozialisationstheoretisches Motivationskonzept bezeichnet werden. Den universalen Bewährungsdrang verstehe ich dabei als eine vorgängige soziale Motivierung, die phylo- und ontogenetisch Modifizierungen erfährt. In den klassischen Subjektkonzepten der Psychoanalyse, der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, die ihre expliziten oder impliziten Motivationstheorien aus einer bestimmten kulturhistorisch gewachsenen Perspektive heraus entwickeln, ist die soziale Motivation hingegen stets als ein *Mit-Motiv* konzipiert (Zizek 2015a).

3. Adoleszenz und Bewährung

Der wohl sparsamste Begriff von Adoleszenz ist der des Übergangs von der Kindheit zum Erwachsenenalter. In dieser Hinsicht ist Adoleszenz ein universales Phänomen, auch wenn sie in der Vormoderne durch Initiationen auf wenige Tage zusammengezogen werden konnte. Die kulturell erzeugte Kontraktion oder Dehnung dieser Übergangsphase lässt sich mit Mario Erdheims Begriffspaar *kalter* und *heißer Adoleszenz* einfangen (vgl. Erdheim 1984).

Wie ist aber das Verhältnis zum Begriff der Jugend einzuschätzen? Helmut Fend zufolge liegt eine fachspezifische Verwendungsweise vor. Soziologen würden vor allem von Jugend, Psychologen von Adoleszenz und Biologen von Pubertät sprechen (vgl. Fend 2003: 22). Mit Adoleszenz und Jugend werden aber auch aufeinander folgende Lebensphasen bezeichnet, so dass der Übergang zum Erwachsenenalter nochmals differenziert wäre. Bei Lawrence Kohlberg etwa folgt die Jugend auf die Adoleszenz (Kohlberg 2007: 163). Vera King arbeitet eine entgegengesetzte Tendenz der Verwendungsweise des Begriffs heraus, sie stellt fest,

> *[…] dass der „Adoleszenz"-Begriff oft auch eher dort verwendet wird, wo es um ‚verlängerte' oder ‚moderne' Jugend geht, also um ein Moratorium im strikten Sinne des Wortes (King 2002: 21).*

Die seit den 1970er Jahren stark zugenommene Ausdehnung der Adoleszenz bis weit ins dritte Lebensjahrzehnt hinein hat Jeffrey Arnetts veranlasst, den Begriff des *emerging adulthood* als eine weitere Phasenbezeichnung einzuführen (Arnett 2004: 4). Mir scheint es vor allem geboten, diese enorme Verlängerung zu erklären, statt sie durch einen weiteren Begriff lediglich klassifikatorisch zuzudecken.

Im Geiste einer dynamischen Sozialisationstheorie fasse ich mit Oevermann und King die Adoleszenz als eine Ablösungsphase mit gesteigertem Innovationspotential auf. Dieses entwicklungstheoretisch differenzierend, betrachte ich die Adoleszenz darüber hinaus als lebensgeschichtlich potentiell erste volle Entfaltung der universalen Subjektpotentiale, Leiblichkeit und Reflexivität. Analog hat Helmuth Plessner die Moderne als eine Phase der Emanzipation dieser Subjektpotentiale betrachtet (vgl. Fischer 2002: 85). Mit Kohlbergs Theorie moralischer Entwicklung lässt sich die Entfaltung der Reflexivität differenzieren; einen Vorschlag für eine Differenzierung

der Entfaltung des Subjektpotentials Leiblichkeit habe ich in einer kulturhistorischen (vgl. Zizek 2012) und systematischen Untersuchung (vgl. Zizek 2011) skizziert.

Die Adoleszenz kommt zu einem Abschluss, wenn sich der Adoleszent in eine konkrete gesellschaftliche Position tätig, in verantwortlicher Bindung einfügt.[5] Erik H. Erikson und Oevermann folgend, beinhalten diese Positionierung eine Stellungnahme zu den Bewährungsbereichen Beruf, Familie und Gemeinwohl (Erikson 1973: 137; Oevermann 2004: 171; Zizek 2012: 46). Dass die Einnahme einer Bewährungsposition nicht immer einfach ist, darauf hat bereits Hegel hingewiesen. Der Adoleszent, der sich zuvor kritisch auf das Ganze bezog, um es zu verändern, muss sich nun mit „Einzelheiten" befassen und „die Unmöglichkeit einer unmittelbaren Verwirklichung seiner Ideale" (Hegel 1999: 83) ertragen. Ein Gedanke, der die Probleme auch der heutigen Y-Generation zu erhellen vermag (vgl. Hurrelmann/Albrecht 2014). Mit der zunehmenden Verlängerung des adoleszenten Moratoriums wächst der Zeitraum für *rambling thoughts* (Defoe 2003). So hat Robinson Crusoe, der Pionier moderner Adoleszenz, seine praxisentlastete müßige Reflexion noch rückblickend abgewertet. Diesem zeitbedingt einseitigen Blick auf das adoleszente Moratorium ist natürlich der Hinweise auf das kreative Potential müßiger, kontemplativer Praxis hinzuzufügen.

4. Aufwachsen in einem *schwierigen Land* – Israel als prekärer Sozialisationsraum

Wesentlich für den prekären Charakter Israels als Sozialisationsraum ist zweifellos die ethnische und interkulturelle, durch andauernde gewaltsame Auseinandersetzungen geprägte Konfliktsituation, die sich, wie der israelische Psychologe Carlo Strenger 2011 in seiner *Einführung in ein schwieriges Land* zurecht vermutete, eher noch zuzuspitzen scheint.

Alain Gresh hebt hervor, dass es sich um einen der ältesten Konflikte handelt.

> *Die Auseinandersetzung in Palästina ist eine der ältesten des Planeten. Ihre Anfänge reichen rund einhundert Jahre zurück, als die zionistische Bewegung in Europa entstand und die ersten Siedlerwelten in Palästina ankamen (Gresh 2009: 12).*

Und seit der Staatsgründung vergeht kein Jahrzehnt ohne kriegerische Auseinandersetzungen (vgl. Schliwksi 2011), zu denen die alltäglichen Akte der Gewalt noch hinzukommen. Noam Chomsky bemerkt 1999 hinsichtlich der Dauerhaftigkeit und Tiefe des Konflikts im Vorwort zu *Fateful Triangle* knapp und klar:

> *For some time, I've been compelled to arrange speaking engagements long in advance. ... There is, I've found, one title that always works: "The current crisis in the Middle East". One can't predict exactly what the crisis will be far down the road, but that there will be one is a fairly safe prediction. That will continue to be the case as long as basic problems of the region are not addressed (Chomsky 1999: ix).*

5 Dies ist ein sehr anspruchsvolles Kriterium. Es eröffnet jedoch eine Erklärungsmöglichkeit, warum sich viele junge Menschen heute mit diesem Übergang so schwer tun und gleichsam, um einen Ausdruck Oevermanns zu verwenden, zu Berufsjugendlichen werden.

Erschwerend kommt hinzu, dass die „[…] liberal orientierten Juden […], die jahrzehntelang für ein weltoffenes Israel gekämpft haben, seit Beginn der zweiten palästinensischen Intifada im Jahr 2000 politisch marginalisiert“ (Strenger 2011: 8) sind.

Anfang 2014 glaubten zwar auch durchaus skeptische Beobachter, dass John Kerry es vielleicht wirklich schaffen könnte, den nicht enden wollenden Palästinakonflikt endlich auf einen Weg der Lösung zu führen. Doch alle Hoffnungen wurden dann durch den Gaza-Krieg 2014 erneut nachdrücklich enttäuscht. Netanjahus Wahlsieg im März 2015, der auf einer konfliktverschärfenden Haltung gründete, und die Aufkündigung des 1993 vereinbarten Nahost-Friedensprozesses von Oslo durch Mahmud Abbas waren weitere Höhepunkt dieser negativen Verlaufskurve. Seit die wieder alltäglich gewordene terroristische Gewalt in Israel am 18. April 2016 durch ein Sprengstoffattentat auf einen Linienbus in Jerusalem eine neue Dimension erreicht hat, werden die Stimmen lauter, die von einer neuen, dritten Intifada sprechen.

Obwohl es im Folgenden nicht primär um den Konflikt und seine historischen Gründe und Dimensionen geht, sondern um den Erfahrungs- und Sozialisationsraum, der durch ihn wesentlich geprägt wird, scheint es zunächst geboten, ihn knapp in seinen wesentlichen Punkten zu charakterisieren, seine Tiefenstruktur aufzuzeigen.

Mit Margret Johannsen lassen sich die zentralen ungelösten, schwelenden Konfliktgegenstände des Palästinakonflikts exemplarisch differenzieren. In ihrer „Konfliktanalyse“ (Johannsen 2011: 59), die auch eine Differenzierung der Akteure im Konflikt einschließt, führt Johannsen die stark eingeschränkte palästinensische Staatlichkeit, das dezimierte und fragmentarisierte palästinensische Territorium, die Verfügungsgewalt über die Wasserressourcen im Westjordanland, die israelische Siedlungspolitik, die enorm aufgeladene Jerusalemfrage, die schwerwiegende Vertriebenenproblematik und die deformierte palästinensische Wirtschaftsstruktur an (vgl. Johannsen 2011: 59 ff.).

Auch Michael Wolffsohn differenziert systematisch die Konfliktgegenstände und weist etwa darauf hin, „[…] seit 1967 trinken die Israelis Wasser, das ihnen eigentlich gar nicht gehört. Es kommt aus dem besetzten Westjordanland“ (Wolffsohn 2007: 27). Außerdem erhöhe die Struktur der Besiedelung des Westjordanlandes, die seit 1977 von Stützpunkten zu einem Streuungsmuster umgebildet wurde, das Konfliktpotential weiter.

> *Je mehr Siedlungen nämlich bestehen, desto mehr müssten im Falle eines territorialpolitischen Kompromisses geräumt werden (Wolffsohn 2007: 30).*

Neben weiteren verschärfenden Entwicklungen ließe sich noch anmerken, dass sich zwar einerseits das „Chalutz-Ideal des landwirtschaftlichen Pioniers“ (Wolffsohn 2007: 32) zugunsten „bürgerlicher Pendler“ immer mehr auflöst, auf der anderen Seite aber das ursprünglich von der Arbeiterbewegung begründete Erbe des Zionismus nun Fanatiker antreten (vgl. Wolffsohn 2007: 33).

Vor dem Hintergrund der Tiefenstruktur des Konflikt ist Tom Segevs markante historische Analyse der modernen israelischen Gesellschaft *Elvis in Jerusalem* aufschlussreich. Sie zeigt, welche Potentiale sich für die Lösung des oben skizzierten Konfliktes in der dynamischen geschichtlichen Entwicklung auftun oder zu schließen scheinen. Segev zeigt einerseits, dass das moderne Israel eine „Amerikanisierung“ erfahren hat, die vom einstigen säkularen zionistischen Deutungsbestand nicht mehr

viel übrig gelassen hat, „die gesellschaftliche Solidarität“ schwächt und „das Individuum zum Dreh- und Angelpunkt des Lebens“ (Segev 2003: 55) gemacht hat. In der Anfangszeit des Staates „[…] war jeder Israeli angehalten, in der ersten Person Plural zu denken und zu empfinden“ (Segev 2003: 68). Diese Erosion kollektiver Orientierung und der damit zusammenhängende „Abstieg der Kibbuzim“ (Segev 2003: 68) hat Amos Oz in *Der perfekte Frieden* exemplarisch gestaltet. Der zentrale Protagonist Jonathan bricht darin in seiner verlängerten Adoleszenz nach langem Ringen aus dem Kibbuz aus.

> *Jetzt, mit 26 Jahren und seiner verhaltenen, vielmehr nachdenklichen Wesensart, war endlich der Wille in ihm erwacht, allein zu sein, ohne die anderen um ihn herum, und mal selber zu prüfen, was es denn noch so gab (Oz 1990: 8).*

Zugleich werde „das moderne Israel immer jüdischer“ (Segev 2003: 87), Segev spricht von einer „Welle der Rückbesinnung auf die Religion“ (ebd.: 98), die er ausführlich nachzeichnet. Die religiösen Kräfte, die, wie Carsten Schliwksi feststellt, bereits in der Gründungsphase Ben-Gurion erfolgreich dazu bewegten, von der Ausarbeitung einer den säkularen Charakter des Staates festschreibenden Verfassung abzusehen (Schliwski 2011: 68), gewinnen zunehmend an Boden. David Ranan thematisiert die Problematik bezüglich der Armee, „[…] eine ständig wachsende Zahl von orthodoxen Juden gewinnt ein immer größeres Gewicht in Zahal“ (Ranan 2011: 35).

Segev und der israelische Historiker Shlomo Sand, der die vorliegende Untersuchung als Kooperationspartner unterstützt hat, zeichnen die sich verstärkenden gesellschaftlichen Spaltungen nach und sprechen von einer post-zionistischen Herausforderung,[6]

> *[…] nach Wegen zu suchen, wie sich das Zusammenleben aller Israelis unter Berücksichtigung der beiden großen Einflüsse auf das Land –Amerika und Judentum – ermöglichen lässt (Segev 2003: 151).*

Israel lehne jedoch die Vorstellung einer gemeinsamen bürgerlichen Nation ab. Auch Rachel Seginer und Shirli Shoyer weisen auf die soziale Ungleichheit zwischen den einzelnen Volksgruppen in Israel hin (Seginer/Shoyer 2012). Arabische Bürger etwa haben es sehr schwer, „[…] in staatlichen und öffentlichen Institutionen – einschließlich der Universitäten –Anstellungen zu finden“ (Segev 2003: 155). Es wird deutlich, dass der Palästinakonflikt immer auch schon ein innerisraelischer Konflikt ist. Das drückt sich etwa in dem Phänomen aus, dass sich in Israel die gängige politische Zuordnung nach links und rechts auf ihn bezieht.

> *In der Kluft zwischen Links und Rechts dreht sich alles um die Beziehung zu den Palästinensern und in diesem Zusammenhang um die Frage, wie man mit dem Terrorismus umgehen, was mit den Siedlungen geschehen und wie eine*

6 Die Postzionisten, denen auch Sand zugerechnet wird, brechen mit der dem Aufbau und Erhalt eines Nationalbewusstseins verpflichteten traditionellen Geschichtsschreibung.

> *endgültige Vereinbarung mit den Palästinensern aussehen sollte (Ranan 2011: 37).*

In den erhobenen Interviews zeigt sich, wie der Konflikt darüber hinaus als Lebensthema in die Familien und einzelnen Biographien hineinreicht. Im Interview mit der Mutter von Sharon etwa erwähnt diese gleich zu Beginn ungefragt, dass sie eine andere politische Einstellung habe als ihre Tochter, die sie als links und *Kuku-Girl* bezeichnet. Allen Teilnehmern unseres Auswertungsworkshops war eine vergleichbare Stellungnahme zu Beginn eines offenen lebensgeschichtlichen Interviews noch nicht begegnet. Wie wir sehen werden, wächst sich der israelisch-palästinensische Konflikt für Sharon auch mit Blick auf ihre persönliche Lebensgestaltung zum Zeitpunkt des Interviews zu einer biographischen Krise aus.

Aufgrund des Fokus der vorliegenden Untersuchung ist der Palästinakonflikt in dieser innerisraelischen Dimension hier von besonderer Relevanz. Ranan charakterisiert den prekären Erfahrungsraum der heutigen israelischen Jugendlichen mit Blick auf den Wehrdienst.

> *Sie kannten niemals ein Israel ohne besetzte Gebiete, ein Israel ohne Selbstmordattentäter, ein Israel ohne Soldaten, die an Absperrungen und Kontrollposten eingesetzt werden. Sie kannten niemals eine Armee, die nicht regelmäßig nach Gutdünken in die Häuser von Palästinensern eindringt, eine Armee, die nicht regelmäßig mit dem Sicherheitsdienst, dem* Schabak*, zusammenarbeitet, die die palästinensische Bevölkerung kontrolliert. Sogar die Eltern vieler Soldaten von heute – von denen viele nach 1967 geboren wurden oder nach Israel kamen – kannten kein anderes Israel (Ranan 2011: 46).*

Ein weiterer Aspekt der innerisraelischen Dimension diese Konflikts ist, dass sich dieses Verhältnis zur Fremdgruppe, den Palästinensern, auch nach Innen niederschlägt, auch den angemessenen Umgang mit der Eigengruppe und den Nächsten zu erodieren droht.

> *Die ständige Kriegs- und Gewaltbereitschaft sowie Brutalisierung schlichen sich leider auch in den Alltag der israelischen Gesellschaft. Von 1990 bis 1991 stieg die registrierte Gewaltanwedung in Ehen um 85% (Newsweek 19.8.1991: 15) (Wolffsohn 2007: 198).*

Mit Carlo Strenger ließen sich über die genannten Konfliktlinien hinaus, die sich in den Erfahrungs- und Sozialisationsraum Israel eingebrannt haben, weitere „Risse und Konflikte in der israelischen Gesellschaft“ (Strenger 2011: 43) differenzieren. Strenger zeichnet weitere aktuelle innerisraelischen Spannungen nach (Strenger 2011: 26). Alle scheinen sich jedoch an dem Palästinakonflikt zu entfalten (Strenger 2011: 43). Dieser bildet also sowohl auf der Makro- als auch auf der Mikroebene ein Lebensthema, ein den Alltag und damit auch das Aufwachsen in Israel zeitlich unbegrenzt belastendes Problem.

5. Adoleszenz in Israel

Für die Frage der spezifischen Herausforderung ethnisch und interkulturell konfliktbehafter Sozialisationsräume für die Adoleszenz als dem Prozess des Erwachsenwerdens ist auch instruktiv, warum Israel für die Moralforschung schon immer ein besonderer Bezugspunkt der Reflexion war.

Wie Detlef Garz in *Lawrence Kohlberg zur Einführung* (Garz 2012) verdeutlicht, war die Situation der jüdischen Flüchtlinge im Kontext der nationalsozialistischen Verfolgung, deren Einreise nach Palästina die britische Marine als Mandatsmacht zu verhindern versuchte, gleichsam das ursprüngliche reale moralische Dilemma, das Kohlberg zur Reflexion der ihn dann zeitlebens beschäftigenden Frage des Verhältnisses von Konventionen und übergeordneten Prinzipien bewegte.

> *Er nahm eine Stelle als unbezahlter Ingenieur auf einem Frachtschiff, der Paducah, an, […] das jüdische Flüchtlinge aus Osteuropa ins Land schmuggelte. Bei diesem Einsatz wurde Kohlbergs Schiff von britischen Einheiten geentert und die Mannschaft wie die Passagiere festgesetzt und auf Zypern interniert. Die längere Zeit währende Gefangenschaft brachte für Kohlberg eine Phase verstärkter, gleichwohl „erzwungener Reflexion" mit sich (Garz 1996: 13).*

Auch für Robert Kegan war Israel, wenn auch aus einer historisch bedingt anderen Perspektive, ein Bezugspunkt moralischer Reflexion. In *Entwicklungsstufen des Selbst* veranschaulicht Kegan postkonventionelles Moralurteil am Beispiel eines israelischen Militärarztes,

> *[…] der, im Unterschied zu den meisten seiner Kameraden, verwundeten Arabern und Israelis die gleiche ärztliche Behandlung zukommen ließ. Trotz der unverhehlbaren Zuneigung, die wir für Angehörige der eigenen Gruppe spüren, wird [die] Gruppenidentifikation nicht zum letzten kontrollierenden Prinzip (Kegan 2008: 301).*

Garz weist darauf hin, dass postkonventionelle, an höheren Zielen orientierte moralische Antworten bei in den gegenwärtigen westlichen Gesellschaften sozialisierten Adoleszenten eher die Ausnahme darstellen (vgl. Garz/Zizek 2015). Das scheint auch darin begründet, dass sich ihnen in der Regel die entsprechenden problematischen, Auseinandersetzung provozierenden Situationen nicht stellen. Das ist, wie Garz' Forschung zeigt, bei Migranten und insbesondere bei den Migranten aus Nazi-Deutschland anders. Für sie wurde es eminent wichtig, zwischen an eine konkrete Gemeinschaft gebundenen Konventionen und sie transzendierenden Prinzipien zu unterscheiden.

Wie Kohlberg gezeigt hat, verändert sich die Beurteilung dieses Verhältnisses im Verlauf der moralischen Entwicklung, wobei in einem prinzipienorientierten, postkonventionellen Urteil das Ziel der Moralentwicklung gesehen wird.

Der Sozialisationsraum Israel regt Adoleszente nun aber nicht nur zu tieferer Auseinandersetzung an. Durch die bedrohliche Konfliktlage wird die potentielle Entwicklung des thematischen kritischen Reflexionspotentials auch auf eine besondere Weise

belastet. Indem sie gesteigert Loyalität gegenüber der Eigengruppe einfordert, provoziert sie auch eine *moralische Kontraktion*,[7] ein Sich in seiner Rücksichtnahme Zurück- bzw. Zusammenziehen auf kleinere soziale Kreise.[8]

Den Begriff der *moralischen Kontraktion* haben wir im Zuge einer Analyse der Erfahrungsberichte David Grossmanns über sein Erleben der zweiten Intifada gebildet (B. Zizek/Worch/Fromme/L. Zizek 2012). Grossman beherrscht es, als Schriftsteller sowohl die intellektuellen als auch die emotionalen Aspekte der Auseinandersetzung in ihrer jeweiligen Bedeutsamkeit klar zum Ausdruck zu bringen. Er vermag es, ein ganzheitliches Bild der Auseinandersetzung zu zeichnen, wobei er immer wieder auch ein Verständnis dafür entwickelt, was andere dazu führt, sich einer um Klärung bemühten Auseinandersetzung zunehmend zu verschließen. Grossmans Umgang mit dem interkulturellen Konflikt Israels ist zweifelsohne als eine besonders elaborierte Form der Bewältigung einzustufen.

Über die genannten *Entwicklungsprovokationen* hinaus stellen der lange Wehrdienst, der aufgrund der vielen kriegerischen Auseinandersetzungen im Zeitraum zwischen 1949 und 1975 für Männer von 24 auf 36 und für Frauen von 12 auf 24 Monaten schrittweise angehoben wurde (Wolffsohn 2007: 190), und die auf ihn in der Regel folgenden Weltreisen der jungen Israelis adoleszenztheoretisch hochinteressante Phänomene dar.

Nimmt man den Wehrdienst in Israel näher in den Blick, dann ist festzustellen, dass nicht nur seine Länge eine Besonderheit bildet.

> *Seit 1967 haben israelische Soldaten, die ausgebildet werden, im Falle eines Krieges ihr Land zu verteidigen, eine weitere Aufgabe: die Überwachung der besetzten Gebiete (Ranan 2011: 16).*

Dies stellt für manche eine zunehmende moralische Belastung dar (vgl. Ranan 2011: 40, 43). In Israel gab es lange Zeit einen allgemeinen Konsens, […] dass es notwendig für das Land sei, eine Armee zu haben, und dass es notwendig für seine Bürger sei, in ihr zu dienen“ (Ranan 2011: 39). Eine gewisse Erosion dieser von vielen immer wieder hervorgehobenen außerordentlichen Motivation hat Ranan bewogen, darauf bezogene Interviews mit adoleszenten Israelis zu führen.

---

7 Gresh spricht in analogem Sinne auch von einer „tribalistischen Logik“, einer „Logik des Krieges, weit entfernt von jedwedem humanistischen Ideal“ (2009: 22). Und Segev charakterisiert die Reaktion der Israelis auf die zweite Intifada in entsprechender Metaphorik als einen „[…] Rückfall in die Mentalität eines belagerten Stammes, wie sie unmittelbar nach der Staatsgründung geherrscht hatte“ (Segev 2003: 163).

8 Hier wäre noch zu ergänzen, dass etwa durch das „Bar Mitzvah project“ auch institutionell der Versuch unternommen wird, die Bindung an die Eigengruppe bereits zu Beginn der Adoleszenz zu stärken. Das religiöse Initiationsritual Bar Mitzvah bzw. Bat Mitzvah, das im Alter von 13 bei Jungen und im Alter von 12 bei den Mädchen gefeiert wird, wird von den israelischen Bildungsinstitutionen aufgegriffen. In der siebten Klasse arbeiten alle Schüler an einem „family history project“, dass in vielen Schulen nicht ohne Grund als „Bar Mitzvah project“ bezeichnet wird. In diesem Projekt gehen die Schüler ihren „family roots“ nach.
„The children are instructed to trace back the biographical story of their grandparents, underscoring events that have not only family but also national meaning, such as the Holocaust and the survival of the Jewish people and their immigration to Israel” (Seginer/Shoyer 2012: 30).

> *Die nahezu uneingeschränkt geltende positive Einstellung zum Wehrdienst fing jedoch in den letzten Jahren ein wenig an zu bröckeln (Ranan 2011: 40).*

Shani Boianjiu hat zuletzt in ihrem 2013 erschienenem Roman *Das Volk der Ewigkeit kennt keine Angst* geschildert, wie drei junge Frauen den Alltag vor und während des Wehrdienstes bewältigen. Lapidar bemerkt eine Protagonistin schließlich:

> *Wenn du ein Junge bist und zur Armee gehst, kann es sein, dass du stirbst. Oder es kann sein, dass du lebst. Wenn du ein Mädchen bist und zur Armee gehst, ist es unwahrscheinlich, dass du stirbst. Es kann sein, dass du Reservisten zum Sterben in den Krieg schickst. Es kann sein, dass du Demonstrationen an Checkpoints gewaltsam auflöst. Aber es ist unwahrscheinlich, dass du stirbst (Boianjiu 2013: 210).*

Boianjiu zeigt in drastischen Schilderungen, dass dieser ängstigende Alltag an den jungen Frauen nicht spurlos vorübergeht. In der immer wieder durchbrechenden Sehnsucht etwa, wieder Kind zu sein, wird die Belastung autonomer Lebensgestaltung besonders eindrücklich greifbar.

Bezüglich der auf den langen, außerordentlich belastenden Wehrdienst folgenden Weltreisen stellt sich die Frage, ob diese ein nachgeholtes *psycho-soziales Moratorium* im Sinne Eriksons darstellen (Erikson 1973). In Abraham Jehoschuas Roman *Die Rückkehr aus Indien* (1996) haben sie eine exemplarische künstlerische Gestaltung gefunden.

> *The traditional imagery of Asia has been that of spirituality, ever since the early days of the mid-seventies when Israeli drifters began traveling there. Research indicates that this ethos still attracts backpackers to Asia, mainly to India (as can be assumed from their frequent participation in a variety of "spiritual" activities there) (Noy/Cohen 2005: 26).*

Seit Längerem gibt es in Israel etwa auch wöchentlich stattfindende vorbereitende Informationsveranstaltungen zu solchen Weltreisen in Outdoor-Läden. Chaim Noy und Erik Cohen widmen sich in *Israeli Backpackers. From Tourism to Rite of Passage* (2005) diesem israelspezifischen Phänomen.

> *In general, the trip is undertaken soon after military service and lasts from several months to several years. It is a phase during which young Israeli adults take "time off" from the structured course of their obligations, after having fulfilled their duty to the state, and before pursuing higher education or entering the labor market (Noy/Cohen 2005: 5).*

Die Praktik der Weltreise entwickelte sich historisch aus dem kollektivorientierten Kibbuz heraus.

> *The institutionalization of the "year off" from the kibbutz, which entailed working within Israel or traveling abroad, especially in Asia and South America, appears to have set the pattern for other Israeli youth (ebd.: 9).*

Die Weltreisen können dabei als Ausdruck des Aufkommens eines sich gegen die im Kibbuz verkörperte kollektive Orientierung richtenden Dranges nach Selbstverwirklichung und „Authentizitätsprüfung" (Zizek 2012: 13) gelten, wie ihn Amos Oz in seinem oben bereits erwähnten Roman *Der perfekte Frieden* am Beispiel des Protagonisten Jonathan dargestellt hat.

Suchten die Adoleszenten anfangs jedoch eine möglichst abenteuerliche Gestaltung ihrer Reise, indem sie allein reisten und touristische Routinen vermieden, ziehen es die gegenwärtigen Backpacker vor, zusammen zu reisen und den Kontakt zur einheimischen Bevölkerung zu meiden (vgl. Noy/Cohen 2005: 2). In den sich seit den 1970er Jahren verändernden Formen der Gestaltung dieser Weltreisen sehen Noy und Cohen eine Objektivation der Transformation der israelischen Gesellschaft selbst (vgl. ebd.: 3).

6. Fallanalysen aus der Pilotstudie[9]

In den folgenden beiden Unterkapiteln, in denen Ergebnisse ausführlicher, umfangreicher Sequenzanalysen auf die oben skizzierten Foki hin zugespitzt werden, sind jeweils ein weiblicher und ein männlicher Adoleszent nach dem Kriterium zusammengestellt worden, ob sich ihr Bewährungsstreben dominant auf die Eigengruppe fokussiert oder über diese hinaus tendiert. In der Architektur der folgenden Darstellung schlagen sich also bereits Ergebnisse der Untersuchung nieder.

Ich beginne mit den beiden *Exzentrikern* und potentiellen *Brückenbauern* und werde sie dann mit zwei zentrisch orientierten Adoleszenten kontrastieren. Wie bereits deutlich wird, habe ich das Plessnersche Begriffspaar zentrisch/exzentrisch hier in einer gewissen Erweiterung zur Akzentuierung des Charakters der sozialen Bezogenheit in Anschlag gebracht. Zentrisch meint hier nicht nur *auf den eigenen Leib bezogen*, sondern auf die primäre Bezugsgruppe.[10] Die Idee ist, dass in einer zentrisch geprägten Beurteilung einer Situation nicht über die Eigengruppe, in die man hineinsozialisiert wurde, hinausgegangen wird. Exzentrisch bezeichnet komplementär, dass man aus dieser Zentrierung auf die Eigengruppe herauszutreten vermag.

6.1 Siad – Sokrates ohne Heimat möglicher Bewährung

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Siad 25 Jahre alt, er ist das älteste von vier Geschwistern. Noch bevor die Eingangsfrage gestellt wird, spricht Siad im Interview die Bedeutsamkeit der Beherrschung der englischen, der hebräischen und der arabischen Sprache an und thematisiert damit ein Charakteristikum der Lebenssituation im multiethnischen Israel. Daran anknüpfend zeigt er aber auch gleich sehr plastisch die Asymmetrie zwischen den arabischen und den jüdischen Israelis auf, denn nur die arabischen Israelis sind „gezwungen", sich, wenn auch meist mangelhaft, „their language", also die Sprache der jüdischen Israelis anzueignen.

In seiner sogleich einsetzenden, nicht abreißenden Thematisierung der Haltungen und Eingeschränktheiten der Eigen- und Fremdgruppe nimmt Siad einen exzentri-

9 Ausschnitte aus den Interviews gebe ich im Folgenden in Anführungszeichen wieder.

10 Insofern sich das sich entwickelnde Subjekt zunächst als mit seiner ersten Bezugsgruppe gleichsam leiblich verbunden erlebt (Garz/Zizek/Zizek 2014), erscheint die gleichsam soziologische Übertragung der Plessnerschen Begrifflichkeit produktiv.

schen Standpunkt ein. Trotz dieser akzentuierten Außenperspektive auf die Eigengruppe vollzieht er aber keine einseitige, pauschal abwertende Distanzierung, vielmehr weist er gleich einem Fürsprecher seiner Herkunftsgruppe auf strukturelle, soziale Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten hin.

Siad stammt aus einem der zahlreichen arabischen Dörfer im Norden Israels, die noch weitgehend stammesgesellschaftlich strukturiert sind. Es gibt dort clanartige Familien, deren Namen ganze Dörfer tragen. Aus diesem Milieu hat Siad sich sehr bestimmt gelöst, weshalb wir auch kein Interview mit seinen Eltern führen konnten. Siad schildert, wie er vor sechs Jahren nach Tel Aviv gekommen ist, wo er seither Geschichte studiert. Er beschreibt die erste Zeit als Schock. Mittlerweile lebt er, wie er erläutert, aus Kostengründen in Jaffa.

Immer wieder kontrastiert Siad das Stadtleben mit dem dörflichen Leben seines Herkunftsmilieus, das er als dörflich, eng, als „small life" charakterisiert, während er anders als seine Peers Tel Aviv positiv als internationale Stadt sieht. Tel Aviv wird gemeinhin als besonders weltlich liberale Stadt als Gegenpol zu Jerusalem betrachtet (vgl. auch Schäuble 2013: 38).

> *Jerusalem ist eine religiös geprägte Stadt, politisch, intolerant, sogar fanatisch, fünftausend Jahre alt und auf Fels erbaut. Tel Aviv hingegen wurde auf Sand gebaut, vor noch nicht einmal hundert Jahren. Die Tel Aviver leben zwanglos – nicht für die Vergangenheit, nicht für die Zukunft; ihnen geht es vielmehr um das Leben selbst, um das „Hier und Jetzt", wie sie es aus den USA kennen. Es entbehrt nicht der Ironie, dass ausgerechnet Jerusalem, die einstige Hochburg der Zionismus-Gegner, zum Symbol des israelischen Patriotismus geworden ist, während Tel Aviv, die einstige Hauptstadt des Zionismus, zur Bastion des post-zionistischen Lebensgefühls wurde (Segev 2003: 124).*

Es ist bedeutsam für Siad, dass er sich das Stadtleben angeeignet hat, sich etwa mit allen unterhalten kann. Ständig ist er aber gezwungen, Geld für das Studium zu verdienen; er wählt die Metapher des Krieges, um das alltägliche Leben in Israel zu bestimmen. Diese Einschätzung ist nicht unbegründet.

Er ist froh, dass er aus dem Nachteil seiner als Araber zweitrangigen Staatsbürgerschaft den Vorteil ziehen kann, nicht zum Wehrdienst zu müssen.

Erst auf gezieltes Nachfragen im Nachinterview hin erwähnt Siad biographische Details, die Aufschluss über die Genese seines exzentrischen, der säkularen israelischen Kultur zugewandten Handelns geben. Seine Familie gehört gleichsam dem palästinensischen Adel an. Und man erfährt, dass der Onkel der Mutter aufgrund seiner guten Kooperation mit der zionistischen Bewegung ein späteres Mitglied der Knesset und Bürgermeister einer mittelgroßen israelischen Stadt wurde. Viele Bewohner seines Dorfes hätten vor der *Nakba* 1948 mit der zionistischen Regierung kooperiert, weshalb sie nach ihrer Flucht wieder zurückkehren durften. Hier findet sich Siads Offenheit gegenüber der säkularen israelischen Kultur modellhaft vorgeprägt. Hinzu kommt, dass sich sein Vater als jüngstes von sieben Geschwistern entschied, nach Haifa arbeiten zu gehen, wofür er später enterbt wurde.

Siad hebt hervor, dass alle in der Familie mütterlicherseits Analphabeten waren, weder lesen noch schreiben konnten. Sein Vater aber bringt aus Haifa immer die

Zeitung mit, um die sich dann alle scharen. Es wird nun greifbar, wie Siad schon als Jugendlicher zu einem Intellektuellen *en miniature* werden konnte.

Wir haben hier also wesentliche biographische Elemente, aus denen Siad seine ihn in seiner Einzigartigkeit akzentuierende Bewährungsfigur modelliert hat. Durch seine spätere kosmopolitische Lebensführung im säkularen Tel Aviv realisiert er diese dann auf eine gesteigerte Weise. Nicht ohne Stolz sagt er, für seine Eltern sei er in Tel Aviv so weit entfernt als sei er in New York. Damit spricht er die lebensweltliche Distanz an, die er durch seine *Exzentrisierung* erreicht hat. Die perspektivische Entfernung von seinem Herkunftskontext ist also ganz deutlich ein bewährungsrelevantes Datum.

Hinsichtlich unserer Fragestellung lässt sich die Fallanalyse auf folgende Formel bringen: Durch seine Ablösung aus seinem traditionellen, arabischen Herkunftsmilieu ist Siad in einen Universalisierungsprozess geraten, in den er sich selbst hineinbegeben hat. Betrachtet man Siads Situation hinsichtlich der oben formulierten Annahme, dass die Beendigung der Adoleszenz eine Position der Bewährung in einem konkreten Gemeinschaftsbezug impliziert, dann wird deutlich, dass hierin sein zentrales Adoleszenzkrisenproblem besteht. Typisch für die gesellschaftliche Konstellation von Siads Biographie ist, dass ihm eine gesellschaftliche Instanz fehlt, vor der er sich als Erwachsener bewähren muss.

Diese *Ortlosigkeit der Bewährung* möchte ich kurz mit Blick auf die berufliche und private Sphäre noch etwas mehr veranschaulichen. Als Araber hat Siad, wie oben bereits angesprochen wurde, keine Chance, in Israel Hochschullehrer zu werden, und über die arabischen Schulen sagt er: „the Arab schools are very bad schools very poor and especially in history they will tell me what to say …“.

Auch hinsichtlich seiner privaten Vergemeinschaftung ist seine Situation hochproblematisch. Von seiner Herkunftsgruppe hat er sich gelöst, und in der israelischen Gesellschaft kann er nicht ankommen. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, wen er als Peers für die Gruppendiskussion ausgesucht hat. Maia und Ariel sind als enttäuschte jüdische Einwanderer aus Süd-Amerika einerseits zwar ebenfalls Außenseiter. Siad hat für sie aber andererseits vor allem die Funktion, sich ihrer israelkritischen Position zu versichern, er ist gleichsam ein Beweisstück ihrer universalisierten Toleranz. Siad spricht diese Funktion, die er für viele jüdische Israelis hat, im Nachinterview selbst an.

Siad studiert Geschichtswissenschaft, einerseits, um sich über sich selbst aufzuklären. So stellt er Nachforschungen über die Geschichte seiner Familie an. Andererseits, um sich im Falle von Diskriminierungen durch jüdische Israelis sagen zu können, dass er viel besser Bescheid weiß. Das Studium hat für ihn eine gleichsam therapeutische Funktion, es hilft ihm in diesem *in between* auszuharren.

6.2 Sharon – Die Brückenbauerin

Die jüdische Israelin Sharon ist zum Zeitpunkt des Interviews 23 Jahre alt und die jüngere von zwei Schwestern. Den objektiven Daten und der Auswertung des Interviews mit der Mutter zufolge ist Sharon in einem über Generationen hinweg traditionellen, konformistisch kleinbürgerlichen Milieu aufgewachsen.

In die Adoleszenzkrise von Sharons Mutter fiel der Tod ihres Bruder im Yom Kippur Krieg 1973. Dieses biographische Datum hat in ihr jedoch keine skeptische oder kritische Haltung hervorgerufen. Sie wird Hausfrau und heiratet einen Polizisten, der vielleicht auch Wehrhaftigkeit und Ordnung verheißt.

Nach der Trennung haben sowohl Sharon als auch ihre Mutter keinerlei Kontakt mehr zum Vater. Zum Zeitpunkt des Interviews leben sie im selben Haus, Sharon hat eine Einliegerwohnung mit eigenem Eingang. Die Mutter erzählt, wie sie ihre Tochter beim Verlassen des Hauses beobachtet. Sie sieht sich selbst als eine Mutter, die ihrer immer schon eigensinnigen Tochter wohlwollend manches nachsieht. Im Interview erwähnt sie, wie oben bereits hervorgehoben, gleich zu Beginn ungefragt, dass Sharon eine andere politische Einstellung habe als sie selbst. Sie sei links, protestiere gegen ihren Willen in der Westbank, während sie selbst an Anreize und Sanktionen, „sticks and carrots", glaube. Die Familie bezeichnet Sharon als *Tali Fahima*, eine später als verrückt und triebhaft diffamierte israelische Friedensaktivistin.

Im Interview mit Sharon sind der Wehrdienst und ihre ältere Schwester, deren Alter sie mit „she is thirty or so" merkwürdig vernebelt, die hinter und vor ihr liegenden zentralen biographischen Bezugspunkte. Während ihres Wehrdiensts hat sie sich als „social worker" um das Wohlergehen der Soldaten gekümmert. Das hat sie sehr erfüllt, dieser Lebensabschnitt erstrahlt in ihrer Erzählung wie ein untergegangener Leuchtturm der Bewährung. Einerseits scheint die Armee in Israel aufgrund des Bedrohungspotentials ein besonders suggestives Feld gemeinwohlbezogener Bewährung. Auf der anderen Seite bildete es für Sharon darüber hinaus die Möglichkeit, ihre Gemeinwohlorientierung mit ihrem traditionalen, auf die Eigengruppe bezogenen Herkunftsmilieu zu versöhnen.

Das Studium, dem Sharon seither nachgeht, stellt für sie hingegen keine eigenwertige Bewährungsmöglichkeit dar. Auch die mögliche Mutterschaft wird als Beitrag zu einem anderen Bewährungsfeld eingeführt: „I wanna be a mother here and bring kids to this country." Die bisher genannten Bewährungsorientierungen zeigen, mit Kohlberg gesprochen, eine konventionelle, auf Systemerhalt ausgerichtete Tendenz. In ihnen scheint sich Sharons Herkunftsmilieu widerzuspiegeln.

Dem steht jedoch noch sehr unvermittelt gegenüber, dass sie sich, wie oben erwähnt, politisch kritisch zu engagieren begonnen hat und dass das gemeinwohlbezogene Bewährungsfeld Militär für Sharon eine nachhaltige Erschütterung erfahren hat. Die Mutter erwähnt, dass Sharon schon immer einen *eigenen Kopf* gehabt habe, ihre Meinung sagen würde und etwa auch Schulsprecherin gewesen sei. Vor diesem Hintergrund ist Sharons Motivation zu sehen, an einem Programm teilzunehmen, bei dem sie auf palästinensische Frauen trifft, deren Angehörige Opfer der israelischen Armee geworden sind. Diese heftige Begegnung beeindruckt sie nachhaltig. Der Zuschreibung von Verantwortung begegnet sie hilflos mit dem Hinweis, sie sei doch ein „Israeli girl". Seitdem ist die israelische Armee als einstige glückliche Synthese von Gemeinwohlbezug und Herkunftsmilieu unwiderruflich kontaminiert.

Mit diesem innerlichen Ringen konventioneller und die Eigengruppe transzendierender Perspektiven, das mit Kohlberg als akute Entwicklungskrise des Übergangs zum postkonventionellen Moralurteil bestimmt werden kann, befindet Sharon sich, wenn auch mit ganz anderer Ausgangskonstellation, wie Siad in einem Bewährungsvakuum. Hinter ihr liegt die israelische Armee als *untergegangener Bewährungsleuchtturm,* und vor sich sieht sie ihre Schwester, die sich irgendwo jenseits der Dreißig im Erwachsenenalter unkritisch angepasst hat.

6.3 Ya`ara – Good Girl from the Neighbourhood[11]

Ya`aras Eltern sind aus dem Jemen eingewandert. Ihre Mutter ist 60, ihr Vater 63 Jahre alt. Sie haben sich scheiden lassen, als Ya`ara neun Jahre alt war. Ya´ara hat zwei ältere Schwestern (35 und 31 Jahre) und einen älteren Bruder, der 29 Jahre alt ist. Sie ist mit ihren 25 Jahren gleichsam das Nesthäkchen, dem in der Regel mehr durchgelassen wird. Alle Geschwister sind verheiratet und sehr religiös. Sie übertreffen darin ihre Eltern, die ihre Religion kaum noch rituell praktizieren. Allenthalben sind religiöse, traditionelle Routinen wie die hohe Bedeutung der Heirat, der Tradition, der hohen Kinderzahl, des Familienlebens und der Primärgruppe zu greifen.

Zur Charakterisierung ihres Sozialisationsmilieus ist außerdem hervorzuheben, dass Ya`ara auf der einen Seite kaum noch Kontakt zu ihrem Vater hat und ihm keine große Bedeutung für ihr Leben zuspricht: „Y: he is not in involved of all the my life“

Dieser abrupten und scheinbar kaum bearbeiteten Lösung von Bindung steht die Zentrierung Ya`aras und ihrer Geschwister um die Mutter herum gegenüber. Die Scheidung scheint diese Bindung und Zentrierung vergrößert, sie gleichsam zusammengeschweißt zu haben. Die verheirateten Schwestern leben mit ihren Familien mit jeweils vier Kindern ebenfalls noch im Haus der Mutter. Alles scheint sich in Ya`aras Leben um ihre um die Mutter zentrierte Herkunftsfamilie zu drehen. Sie habe auch nur zwei Freunde. Weil sie tagsüber sehr beschäftigt sei und viel Zeit mit ihrer Familie verbringe, brauche sie nicht mehr Freunde. Diese seien aber sehr gute Freunde, die alles über sie wüssten.

Es fällt häufiger der Begriff „neighbourhood“ wie eine graduelle Erweiterung dieser Zentrierung auf ihren Herkunftskreis. Man könnte Ya`ara vor dem Hintergrund des bisher Gesagten und in Anlehnung an Kohlbergs Bestimmung der Moralstufe 3 als *good girl from the neighbourhood* charakterisieren. Das einzige, was sie aus der eher ärmlichen n*eighbourhood* bisher hinausgeführt hat, ist die Schule im Zentrum von Tel Aviv. Doch die Auskunft, dass es sich um eine religiöse Schule handelte, auf der nur Mädchen zugelassen sind, erklärt dieses zunächst überraschende Datum. Die Schule sei traditionsbetont und sehr gut, weil dort alle Mädchen ihren Abschluss schafften. Als eine Tendenz aus ihrer zentrischen Orientierung hinaus könnte einerseits gelten, dass sie angefangen hat, in einer Bank zu arbeiten, um Ökonomie und Management zu studieren. Andererseits zeigt Ya`ara wiederholt unrealistisch erscheinende Einschätzungen ihrer Situation, wenn sie den Umstand, noch zuhause zu wohnen, mit der Absicht begründet, Geld für einen späteren Hauskauf zu sparen oder ihren beruflichen Wunsch benennt: „Y: I want to be eh big eh big woman eh of place work place eh to manage to manage eh banks“

Beide Ziele sind von ihrer gegenwärtigen Situation sehr weit entfernt, und der Blick auf die berufliche Situation der jungen Erwachsenen und die Immobilienpreise in Israel sprechen dafür, dass Ya`ara eine gewisse Naivität zugesprochen werden muss.[12] Sie sieht auch keine Problematik darin, beruflich eine „big woman“ und pri-

---

11 Alle Interviewees beherrschten die englische Sprache nicht besonders gut. Doch nur bei der jüdischen Israelin Ya`ara gab es stellenweise Verständigungsschwierigkeiten, die zu einer größeren Vorsicht bei der wörtlichen Auswertung Anlass gaben.

12 Oz Almog, der eine bald erscheinende Studie über die Y-Generation in Israel durchgeführt hat, hat mir geschildert, dass eine solche Naivität als charakteristisch für die heutige Y-Generation in Israel angesehen werden kann. Außerdem hat er darauf hingewiesen, dass Medien und Ausbildungsinstitute solche unrealistischen Zukunftsziele gezielt nähren würden.

vat heiraten und vier Kinder bekommen zu wollen. Ihre Pläne scheinen wenig mit der Realität konfrontiert und zum Teil mehr im Sinne einer Lebenslaufroutine abstrakt traditionell übernommen zu sein. Sie wiederholt, bald heiraten zu wollen, doch in der Einschätzung, ob ihr jetziger Freund ein möglicher Kandidat dafür sein könnte, schwankt sie zwischen „it's not eh serious" und „I don't know".

Sie macht ein freiwilliges soziales Jahr, „national service" und verlängert dann um ein weiteres Jahr. Sie sagt, es war „a very good time". Es gibt keinen Anlass, an ihrer Gemeinwohlorientierung zu zweifeln. Sehr plastisch und nachvollziehbar beschreibt sie die Substanz ihres Motivs zu dieser Arbeit.

> *I my experience is very good because this because eh because the people of there and also because I feel I eh I really did something to to help eh the people, the children the young eh and (youth) eh.*

Auf die Frage, wie sie den Konflikt mit den Palästinensern sieht, ob er sie beeinflusst oder ob sie darüber einfach nicht nachdenke:

> *No it's eh it's very problem eh I think this all the time it's my in my head mind.*

Den Palästinakonflikt beschreibt Ya`ara als alltägliches Schreckgespenst. In der folgenden Erörterung ihrer Auseinandersetzung mit dem Konflikt schält sich ihre Perspektive als eine heraus, die die Fremdgruppe der Palästinenser primär als Feinde, „enemies", in den Blick nimmt und komplementär die Eigengruppe als Gefährdete, wobei die Eigengruppe in Ya`aras Schilderung eine konkrete, greifbare ist, gleichsam einen *neighbourhood*-Charakter hat:

> *It's very eh I'm I'm afraid for my life for the life of my to the people of around me.*

Zu dieser zentrischen Haltung gegenüber der Fremdgruppe gehört auch, dass sie mit Freunden und der Familie nur darüber spricht, wenn konkrete Vorfälle vorliegen, die Eigengruppe potentiell bedroht ist. Im Gegensatz zu einer universalistischen Perspektive tritt die Fremdgruppe nicht als mögliches Gegenüber einer übergreifenden Vergemeinschaftung in den Blick. Ya`aras durchaus ausgeprägtes und engagiertes Bewährungsstreben bewegt sich auf der Ebene der Eigengruppe und zwar auf einer konkreten primärgruppenhaften Fassung der Eigengruppe: „the people […] around me".

6.4 Carmi – Der Selbstverwirklicher

Carmi ist zurzeit des Interviews 22 Jahre alt. Er wurde in Tel Aviv geboren, wo er auf eine Fachhochschule geht, „I'm second year on the electric electronic engineering".

Beim Interview ist Carmi wenig eigeninitiativ, die Interviewerin muss ihn gleichsam bei der Hand nehmen, was er gleich zu Beginn auch beinahe einfordert, „maybe you show me the way or ask me". Es entsteht keine Selbstläufigkeit der Erzählung, vielmehr antwortet er auf die Fragen nur knapp. Sogleich stellt er auch in Zweifel, etwas Interessantes berichten zu können, „interesting things […] it's gonna be a problem".

Zu seiner 24-jährigen älteren Schwester besteht ein nur geringer Altersabstand. Es folgen in einem größeren Abstand von sechs Jahren seine 16 Jahre alte Schwester und mit einem sehr geringen zeitlichen Abstand sein 15-jähriger Bruder. Durch die Altersdifferenz sind die beiden Geschwisterpaare einerseits stark voneinander getrennt, andererseits aber untereinander jeweils in größere Spannung versetzt, insofern die jeweils ältere Schwester ihren Platz schon bald mit dem Nachrücker teilen musste. Der sich wiederholende kleine zeitliche Abstand zwischen den beiden Geschwisterpaaren könnte auf einen gewissen pragmatischen Charakter in der Sozialisationspraxis hinweisen, die Kinder konnten gleichsam *in einem Abwasch* aufgezogen werden.

Im Gegensatz zu dem jüngeren Geschwisterpaar kommen Carmi und seine ältere Schwester ab der weiterführenden Schule beide auf ein Internat in Jerusalem. Die Geschwisterpaare erfahren also auch unterschiedliche Bildungswege.[13] Auch die Entscheidung für das Internat setzt eine pragmatische Grundhaltung der Eltern voraus, die zugunsten einer *besseren* Bildung auf die Präsenz ihrer Kinder unter der Woche verzichten.

Im Verlauf des Interviews fällt auf, dass Carmi wiederholt sehr knapp, entschieden und zuweilen auch mit einer ruppigen Nachdrücklichkeit Stellung bezieht. Dafür vereindeutigt er jedoch in der Regel Sachverhalte, bezüglich derer er sich in der Folge dann doch nicht mehr so sicher ist. Diese Form der knappen klaren Antwort wiederholt sich, ist für Carmi charakteristisch. Er will *nicht viele Worte*, *kein Palaver* machen.

Beziehen wir dieses Muster des Antwortens auf die Frage möglicher Bewährungsmuster, dann ist hier die Fähigkeit akzentuiert, sich rasch entscheiden zu können. Auf diese Weise empfiehlt er sich als jemand, der ohne langes Zögern in eine offene Zukunft hinein aktiv Entscheidungen treffen kann.

Diese Entschiedenheit paart sich bei Carmi jedoch mit einer Unsicherheit und einer gewissen Diffusität in der eigenen Haltung. Er ist also nicht fest entschlossen, *kernig identifiziert*, sondern ergreift nur punktuell und temporär entschieden Positionen, von denen er dann aber auch wieder ohne weiteres ablässt.

Carmis Bereitschaft zur Kurzentschlossenheit steht also in Spannung zu seiner ausgeprägten Unsicherheit hinsichtlich der eigenen Haltung zu verschiedenen Aspekten seines Lebens. Sowohl in Bezug auf seine Internatszeit als auch bezüglich des Wehrdienstes gelangt Carmi zu keiner eigenen Position. Zunächst sagt er, dass er die Internatszeit gut fand („yes was good"), er kein so großes Heimweh hatte („not that much"), weil er am Wochenende zuhause war. Es ist ihm auch wichtig, dass die Schule etwas gekostet hat. Erst auf die Frage hin, ob er seine Kinder auch in ein Internat geben würde, äußert er sich kritisch und kommt kurz darauf zu sprechen, dass er gehorchen musste, keine Wahlmöglichkeiten hatte. Es sind genau diese Charakteristika, die ihn auch später beim Wehrdienst gestört haben, den er als „bad time" charakterisiert. Doch er schließt diese zaghafte Kritik sogleich auch wieder ab, indem er die *guten Seiten* hervorhebt.

13 Es stellt sich die Frage, ob durch den Unterschied von Internatserziehung und einem vergleichsweise behüteten Aufwachsen zuhause nicht auch zwischen den Geschwisterpaaren eine gewisse Spannung erzeugt wurde.

but on the other hand it's good 'cause you get good education and you learn a lot

Aufgrund der Unausgewogenheit und der Unausgeprägtheit der eigenen kritischen Einschätzung erscheint die Hervorhebung der positiven Seiten wie eine resignierte Übernahme der Stimme der Eltern, die ihm vielleicht genau diese Gründe immer wieder vor Augen geführt haben. Es scheint sich hier also um einen wunden Punkt zu handeln, an den er aber nicht weiter rühren will.

Ganz analog verläuft seine Schilderung des Wehrdienstes. Erst auf die Nachfrage, was denn schlecht gewesen sei, wird er konkreter, wobei seine unbeholfene Schilderung den überwältigenden Charakter jener Erfahrung zum Ausdruck bringt:

C: the early morning
I: ok
C: and all the uniform to wear not that that to wear this uniforms and to to wear the shoes ehm and all the commands the days and the days.

Auch diesen Themenkomplex, den er für sich kaum bearbeitet zu haben scheint, schließt er durch den Hinweis auf dessen *gute Seiten* ab: „it was a bad time but eh I got a lot of skills from this".

Durch die Unvermitteltheit der Position seiner Eltern bzw. der älteren Generation und seiner eigenen Eindrücke und den Umstand, dass er sich keiner dieser Positionen eindeutig zuordnet, befindet Carmi sich gleichsam in einem *Positionsvakuum*.

Daran versucht er auch nichts zu ändern. So ist es ihm bei Freundschaften wichtig, dass man sich nicht mit vertieften Gesprächen *auf den Geist geht* „it's only friends […] not much not too too much small talks and you know". Freunde bedeuten für Carmi mehr gemeinsames Abhängen, gemeinsame Vermeidung von Auseinandersetzung.

Carmi akzentuiert Maximen einer selbstverwirklichenden Lebensführung, „why to start doing something you don't like". In dem Kriterium „like" kommt einerseits die für Selbstverwirklichung wesentliche Evaluation (gefällt mir das? / mache ich das gerne?) zum Ausdruck. Andererseits beinhaltet das aber zunächst nur, dass die Entscheidung mit dem Selbst vereinbar sein muss. Als Entwicklungspotential betrachtet, hat Selbstverwirklichung zwei Phasen, initial eine *Inregienahme des eigenen Lebens* durch die oben genannte Evaluationspraxis. In einer zweiten Phase muss dann über diese *selbstbezügliche* Ausrichtung hinausgegangen werden, indem man zu klären versucht, was substantiell zur Selbstverwirklichung beiträgt. Bei Carmi ist dieser selbstbezügliche Charakter der Selbstverwirklichung noch dominant, wenn er seinen Wunsch, nach Berlin zu gehen begründet, „because I want to taste more". Auch seine Äußerungen zu seinen Zukunftsplänen gehen nicht darüber hinaus. Sie sind wenig differenziert und abstrakt und erheben nicht den Anspruch, durchdacht zu sein, begründbare Ziele zu verfolgen.

I: mhm mhm and if somebody would ask you where do you see yourself in ten years what would you say
C: I don't know ehm maybe start- up company that's enough.

Auch hier taucht noch keine Idee einer möglichen nachhaltigen Bindung an bewährungsrelevante Aufgaben auf. Den Wehrdienst bewertet er nur selbstbezüglich positiv hinsichtlich des Erwerbs von neuen Fähigkeiten, nicht als Dienst am Gemeinwohl.

Auf die Frage, wie er den Konflikt mit den Palästinensern sieht, ob dieser ihn beeinflusse, unterscheidet er zunächst technisch distanziert zwischen indirekten und direkten Einflüssen, um dann zu konstatieren.

> *Ehm the Falestines are really influence the economic and almost everything in Israel but I don't think it influence me straight so because I'm living in Tel Aviv s so I don't I don't feel it.*

Die Fremdgruppe der Palästinenser gewinnt für Carmi nur Relevanz, wenn sie seine Befindlichkeit tangiert, wobei sich zu seiner Gleichgültigkeit auch eine abwertende Feindseligkeit mischt, wenn er auf die anschließende Frage, ob er mit Freunden oder seiner Familie über den Konflikt spreche, antwortet:

> *C: no it's not an issue we talk about more basketball or other things but the Falestine is not an issue on the day*
> *I: no ok ok so you're talking about basketball what else what is your.*
> *C: about eh and all the stuff like eh TV- shows stupid TV- shows reality but not about the Falestines because we we're in Tel Aviv it's like how the Israel people said you know what I mean*
> I: no
> C: ehm like water b ehm bubble.

7. Allgemeine und israelspezifische Tendenzen der Adoleszenz in sozialisations- und bewährungstheoretischer Perspektive

Mit dem Begriff der Bewährung ist oben eine vorgängige soziale Motivierung angesprochen worden, der zufolge man einen echten Beitrag zum Leben einer Gemeinschaft anstrebt.[14] Diese Perspektive rückt die innere soziale Struktur der Adoleszenz in den Blick. Gilt für die Kindheit und Jugend aufgrund ihres Moratoriumscharakters vor allem in der Moderne, von *Bewährungspositionen* weitgehend ausgeschlossen zu sein,[15] so rücken diese in der Adoleszenz sukzessive näher und werden auf diese Weise zum Gegenstand einer sich zunehmend aufdrängenden Auseinandersetzung. Klaus Kraimer hat den gesamten Lebensverlauf mit Bezug auf das Bewährungskonzept gegliedert. Dieser „lässt sich – typologisch vereinfacht – als Probezeit (vor der

14 Roland Reichenbach erzählte mir in einem Gespräch zum Thema Bewährung folgendes Ereignis. Bei den Nachbarn sei der Keller voll Wasser gelaufen und in der Folge habe die ganze Familie mit angepackt. Es sei beeindruckend gewesen, wie die Kinder unermüdlich geholfen hätten. Dies war also eine richtige und entsprechend motivierende Bewährungssituation, bei der die Kinder merkten, dass sie nützlich waren und einen echten Beitrag zur „Nachbarschaftsgemeinschaft" (Weber 1980: 215) leisteten.

15 In *Bewährung. Von der nützlichen Erfahrung nützlich zu sein* problematisiert Hartmut von Hentig diesen langen Ausschluss von Bewährungsmöglichkeiten (2006) und fordert, Jugendlichen solche früher zu eröffnen, auch um ihren Gemeinsinn zu stärken. Es ließe sich in diesem Zusammenhang auch die Frage selbstschädigender und künstlicher Bewährung aufwerfen. Künstliche Bewährung, die zu einer selbstschädigenden werden kann, scheint etwa in Computerspielen eröffnet zu werden. Diese scheinen, wie die aktuelle Shell-Studie in Bezug auf die Nutzungsdauer zeigt, vor allem männlichen Adoleszenten ansprechende Bewährungswelten zu eröffnen (Albert/Hurrelmann/Quenzel 2015).

Adoleszenz-Krisenbewältigung) und als Bewährungszeit (nach der Adoleszenz-Krisenbewältigung) vorstellen" (Kraimer 2014).

Auf der einen Seite also gelangen Bewährungsmöglichkeiten in der Adoleszenz *endlich* in greifbare Nähe, auf der anderen Seite erfordert diese Annäherung Synthese- und Integrationsleistungen, die belastend wirken können. Erik Erikson hat diesen Prozess plastisch als ein unaufhörliches Näherrücken von „Festlegungen *fürs Leben*" (Erikson 1973: 137) thematisiert, vor denen man auch zurückschrecken kann. Man kann versuchen, ihnen auszuweichen, sie aufzuschieben. Man kann sie aber auch hastig vollziehen, worunter das Potential einer möglichen Auseinandersetzung leidet. Erikson führt in seinem identitätstheoretischen Essay *Das Problem der Ich-Identität* bekanntlich Bernard Shaw an, der retrospektiv auf einem hohen Niveau der Selbstreflexion biographische Festlegungen beklagt, die ihm zwar Bewährung und Anerkennung eingebracht, aber nicht dem Anspruch der Identität genügt hätten.

> *Ich bewährte mich mir selbst zum Trotz […]. Man sehe mich in meinem zwanzigsten Jahr mit einer kaufmännischen Ausbildung versehen bei einer Beschäftigung, die ich so von Herzen verabscheute, wie man es sich als gesunder Mensch irgend gestattet, eine Lage, der man nicht entrinnen kann, zu verabscheuen! (ebd.: 126).*

Er brach aus und entrann „der Gefahr des Erfolges ohne Identität" (ebd.: 127). Während Bewährung hier die scheiterungsfähige Realisierung von Fähigkeiten und Entwürfen, den *Ernst des Lebens* bedeutet, Anerkennung das entsprechende soziale Feedback thematisiert, das es auch ohne Bewährungssituationen geben kann, scheint Identität das subjektive Verhältnis zu den damit einhergehenden, thematischen Festlegungen, die unweigerlich mit einer Bewährungsposition einhergehen, zu bezeichnen.

In diesem Verständnis stehen Bewährung, Anerkennung und Identität in einem spannungsvollen Verhältnis zueinander und benennen zentrale Probleme der Adoleszenz. Mit der Selbstreflexion Shaws ist oben die Belastung, die eine Unterbelichtung des Identitätsaspekts mit sich bringen kann, exemplarisch erwähnt worden, wobei hier ein diesbezüglich hoher Anspruch die Voraussetzung ist.

Mit der Moderne geht eine zunehmende Dehnung dieser Phase der Auseinandersetzung mit Bewährungsmöglichkeiten einher. Diese *heiße Adoleszenz* (Erdheim 1984) wird entsprechend auch als das Lebensalter der Optionen, des Entwurfs und des Abenteuers wahrgenommen und in der Kunst oftmals auch so gestaltet. Der oben bereits erwähnte Robinson Crusoe ist hier ein auch heute noch rezipierter literarischer Protagonist.

Mit dieser zunehmenden Dehnung der Phase der Auseinandersetzung bzw. des Aufschubs der Einnahme einer Bewährungsposition scheint sich die Möglichkeit und in der Folge auch der Auftrag einer Authentizitätsprüfung herauszubilden (ausführlich in Zizek 2012). War in der Vormoderne das Bewahren des Tradierten die zentrale Möglichkeit der Bewährung, so zieht es den Adoleszenten mit der aufkommenden Moderne zunächst aus seinem Herkunftskontext hinaus, wobei Abweichungen von diesem retrospektiv noch als undankbares Ausschlagen der Wohltaten der älteren Generation bereut werden. Die *frühmoderne* Plausibilisierung der eigenen Bewährung erfolgt über die Erzählung einer allmählichen Läuterung von umtreibenden Motiven.

Auf diese risikobereite, krisenorientierte und gleichwohl letztlich traditionsbejahende Haltung folgt eine Praxis, in der die grundsätzliche Prüfung der Bewährungsmöglichkeit selbst zum Gegenstand bzw. zur Voraussetzung von Bewährung wird. Was ist substantielle, echte Bewährung, so könnte man die Aufgabenstellung formulieren. Die scheiterungsfähige Konfrontation mit der *echten* Realität, dem harten, unabgefederten Alltag, reicht nicht mehr aus; zur Bewährungserwartung tritt hinzu, dass die Gehalte, die man umzusetzen bereit ist, zuvor auf ihre *Echtheit* hin geprüft worden sind.[16] Die bloße Übernahme tradierter Bewährungsformen erfährt eine Abwertung.

Eine weitere Verschärfung des Gebots der Authentizitätsprüfung scheint die Erwartung darzustellen, das Feld der Auswahl möglichst zu vergrößern. Nicht nur soll das Tradierte nicht ungeprüft übernommen werden, auch sollte der Pool der Optionen, aus dem dann gewählt wird, möglichst groß, in der Konsequenz also möglichst kosmopolitisch sein (oder zumindest so erscheinen). In kulturhistorischer Perspektive könnte man sagen, dass die selbstgenügsame Authentizitätsprüfung, die 1774 etwa in den von Goethe gestalteten Briefen des *jungen Werther* eine erste exemplarische künstlerische Gestaltung findet, mit Jack Kerouacs Beat-Roman *On the Road* 1957 um den Auftrag erweitert wird, das Erfahrungsfeld eigeninitiativ zu vergrößern. Die Fernsehserie *Sense 8* der Wachowski-Geschwister aus dem Jahr 2015 scheint diesen auf kosmopolitische Ausmaße angewachsenen Anspruch sehr plastisch zu veranschaulichen. Die Seelenverwandten, denen die Protagonisten plötzlich begegnen, kommen alle jeweils aus anderen Kulturkreisen. Die Wahl, mit der man sich festlegt, soll also authentisch und außeralltäglich sein. Letzteres veranschaulicht nämlich sehr suggestiv, dass man nicht aus Vorgefundenem gewählt hat.

Die israelischen Adoleszenten, deren lebensgeschichtliche Interviews oben analysiert wurden, gehören der Y-Generation an. Sie sind alle nach 1985 geboren. Betrachtet man vor diesem Hintergrund zum Zweck einer Kontrastierung, mit der das Spezifische der israelischen Fälle herausgearbeitet werden soll, die deutsche Y-Generation, wie sie etwa von Klaus Hurrelmann und Erik Albrecht dargestellt wurde (Hurrelmann/Albrecht 2014), dann fallen sowohl viele Gemeinsamkeiten, als auch größere Differenzen auf.

Für die deutschen Ypsiloner ist, Hurrelmann und Albrecht zufolge, charakteristisch, dass sie „erkunden", sich „aber nicht festlegen" wollen (ebd.: 104). Bezieht man diese Beobachtung auf die Frage nach langfristigen Tendenzen, dann ließe sich sagen, dass der Auftrag der Authentizitätsprüfung hier also tendenziell von Festlegung und Bindung wegzuführen, diese zu erschweren scheint. Denn so lange Optionen offen sind, ist auch das authentische Leben zumindest noch potentiell realisierbar. Auf diese Weise kommt es zu so bemerkenswerten Schlussfolgerungen, Familie bedeute, „das eigene Leben quasi aufzugeben und nur noch für das Kind da zu sein" (ebd.: 114). Das Kind erscheint hier gleichsam als Optionenkiller und absorbierendes Bindungsmonster; es tritt in dieser Perspektive nicht mehr als ein möglicher Teil dieses „eigenen Lebens" in Erscheinung.

16 Was nun dieses Echte sein soll, das wird zunehmend dem einzelnen Subjekt überantwortet. Offenbar bilden sich Ästhetiken des Echten, des Authentischen heraus, mit denen man sich im Sinne eines Lebensstils umgeben kann, um sich von dieser fordernden Aufgabe zu entlasten, sich ihre Bewältigung zu suggerieren.

Dieses Problem der Festlegung wird dadurch sicherlich noch erschwert, dass zu dem Auftrag der Prüfung der Bewährungsmöglichkeit auf der einen Seite die reale Erweiterung von Lebensoptionen auf der anderen Seite hinzukommt. Manche sprechen von einer regelrechten Optionenexplosion (vgl. ebd.: 31), die die komplexe Authentizitätsprüfung zusätzlich erschwert.

> *Das beginnt mit der Auswahl der Internetseite oder des Fernsehprogramms, betrifft ebenso Modell und Marke elektronischer Geräte und endet noch lange nicht bei der Wahl des Studienfachs, wo sich selbst traditionelle Fächer wie Maschinenbau längst in Angebote wie Energietechnik, Energiewirtschaft und Windenergie aufgespalten haben (ebd.: 31).*

Exemplarisch für die Problematik der Festlegung können für die israelische Seite Sharon und Carmi angeführt werden. Sharon vernebelt, wie oben hervorgehoben wurde, die zeitlichen Konturen ihres Lebens, um für ihren biographischen Konflikt subjektiv *Zeit zu gewinnen*. Ihre ältere Schwester verortet sie als Beispiel eines angepassten Erwachsenenlebens irgendwo jenseits der 30.

Eine ähnliche *Anpassungsscheu* wird auch bei den deutschen Ypsilonern festgestellt. Ihnen käme ein „vorgezeichnetes Leben mit starken Gewissheiten langweilig vor“ (ebd.: 41). Der Anspruch sei vielmehr der „beste Weg der Selbstverwirklichung“ (ebd.: 12), ein „interessantes Leben“ (ebd.: 41) oder sogar das „perfekte Leben“ (Jeges 2014: 20).

Zu vollgültiger Selbstverwirklichung gehört aber, dass man über die Prüfung der Möglichkeiten hinausgeht und sich in den für authentisch befundenen Feldern auch engagiert und damit bindet. Carmi hingegen, den ich als *Selbstverwirklicher* charakterisiert habe, zeigt keine Anzeichen, diese Phase der Entfremdung bald überwinden zu wollen. Er kann nicht verstehen, warum man etwas machen sollte, was man nicht möchte. Er möchte nach Berlin gehen, „because I want to taste more“. Es stört ihn nicht, dass er seine Entscheidung nicht auf verallgemeinerbare Grundsätze zurückführt.

Blickt man auf die oben differenzierten Problemfelder Bewährung, Anerkennung und Identität, könnte man hier von einer Vereinseitigung der Identitätsaufgabe sprechen. Es scheint aus dem Blick zu geraten, dass auch Bewährung, die Festlegung, Bindung und damit auch Beschränkung und mögliches Scheitern bedeutet, ein wesentlicher und sinnstiftender Bestandteil der Lebensgestaltung ist. Den Ypsilonern scheint es „nicht besonders wichtig, möglichst bald alle Merkmale einer gesellschaftlichen Vollmitgliedschaft zu erwerben: Vollberufstätiger, Elternteil, Wirtschaftsbürger und politisch engagiert zu sein“ (Hurrelmann/Albrecht2014: 102). Die Seite der Bewährung scheint eine gewisse Abwertung erfahren zu haben. Die Ypsiloner sind „skeptisch, ob ihnen auch ein Leben mit Kindern im Alltag gefallen würde“ (ebd.: 112). Der Alltag aber ist genau das genuine Feld von Bewährung (Zizek 2015a).

Es scheint nicht mehr problematisch, dauerhaft unfestgelegt zu sein, wobei dies mit der hohen Wertschätzung der mit Freiheit und Selbstverwirklichung in Zusammenhang gebrachten Identitätsaufgabe zusammenzuhängen scheint.

Hat George Vaillant das aktive Wiederaufbrechen der zuweilen allzu starren Festlegungen, das gemeinhin auch als *Midelife Crisis* charakterisiert wird, vor einigen Jahrzehnten noch als eine *zweite Adoleszenz* akzentuiert (Vaillant 1983), so scheint

die Entwicklung dahin zu gehen, dass diese Zwischenphase der Festlegung zwischen erster und zweiter Adoleszenz erodiert. Vor diesem Hintergrund scheint eine Gemeinsamkeit sicherlich nicht nur der deutschen und der israelischen Adoleszenten die Tendenz zur *Veralltäglichung adoleszenter Haltung* zu sein. Der Übergang zu einer erwachsenen Haltung, die die genannten Aspekte von Bindung und Bewährung voraussetzt, drängt nicht mehr.

Im Folgenden sollen vor dem Hintergrund der Gemeinsamkeiten die Differenzen der deutschen und der israelischen Adoleszenzbewältigung herausgearbeitet werden. Für die deutsche Y-Generation nennen Hurrelmann und Albrecht folgende charakteristische biographische Erfahrungskonstellation als prägend.

> *Eine Kette von Krisen hat schon die Jugend im vergangenen Jahrzehnt geprägt: Der 11. September, der Beinahe-Zusammenbruch des Weltfinanzsystems nach der Lehman-Pleite, Fukushima und unzählige Klimakatastrophen (Hurrelmann/Albrecht 2014: 8).*

Auf der anderen Seite erfahren die Jugendlichen aber auch, dass es nach den Krisen immer irgendwie weiterging, was einen Optimismus begründete.

> *Junge Menschen blicken heute pragmatisch und optimistisch auf ihr Leben. Der Eindruck, dass alle großen Krisen der vergangenen zwei Jahrzehnte zumindest in Deutschland vergleichsweise glimpflich ausgegangen sind, gibt ihnen Zuversicht für die eigene Zukunft (ebd.: 8)*

Der Unterschied des Erfahrungs- und Sozialisationsraumes lässt sich sehr schnell am viel drastischeren Charakter der genannten Krisen in Israel verdeutlichen. Die ökonomische Situation der jungen Israelis etwa, für die Siad, wie oben erwähnt, die Metapher des Krieges wählt, ist immer wieder Thema von Berichten und führte auch zu den langanhaltenden Protesten 2011/2012 in Tel Aviv. Eine Quelle von Optimismus ist in Israel die boomende IT-Branche und der Mythos des *Start-Ups*. Dan Senor und Paul Singer etwa bezeichnen Israel in ihrer gleichnamigen Untersuchung sogar als *Start-Up Nation* (Senor/Singer 2011). Ein *Start-Up* schwebt auch Carmi vor, und aus zahlreichen weiteren Gesprächen mit jungen Israelis kann ich hinzufügen, dass es sich um ein verbreitetes berufliches Ziel handelt.

Die viel unmittelbarere und alltägliche Sicherheitsbedrohung, mit der die Adoleszenten aufgewachsen sind, wurde oben bereits ausführlich erläutert.[17] Sie lässt sich durch den Hinweis nochmals vergegenwärtigen, dass die interviewten Adoleszenten in ihrer Jugend die Zweite Intifada erlebt haben, die den Konflikt, wie es heute wieder der Fall ist, auch ins weltliche Tel Aviv hineingetragen hat. Kriegerische Auseinandersetzungen sind hier nicht bloß Gegenstand möglicher gedanklicher, anteilnehmender Auseinandersetzung, sondern reichen mit Opfern in die Familien und einzelnen Biographien hinein. Es ist deutlich geworden, dass der interkulturelle Palästinakonflikt nicht nur aufgrund des durch ihn verursachten langen Wehrdienstes für die Adoleszenten ein *Lebensthema* bildet, ein Thema also, das sie unaufhörlich begleitet,

17 Für die heutige europäische Jugend könnte die bisher vor allem in Frankreich eskalierende Terrorbedrohung eine vergleichbare Erfahrung bedeuten.

präsent ist und das die Lebensführung nachhaltig mitbestimmt. Ganz explizit tritt die hohe lebensgeschichtliche Bedeutung des Konflikts in der Beziehung zwischen Sharon und ihrer Mutter in Erscheinung. Bei Carmi hingegen scheint sich die Präsenz des Konflikts in einer Abwehr seiner emotionalen Beteiligung auszudrücken. Mir scheint, dass es für die deutschen Adoleszenten kein vergleichbares tiefgreifendes, nachhaltiges, *konfliktbeladenes Lebensthema* gibt.[18]

Mit Blick auf die oben formulierten Annahmen über die Weisen, wie sich die interkulturell konflikt- und spannungsreiche Situation in Israel auf die Entwicklung von Adoleszenten auswirken könnte, erweist sich eine Bemerkung Ariels, Siads aus Süd-Amerika nach Israel eingewandertem jüdischen *Peer*, als sehr aufschlussreich:

> *People are exposed to death to war to hate to discrimination these things are daily in the Israeli society and you are raised in these things […] so people in this kind of reality need to find sense to their lifes they have to build an identity and they have to build an own thinking.*

Bezieht man Ariels Einschätzung auf die oben entfalteten Vorüberlegungen, dann können wir vor dem Hintergrund der Fallstudien zuspitzend sagen, dass sich Israel als Erfahrungs- und Sozialisationsraum von den derzeitigen Verhältnissen in den meisten westlichen Gesellschaften etwa vor allem auch darin unterscheidet, dass es einen nur schwer politisch gleichgültig und unbeteiligt bleiben lässt.

Mit den von Oevermann unterschiedenen Phasen des Lebensvollzugs *Krisenbewältigung* (*aktiv-praktisch entscheidend* vs. *rekonstruktiv*) und *Routine-Exekution* (Oevermann 1996: 82), die sich für die Charakterisierung von Bewährungsmustern bereits als fruchtbar erwiesen haben (Zizek 2012), ließe sich hervorheben, dass sowohl Carmi durch seine *Ablehnung vieler Worte* und Sharon durch ihre *Abwertung des Studiums* als Ort müßiger Geltungsüberprüfung, ihre positive Darstellung des Wehrdienstes und ihre aktive Beteiligung an Protesten eine mögliche Tendenz der Aufwertung von Bewährung durch aktive Krisenlösung zum Ausdruck bringen. Vor dem Hintergrund der oben entfalteten Schilderung des Erfahrungs- und Sozialisationsraumes, der sich in Israel durch eine besonders bedrohliche Lage für die Eigengruppe auszeichnet, ließe sich die Hypothese aufstellen, dass, entsprechend der Gemeinschaftsbezogenheit von Bewährung, die Situation der Gemeinschaft, in der man lebt bzw. zu der man einen Beitrag leisten möchte, eine hohe Bedeutung für die Suggestivität von Bewährungsmöglichkeiten hat.

Gleichsam im Kontrast zu dieser Aufwertung *entschlossenen Handelns* beschäftigt sich der arabische Israeli Siad in seinem Geschichtsstudiums mit der Rekonstruktion gelebter Praxis. Hier könnte sich über den Wunsch hinaus, die Geschichte der eigenen Familie und des eigenen Volkes zu erforschen, aufgrund seiner Strukturposition eines *marginal man* eine komplementäre, Differenz betonende Bewährungsmöglichkeit aufgetan haben. Siad beschreibt selbst, dass er sich den *geschichtsvergessenen* jungen Israelis gegenüber als überlegen erweisen möchte. Oz Almog, der zur Y-Generation in Israel forscht, hat mich in einem Gespräch auf das Desinteresse der israelischen Jugend an der Geschichte hingewiesen.

---

18 Die Flüchtlingskrise, deren Ende nicht absehbar ist, könnte sich für die europäische Jugend vielleicht zu einem vergleichbaren, geteilten Lebensthema entwickeln.

Hinsichtlich der Bewährungsbereiche Beruf und Familie zeigt Carmi, den ich als Selbstverwirklicher charakterisiert habe, die größte Gemeinsamkeit mit der deutschen Y-Generation. Die moderne Lebensführung zeichnet sich unter anderem durch die Tendenz aus, dass man sich den Bewährungsbereichen Beruf, Familie und Gemeinwohl in der genannten Reihenfolge zuwendet. Das trifft auf die Y-Generation in besonderem Maße zu.

> *Die Generation Y konzentriert sich erst auf die Karriere, dann auf die Familie. Sie lässt sich mit beidem Zeit und legt keinen Wert darauf, in einem traditionellen Sinn schnell erwachsen zu werden (Hurrelmann/Albrecht 2014: 102).*

Auch für Carmi ist der Beruf als Bereich individueller Bewährung primär thematisch. Mit der Idee des *Start Ups*, das er anvisiert, ist oft eine kurze intensive Zeit der Arbeit an der Entwicklung eines Geschäftsmodells oder einer Softwarelösung verbunden, die dann für einen möglichst hohen Betrag verkauft wird, so dass diese berufliche Praxis weniger eine langfristige Bindung bedeutet. Vielleicht könnte man mit dem Begriff der *Jobisierung* eine Modifikation des Verhältnisses zum beruflichen Bewährungsbereich charakterisieren, die gleichsam als Nebeneffekt auch eine gewisse subjektive Entwertung des beruflichen Handelns zur Folge hat bzw. eine Verlagerung der Gewichtung von einer Bindung an die Arbeit betonenden *Berufungsidee* zu einer Fokussierung des finanziellen Erlöses bedeutet, der mit einer Arbeit erzielt wird. Mit dem Ausdruck Job wurden entsprechend ursprünglich nur solche Tätigkeiten bezeichnet, die man vorübergehend durchführte, um sich finanziell über Wasser zu halten. Heute hat sich der Begriff und vielleicht mit ihm auch dieses Verhältnis zur Arbeit ausgebreitet, veralltäglicht.

Carmi scheint auch in seinem Verhältnis zum Wehrdienst der deutschen Y-Generation nahezukommen. Er thematisiert diesen nicht als eine gemeinwohlorientierte Bewährungsmöglichkeit.

Für die deutsche Y-Generation scheint hinsichtlich des Bewährungsbereichs Gemeinwohl insgesamt eine Erosion feststellbar.

> *Das Engagement der Generation Y speist sich nicht aus einem Gefühl der Verpflichtung gegenüber den bestehenden Gemeinschaftsbindungen, die andere vor ihr hergestellt haben, sondern aus einer Mischung aus Eigeninteresse mit dem Ziel der Selbstentfaltung und der Erwartung, auf diese Weise würde indirekt auch die Gemeinschaft profitieren (Hurrelmann/Albrecht 2014: 127).*

Oder:

> *Jeder rettet seine eigene Haut. […] Schwarm-Solidarität funktioniert nun einmal nur, wenn alle überzeugt sind, davon einen Vorteil zu haben (ebd.: 141).*

Bei den israelischen Adoleszenten Sharon, Ya`ara und auch bei Siad lässt sich eine deutlich ausgeprägte Gemeinwohlorientierung feststellen. Bei Sharon und Ya`ara führt dies sogar zu einer Veränderung der oben erwähnten Chronologie des Engagements in den Bereichen. Sie haben bereits vor ihrer beruflichen Karriere ein hohes gemeinwohlbezogenes Engagement gezeigt. Und Sharon ordnet den Bewährungsbe-

reich Familie dem Gemeinwohlbezug unter, insofern sie *dem Land Kinder schenken will*.[19] Der eigengruppenbezogene Teil ihrer gemeinwohlorientierten Bewährungsbereitschaft verdichtet sich sehr plastisch in ihrer Selbstcharakterisierung als *israeli girl*.

Die Untersuchung macht am Beispiel Sharons und Ya`aras auf die Notwendigkeit aufmerksam, neben den von Oevermann in Anknüpfung an Erikson unterschiedenen *Bewährungsbereichen* Beruf, Familie und Gemeinwohl auch *Felder der Bewährung* zu unterscheiden. Sharon engagiert sich in der Armee als social worker, Ya`ara macht zwei freiwillige soziale Jahre. Beide Tätigkeiten können als unterschiedliche *Felder* gemeinwohlbezogener Bewährung betrachtet werden.

Darüber hinaus lassen sich innerhalb der Bewährungsbereiche auch *Ebenen der Bewährung* unterscheiden. Während sich Ya`ara, die ich oben als *good girl from the neighbourhood* charakterisiert habe, angesichts des Palästinakonflikts primär um ihre Eigengruppe sorgt, nimmt Sharon an einem um interkulturelle Verständigung bemühten Programm teil und protestiert in der Westbank. Mit der Berücksichtigung der Fremdgruppe engagiert sie sich also auch auf einer zusätzlichen, entwicklungstheoretisch betrachtet höheren, exzentrischen Ebene gemeinwohlbezogener Bewährung.

Bei dem ausgeprägten Gemeinwohlbezug in den unterschiedenen Bewährungsfeldern und Bewährungsebenen könnte es sich um eine spezifische Differenz zur deutschen Y-Generation und damit auch um ein spezifisches Element im Prozess der Adoleszenz im heutigen Israel handeln.

Auch Siad engagiert sich reflexiv auf der exzentrischen Ebene gemeinwohlbezogener Bewährung. Sowohl Siad als auch Sharon werden, wie in den Fallstudien hervorgehoben wurde, von einem je anderen Ausgangspunkt aus durch die interkulturelle und ethnische Konfliktsituation zur Entwicklung ihrer elaborierten Perspektivübernahme gleichsam provoziert. Ariel und Yael vergleichen Siad mit Sokrates, weil er andere durch treffende Fragen zum Nachdenken bringt. Fritz Schütze hat in dem bereits erwähnten projektbezogenen Workshop Sharon als eine *potentielle Brückenbauerin* in diesem interkulturellen Konflikt akzentuiert.

Siad und Sharon stellen also einerseits potentielle, interkulturell vermittelnde Protagonisten in diesem festgefahrenen Konflikt dar. Auf der anderen Seite aber sieht Siad, wie oben ausgeführt wurde, für sich keine berufliche Zukunft in Israel. Auch hinsichtlich seines Privatlebens ist seine Situation hochproblematisch. Von seiner Herkunftsgruppe hat er sich gelöst, und in der israelischen Gesellschaft kommt er nicht an.

Sharons Lebenssituation weist, wenn auch anders gelagert, strukturelle Ähnlichkeiten auf. Ihre Mutter bezeichnet sie als ein verrücktes „Kuku-Girl“, ihre maximal konträren politischen Haltungen werden in der Familie *totgeschwiegen*. In ihrer oben thematisierten akuten, biographischen Krise ist sie also von ihrem Herkunftskontext her stark belastet.

Dass Sharon zur von ihr selbst zusammengestellten Gruppendiskussion mit ihren *Peers* nicht erscheint, bringt mit Blick auf die Interviews sehr deutlich zum Ausdruck, dass sie nicht mehr ein Teil von ihnen ist. Auch in ihrer als stark konservativ einzu-

19 Diese drastische Unterordnung des Bereichs Familie birgt sicherlich ein Irritationspotential. Bei den Teilnehmern unseres Auswertungsworkshops etwa hat es für ein gewisses Befremden gesorgt.

stufenden *Peer Group*,[20] in der politische Differenzen in ihrem Beisein ausgespart werden, ist sie als *merkwürdige Linke* isoliert.

Sowohl Sharon als auch Siad, die als exzentrische Adoleszente und potentielle, interkulturelle Brückenbauer charakterisiert wurden, haben im gegenwärtigen Israel Schwierigkeiten, eine *Heimat möglicher Bewährung* zu finden.

LITERATUR

Albert, Mathias, Klaus Hurrelmann und Gudrun Quenzel (2015): 17. Shell Jugendstudie. Jugend 2015, Frankfurt am Main.

Arnett, Jeffrey Jensen (2004): Emerging Adulthood. The Winding Road from the Late Teens through the Twenties, Oxford.

Boianjiu, Shani (2013): Das Volk der Ewigkeit kennt keine Angst, Köln.

Chomsky, Noam (1999): Fateful Triangle, The United States, Israel, and the Palestinians, London.

Erdheim, Mario (1984): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Frankfurt am Main.

Erikson, Erik H. (1973): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main.

Fend, Helmut (2003): Entwicklungspsychologie des Jugendalters: Ein Lehrbuch für pädagogische und psychologische Berufe, Wiesbaden.

Fischer, Joachim (2002): Panzer oder Maske. „Verhaltenslehrer der Kälte“ oder Sozialtheorie der „Grenze“, in: Wolfgang Eßbach, Joachim Fischer und Helmut Lethen (Hg.): Plessners „Grenzen der Gemeinschaft“. Eine Debatte, Frankfurt am Main, 80-103.

Garz, Detlef (2012): Lawrence Kohlberg zur Einführung, Hamburg.

Garz, Detlef und Uwe Raven (2015): Theorie der Lebenspraxis: Einführung in das Werk Ulrich Oevermanns, Wiesbaden.

Garz, Detlef und Boris Zizek (2015): Wie wir zu dem werden, was wir sind – Einleitung der Herausgeber, in: Detlef Garz und Boris Zizek (Hg.): „Wie wir zu dem werden, was wir sind: Sozialisations-, biographie- und bildungstheoretische Aspekte“, Wiesbaden.

Geulen, Dieter (2005): Subjektorientierte Sozialisationstheorie: Sozialisation als Epigenese des Subjekts in Interaktion mit der gesellschaftlichen Umwelt, Weinheim.

Gresh, Alain (2009): Israel-Palästina. Hintergründe eines Konflikts, Zürich.

Habermas, Jürgen (1983): Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt am Main.

Hegel, Georg Wilhelm (1999): Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften III. Frankfurt am Main.

Helsper, Werner (2010): Sozialisation, in: Heinz-Hermann Krüger und Werner Helsper (Hg.): Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft, Stuttgart.

Hentig, Hartmut von (2006): Bewährung. Von der nützlichen Erfahrung, nützlich zu sein, München/Wien.

Hurrelmann, Klaus und Erik Albrecht (2014): Die heimlichen Revolutionäre: Wie die Generation Y unsere Welt verändert, Weinheim/Basel.

Jehoschua, Abraham B. (1996): Die Rückkehr aus Indien, München.

Johannsen, Margret (2011): Der Nahostkonflikt, Wiesbaden.

Kegan, Robert (2008): Die Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben. München.

King, Vera (2002): Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften, Wiesbaden.

Kohlberg, Lawrence (1996): Die Psychologie der Moralentwicklung. Frankfurt am Main.

20 Einstimmig bewerten ihre Peers etwa den Wehrdienst als die bisher wertvollste Erfahrung ihres Lebens, sie seien dabei erwachsen geworden. Nur beiläufig und mehr wie im Scherz bemerkt ein Teilnehmer schließlich, dass danach alle verrückt gewesen wären.

Kohlberg, Lawrence (2007): Die Psychologie der Lebensspanne. Frankfurt am Main.
Kraimer, Klaus (2014): Fallrekonstruktive Soziale Arbeit. Ansätze, Methoden, Optionen. Ibbenbüren.
Mead, George Herbert (1967): Mind, Self & Society. From the Standpoint of a Social Behaviorist. Chicago/London: University of Chicago Press https://doi.org/10.7208/chicago/9780226516608.001.0001
Noy, Chaim und Erik Cohen (2005): Israeli Backpackers. From Tourism to Rite of Passage, New York.
Oevermann, Ulrich (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns, in: Arno Combe, und Werner Helsper (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt am Main, 70-183.
Oevermann, Ulrich (2004): Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung, in: Dieter Geulen und Hermann Veith (Hg.): Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven. Stuttgart, 155-183. https://doi.org/10.1515/9783110511246-011
Oz, Amos (1990): Der perfekte Frieden, Frankfurt am Main.
Plessner, Helmuth (2004): Der Mensch als Lebewesen, in: Ders.: Mit anderen Augen. Aspekte einer philosophischen Anthropologie. Stuttgart.
Ranan, David (2011): „Ist es noch gut, für unser Land zu sterben?“. Junge Israelis über ihren Dienst in der Armee, Berlin.
Schäuble, Martin (2013): Zwischen den Grenzen. Zu Fuß durch Israel und Palästina, München.
Schliwski, Carsten (2011): Geschichte des Staates Israel, Stuttgart.
Segev, Tom (2003): Elvis in Jerusalem. Die moderne israelische Gesellschaft, Berlin.
Seginer, Rachel und Shirli Shoyer (2012): Israel, in: Jeffrey Arnett (Hg.): Adolescent Psychology Around the World, New York, 29-47.
Senor, Dan und Paul Singer (2011): Start-up Nation: The Story of Israel’s Economic Miracle, New York/Boston.
Strenger, Carlo (2012): Israel. Einführung in ein schwieriges Land, Frankfurt am Main.
Vaillant, George (1983): Werdegänge. Erkenntnisse der Lebenslauf-Forschung, Berlin.
Wagner, Martin (1996): Gebrauchsanweisung für Israel, München.
Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen.
Wolffsohn, Michael (2007): Israel. Geschichte, Politik, Gesellschaft, Wirtschaft. 7. Auflage, Wiesbaden.
Zizek, Boris (2011): The human as philosopher *and* artist – A continuation of the holistic approach in Kohlberg’s late work, in: Journal of Korean Social Welfare, Heft 18, 117-136.
Zizek, Boris (2012): Probleme und Formationen des modernen Subjekts – Zu einer Theorie universaler Bezogenheiten, Wiesbaden.
Zizek, Boris, Benjamin Worch, Maria Fromme und Lalenia Zizek (2012): Eine exemplarische Rekonstruktion der Lebenssituation in Israel seit der zweiten Intifada – Gleichzeitig eine Reflexion zum humanspezifischen Verhältnis von Leben und Tod, in: Internationale Zeitschrift für Philosophie und Psychosomatik IZPP, Ausgabe Juni 2012: http://www.izpp.de/fileadmin/user_upload/Ausgabe_6_1-2012/08_1-2012_Zizek-Worch-Fromme-Zizek.pdf (Download am 20.09.2012).
Zizek, Boris (2013): Handling Probation-Seekers – With a New Image of Humanity Towards a Positive Education, in: Ewa Nowak, Dawn Schrader und Boris Zizek (Hg.): “Educating Competencies for Democracy”, Bern.
Zizek, Boris (2014): Rekonstruktion der biographischen Genese einer Bewährungsfigur – Ein Beitrag zu einem sozialisationstheoretischen Begriff der Bewährung, in: Ethics in Progress Quarterly EPQ, Vol. 5 (2014). No. 2., 57-69.
Zizek, Boris (2015a): Der Mensch als Bewährungssucher – Versuch einer systematischen Einführung des Begriffs der Bewährung in die Sozialwissenschaft, in: Detlef Garz und Boris Zizek (Hg.): „Wie wir zu dem werden, was wir sind: Sozialisations-, biographie- und bildungstheoretische Aspekte“, Wiesbaden.

Zizek, Boris (2015b): Exemplarische Rekonstruktion der Eröffnungsphase von Unterricht. Sozialisations-, bewährungs- und professionalisierungstheoretische Perspektiven auf Schule, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation ZSE, Heft 3/2015.

Zizek, Boris (2015c): Das Forschungsprogramm einer rekonstruktiven Sozialisationstheorie der Entwicklung und seine Implikationen für die pädagogische Professionalität (Habilitationsschrift, Mainz, unveröffentlichtes Manuskript).

Zusammenfassung

In der Pilotstudie werden anhand der Ergebnisse extensiver Sequenzanalysen von narrativen Interviews mit vier weiblichen und männlichen, arabischen und jüdischen israelischen Adoleszenten, ihren Eltern und *Peers* israelspezifische Ausprägungen und Tendenzen in der Bewältigung des Übergangs zum Erwachsenenalter rekonstruiert. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf den ethnisch und interkulturell konflikthaften Charakter des Sozialisationsraums Israel gelegt. Für die Heuristik werden sozialisations-, entwicklungs- und bewährungstheoretische Perspektiven entfaltet und die Komplexität des Palästinakonflikts hinsichtlich der Konfliktfelder und der historischen Tendenzen reflektiert.

Die Ergebnisse der Fallstudien werden abschließend mit Forschungsergebnissen zur deutschen Y-Generation kontrastiert, um gemeinsame und spezifische Tendenzen herauszuarbeiten. Mit dieser haben die israelischen Fälle die Problematik biographischer Festlegung hinsichtlich der Bewährungsbereiche Beruf, Familie und Gemeinwohl gemein. Es ist eine Tendenz zur Veralltäglichung adoleszenter Haltung feststellbar. Die allgemeinen ökonomischen, Umwelt- und Sicherheitskrisen stellen sich für die israelischen Adoleszenten drastischer dar, und der Palästinakonflikt erweist sich als ein in die Familien und Biographien hineinreichendes Lebensthema. Die bedrohliche Situation für die Eigengruppe scheint Bewährungsformen aufzuwerten, die durch aktive Krisenlösung geprägt sind. Ein ausgeprägter Gemeinwohlbezug scheint ein spezifisches Element im Prozess der Adoleszenz im heutigen Israel zu bilden. Die zwei potentiellen, interkulturellen Brückenbauer unter den interviewten Adoleszenten haben aber Schwierigkeiten, im heutigen Israel eine Heimat möglicher Bewährung zu finden.

Lebendige Erinnerung oder Erinnerungskonserven und ihre Wirksamkeit im Hinblick auf historisches Lernen[1]

Christiane Bertram

„Wie erinnern, wenn die letzten Zeitzeugen sterben?“ Diese Frage stand im Fokus des SWR2-Kulturgesprächs am 27. Januar 2015, dem 70. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz (Zierau/Steinbach 2015). Das „Verschwinden der Zeitzeugen“ (Skriebeleit 2011) – hiermit werden stillschweigend die Zeitzeugen des Holocaust assoziiert – beschäftigt die Akteure der bundesdeutschen Erinnerungslandschaft seit etwa zwanzig Jahren. Wie kann die emotionale Dimension, für die die Zeitzeugen des Holocaust stehen, vermittelt werden, wenn die Zeitzeugen nicht mehr befragt werden können? Können Videointerviews, die in großer Zahl in Archiven und im Netz zur Verfügung stehen, die Lücke schließen?

Eine Beantwortung dieser Fragen gestaltet sich nicht einfach. Zum einen liegt dies daran, dass der Begriff „Zeitzeuge“, die Methode „Zeitzeugenbefragung“ wie auch die Zielsetzung, die mit dem Einsatz von Zeitzeugen verbunden ist, oft diffus und disparat erscheinen. Zum anderen gab es bis vor kurzem einen Mangel an belastbaren empirischen Daten. Denn trotz der Fülle an Literatur über Zeitzeugen im schulischen und außerschulischen Kontext erlauben die bisher vorliegenden Studien – aufgrund der geringen Stichproben – eher hypothetische Aussagen über die Wirksamkeit von lebendigen Zeitzeugen und Zeitzeugen-„Konserven“. Eine kürzlich abgeschlossene groß angelegte Interventionsstudie gibt erstmals empirisch begründete Antworten auf diese Fragen.

(1) Ausgehend von der Genese des Begriffs des „Zeitzeugen“ skizziert der vorliegende Beitrag zunächst die Funktion von „lebendigen“ Zeitzeugen in der Oral History und vergleicht diese mit ihrer Funktion in der Holocaust Education und im Geschichtsunterricht. (2) Die Rolle, die Zeitzeugen-„Konserven“ in der Erinnerungskultur und (außer-)schulischen Bildungsarbeit spielen, wie auch die sich hieraus ableitenden Chancen und Risiken von Zeitzeugenbefragungen werden nachfolgend in den Blick genommen. (3) Es folgt die Vorstellung der Interventionsstudie zur Wirksamkeit der Arbeit mit „lebendigen“ Zeitzeugen versus Zeitzeugen-„Konserven“ im Geschichtsunterricht. (4) Abschließend werden die Ergebnisse der Studie im Hinblick auf die Implikationen für den „normalen“ Geschichtsunterricht wie auch für die *Holocaust Education* diskutiert.

1 Gerne bin ich der Bitte der Herausgeber von BIOS nach einem Bericht über mein Dissertationsprojekt nachgekommen. Ausgewählte Ergebnisse wurden an verschiedenen Stellen bereits vorgestellt. Einen Überblick über die Gesamtstudie – inklusive der Vorstellung der Unterrichtseinheit und die Entwicklung der Messinstrumente – wird in Kürze eine umfassende Monographie bieten (Bertram, im Druck).

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.09

1. Der lebendige Zeitzeuge

1.1 „Geburt und Tod der Zeitzeugen"

Die „Geburt des Zeitzeugen" (Sabrow 2012) ist mit der Aufarbeitung des Holocaust untrennbar verbunden, so eng, dass eine Gleichsetzung von „Zeitzeugen"[2] mit Zeitgenossen der NS-Zeit – noch spezifischer mit den Verfolgten und Opfern des Holocaust – lange selbstverständlich war. Im medienwirksamen Eichmann-Prozess 1961 in Jerusalem und in den Auschwitz-Prozessen 1963 bis 1968 in Frankfurt am Main tauchte das Konzept des Zeitzeugen „urplötzlich aus dem Nichts" (Sabrow 2012: 13) auf – noch bevor der Begriff 1975 in einer Buchbesprechung des *Spiegel* (Kirst 1975) explizit verwendet wurde. Zunächst traten die „Zeitzeugen" also in ihrer juristischen Funktion als „Augenzeugen" auf.

Erst seit den 1980er-Jahren nehmen die Zeitzeugen in der öffentlichen Erinnerungskultur in Deutschland, beispielsweise an Gedenktagen oder bei Veranstaltungen, einen zentralen Platz ein (Sabrow 2012). Ursprünglich stand das autobiographische Selbstzeugnis für eine demokratische Gegenerzählung „von unten", die den abstrakten Faschismustheorien das konkrete Erleben von Verfolgung und Verstrickung gegenüberstellte (Levi 1986/1990). Diese Gegenerzählung wurde zur Meistererzählung[3] unserer Zeit. Der Zeitzeuge verlor seine ursprünglich kritische Funktion und wurde zu einer „Beglaubigungsinstanz" (Sabrow 2012: 22) einer medial vermittelten und allgemein akzeptierten Geschichtserzählung. Damit änderte sich die Rolle der Zeitzeugen gravierend: Sie autorisieren nun eine bestimmte Sicht auf die Vergangenheit. Mit dem Bericht eines Zeitzeugen, der über eine „Zeitzeugenbörse" beispielsweise „gebucht" werden kann, verbinden sich bestimmte Erwartungen. Sie spielen eine Rolle in einem vorher festgelegten „Drehbuch" (Appiah 1994). Um ihre Rolle im Drehbuch angemessen spielen zu können, müssen die Zeitzeugen – wenn nicht sowieso als Überlebende oder ehemalige Oppositionelle legitimiert – einen Läuterungsprozess vollziehen, zum Beispiel indem weinende Täter „als Opfer ihres früheren Handelns" (Bösch 2008: 69) erscheinen. Die persönlichen Berichte der Zeitzeugen veranschaulichen die oft abstrakten Darstellungen der Geschichtswissenschaft mit Gefühlen und Kontexten. Dadurch, dass sie „dabei" waren, bezeugen sie die Vergangenheit und eröffnen einen direkten, „authentischen" Zugang zur Geschichte. Vor allem Opfer oder Verfolgte eines diktatorischen Regimes umgibt eine „Aura der Authentizität" (Sabrow 2012: 27), die kritische Nachfragen von Seiten des Publikums erschwert oder sogar unmöglich macht.

Das lange befürchtete und häufig diskutierte „Aussterben" der Zeitzeugen wird Realität. Bei der 70-jährigen Gedenkveranstaltung im Bundestag anlässlich des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2015 wurde die Ansprache von Joachim Gauck gehalten, nicht (mehr) von einer oder einem Überlebenden

---

2 Wenn vom Konzept des Zeitzeugen die Rede ist, wird die männliche Form im Singular oder Plural verwendet. Wenn sich der Begriff hingegen auf konkrete Personen bezieht, die beispielsweise in den Unterricht kommen, werden die weibliche und die männliche Form genutzt.

3 Die deutsche Übersetzung der *master narratives* mit „Meisterzählung" scheint sich durchgesetzt zu haben und benennt eine kohärente, meist auf den Nationalstaat ausgerichtete Geschichtsdarstellung, „deren Prägekraft öffentliche Dominanz erlangt" (Jarausch/Sabrow 2002: 16).

des Holocaust.[4] Häufig wird das Verschwinden der Zeitzeugen verbunden mit der Befürchtung, die Zeitzeugen als die Beglaubiger der großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts würden bei der Unterweisung der jüngeren Generation fehlen, weil nur die unmittelbare Begegnung einen tiefen Eindruck schaffen kann, die durch die mediale Vermittlung des Zeitzeugen nicht möglich sei, da nur die „Aura" und „Authentizität" des lebendigen Zeitzeugen „Geschichte zum Anfassen" biete.

Diesen häufig geäußerten Befürchtungen stellt Wierling die – durchaus provokante – These der „Befreiung der Zeitgeschichte vom Zeitzeugen" gegenüber (Wierling 2008: 36). „Zeitgeschichte" wird in der Geschichtswissenschaft als die „Epoche der Mitlebenden und ihre wissenschaftliche Behandlung" (Rothfels 1953: 2) definiert. Diese „Mitlebenden" – also „Zeitzeugen" – prägen als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, aber auch als Adressaten der Geschichtswissenschaft den Diskurs über die Zeitgeschichte. Mit der „aussterbenden Erinnerung", so Kosellek, wird die Distanz größer: „Aus der erfahrungsgesättigten, gegenwärtigen Vergangenheit der Überlebenden wird eine reine Vergangenheit, die sich der Erfahrung entzogen hat." (Kossellek 1994, zit. nach Assmann 1999: 13). Dies bietet durchaus Chancen für einen distanzierteren und kritischeren Blick auf die Zeugnisse der Zeitzeugen, welcher der Oral History schon lange vertraut ist.

1.2 „Interviewpartner" in der Oral History

Die Interviewpartner in der Oral History „produzieren" mündlich tradierte Quellen. Damit nehmen sie eine andere Rolle und Funktion ein als die Zeitzeugen in der Erinnerungskultur; „nur scheinbar" haben die beiden miteinander zu tun (Wierling 2014). Mit mündlich tradierten Quellen begann die Geschichtsschreibung. Thukydides stützte sich bei der Abfassung des *Peloponnesischen Kriegs* auf das, was er selbst sah und was andere ihm erzählten. Herausfinden, was „tatsächlich geschah in dem Krieg" (Thukydides 411/1991: 22), war eine „mühsame Arbeit [, da] die Zeugen der einzelnen Ereignisse nicht dasselbe über dasselbe aussagten, sondern je nach Gunst oder Gedächtnis" (Thukydides 411/1991: 22). Trotz dieser ernüchternden Erfahrung des Thukydides bürgten die Aussagen von Augen- und Ohrenzeugen bis zur Aufklärung für die Wahrheit einer Geschichte, sodass die Geschichtsschreibung meist lediglich drei Generationen weit zurückging, um mit Hilfe noch lebender Ohrenzeugen vergangene Ereignisse glaubhaft zu machen (Kosellek 1977). Mit der Durchsetzung des Historismus und dem Primat der meist offiziellen Textquellen spielte eine personenbezogene und mentalitätsorientierte Geschichtswissenschaft in Deutschland – im Gegensatz zum Beispiel zur Geschichtswissenschaft in Frankreich – kaum eine Rolle.

Erst Ende des 20. Jahrhunderts wandte sich die Alltags- und Mentalitätsgeschichte in Deutschland den Menschen zu, die sich hinter den statistischen Zahlen der historischen Sozialwissenschaft und Gesellschaftsgeschichte verbargen. Deren Leben und Erleben wurde nun zum Beispiel auf der Grundlage von Selbstzeugnissen (wie Briefe, Tagebücher oder Autobiographien) rekonstruiert. Der Hauptkritikpunkt, dass die Selbstzeugnisse aus einem individuellen Interesse heraus entstanden seien und keine Verallgemeinerung zuließen, wird dadurch entkräftet, dass es bei beispielsweise mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen gerade darum geht, wie Menschen mit den

4 https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2015/kw04_gedenkstunde_vorbericht/356212 (Zugriff am 6.6.2016).

Zwängen ihrer Zeit umgegangen sind und wie sie diese (subjektiv) verarbeitet haben (Plato 2000). Daher sollten bei der Analyse und Interpretation von Selbstzeugnissen wie auch bei Oral History-Quellen nicht nur der eigentliche Text, sondern auch Auslassungen, Brüche und Widersprüche berücksichtigt werden, die unter Umständen mehr über die Selbstwahrnehmung und Darstellung des Autors verraten als der Wortlaut des Textes: „The most precious information may lie in what the informants hide, and in the fact that they do hide it, rather than in what they tell" (Portelli 1991: 53).

Neu an der geschichtswissenschaftlichen Methode der Oral History ist, dass mit der Erfindung von mobilen Aufnahmegeräten seit der Mitte des 20. Jahrhunderts mündliche Selbstzeugnisse konserviert und damit wissenschaftlichen Kriterien entsprechend ausgewertet werden konnten (Thomson 2007). In Deutschland etablierte sich die Oral History als eine geschichtswissenschaftliche Methode seit den 1980er-Jahren im Kontext von wissenschaftlichen Großprojekten (z.B. LUSIR Akronym für „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet", Niethammer 1983). Oral History wurde auch von lokal agierenden Geschichtswerkstätten betrieben, in denen sich politisch engagierte historische Laien der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit stellten (Schwarz 2012). Die traditionelle Geschichtswissenschaft in West-Deutschland stand der Oral History als einer geschichtswissenschaftlichen Methode wegen der fragwürdigen Repräsentativität, Reliabilität und Validität und problematischer Auswertungs- und Kontrollmöglichkeiten zunächst sehr kritisch gegenüber (Geppert 1994). Auf dem 35. Historikertag 1984 kritisierte Lutz Niethammer den Primat der quantitativen Methoden und die „theoretischen Reduktionen der Struktur- und Sozialgeschichte" (Wilking 1984, zit. nach Schwarz 2012: 18). Hans-Ulrich Wehler hingegen wetterte als Vertreter der sozialwissenschaftlich geprägten Bielefelder Schule gegen den alltagsgeschichtlichen Ansatz als theoriefeindlichem „dürren Hirsebrei" und „grüner Seifenblase" (Wilking 1984; zit. nach Schwarz 2012: 18), in der das Leben der Unterschichten von „Barfußhistorikern" romantisiert werde.

In der Zwischenzeit ist die Methode der Oral History in der zeitgeschichtlichen Forschung weitgehend akzeptiert. Die Oral History arbeitet mit offenen, meist lebensgeschichtlichen Interviews, die mit einem aus der empirischen Sozialforschung entlehnten Instrumentarium ausgewertet werden (vgl. Plato 2000). Die Interviews, deren Transkripte mehrere hundert Seiten umfassen können, werden in ihrer Zusammenschau auf kollektive Muster hinsichtlich der Erinnerung und Weiterverarbeitung historischer Ereignisse oder Epochen untersucht. Der Interviewpartner wird in der Regel anonymisiert und erzählt seine Lebensgeschichte lang, gewunden, oft widersprüchlich und vor allem ergebnisoffen. Damit kommt dem Interviewpartner in der Oral History eine ganz andere Rolle zu als den Zeitzeugen in der Erinnerungskultur, die nicht nur ein Ereignis, sondern zugleich die Deutung des Ereignisses bezeugen (Wierling 2014).

1.3 Zeitzeugen im Kontext der Holocaust Education

Wie gesagt, die „Geburt" des Zeitzeugen ist untrennbar verknüpft mit den (Augen-) Zeugenberichten der Holocaust-Opfer im Eichmann- bzw. in den Auschwitz-Prozessen. In Israel verhalf der Eichmann-Prozess den Überlebenden zu allgemeiner Aufmerksamkeit, aus der die Lehre gezogen wurde, „nie wieder Opfer" sein zu wollen (Heyl 1999: 1), während in Deutschland die Auschwitz-Prozesse den Beginn der kritischen Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit darstellten.

Im Kontext der *Holocaust Education* wurde und wird den Zeitzeugen nach wie vor eine entscheidende Rolle zugewiesen. Im Ansatz der Internationalen Schule für Holocaust Studien in Yad Vashem wird das in der jüdischen Tradition seit jeher verankerte *Sachor* (Lernen und Erinnerung) auf die Lehren aus der Erinnerung der Zeitzeugen bezogen. Zvi Gill formulierte dies bei einer Konferenz über das Erbe der Überlebenden der Shoah folgendermaßen: „In der jüdischen Erinnerung ist das Gebot des Erinnerns absolut. Aber diese Verpflichtung endet nicht mit dem kognitiven Akt des Gedenkens – sie muss mit Sinn und Tat verbunden sein. Wir, denen die Erinnerung in unsere Herzen und auf unser Fleisch gebrannt wurde, versammeln uns heute, um die Fackel der Erinnerung an die nächste Generation zu übergeben. Wir geben auch die fundamentale Lehre des Judentums an euch weiter: Erinnerung muss von ethisch-moralischer Tat begleitet sein. Das muss die Grundlage und der Brennpunkt eurer Energien für die Schaffung einer besseren Welt sein" (zit. nach Magen 2015: 1).

Die Erinnerung an die Shoah wird als ein Vermächtnis für die Menschheit verstanden. Angesichts des Plans zur „totalen Vernichtung des jüdischen Volkes und der Mord an den Juden, die von den Mördern erreicht werden konnten" (Bauer 1998: 2) sei es zum einen eine bedeutende Tatsache, dass überlebende Jüdinnen und Juden von diesen Ereignissen und von jenen Menschen, die nicht überlebten, erzählen (Magen 2015: 2). Zum anderen sei es notwendig, die für die Beschäftigung mit dem Holocaust notwendigen Zahlen und Statistiken mit Einzelschicksalen aufzubrechen. Zeitzeugen im Rahmen der *History Education* sollen (1) den Opfern das menschliche Antlitz zurückgeben, (2) das Unvorstellbare konkret machen, (3) moralische Botschaften vermitteln, (4) die moralische Verpflichtung fördern, menschliches Leiden wahrzunehmen und (5) die Besonderheit der Shoah und der Erinnerung daran den Schülerinnen und Schülern nahe bringen (Magen 2015: 3 f.).

Die Holocaust Education wird als eine Moral- und Werteerziehung verstanden, die gegen Rassismus, Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit und vieles mehr schützen soll. Die Vermittlung historischen Wissens – oder historischer Kompetenzen – steht nicht im Mittelpunkt (Wetzel 2008: 1). Mit der Gründung der *Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance and Research* im Jahr 1998[5], der inzwischen 31 Länder angehören, wurde die „Globalisierung der ‚Holocaust-Erziehung'" (Wetzel 2008: 2) eingeleitet. Die Erinnerung an den Holocaust soll Eltern, Lehrkräfte und Führungskräfte in verschiedenen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens dazu motivieren, „to teach our children that moral choice exist" (Präambel der Task Force 25. September 1998, zit. nach Sigel 2000: 1). Wegen „seiner Beispiellosigkeit" sei „der Holocaust für alle Zeit von universeller Bedeutung" und müsse „für immer in unserem kollektiven Gedächtnis verankert" sein. Dem „Zeugnis" der Überlebenden über die Schrecken des Holocaust komme hierbei eine entscheidende Bedeutung zu (Stockholmer Erklärung 2000, erster und zweiter Artikel).

1.4 Zeitzeugen im Geschichtsunterricht in Deutschland

Zeitzeugen nehmen also in der Wissenschaft, in der Erinnerungskultur und in der *Holocaust Education* unterschiedliche Rollen und Funktionen ein. Dies spiegelt sich auch in der Schule wider, in der die Arbeit mit Zeitzeugen seit der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre „in allen Rahmenlehrplänen fest verankert" (Barricelli 2009: 198) ist.

5 Die *Task Force* hat sich 2012 umbenannt in *International Holocaust Remembrance Alliance*.

Drei Möglichkeiten der Arbeit mit Zeitzeugen sollten im schulischen Kontext unterschieden werden: (1.) der Vortrag eines Zeitzeugen (früher häufig Überlebende des Holocaust, heute oft Opfer des SED-Regimes) vor einem größeren Auditorium, (2.) Zeitzeugenprojekte, in denen Schülerinnen und Schüler den historischen Forschungsprozess von der Fragestellung, Datenerhebung und Auswertung bis zur Präsentation nachvollziehen (Siegfried 1997; Sauer 2014), und (3.) Zeitzeugenbefragungen oder auch -gespräche im Unterricht, bei denen Zeitzeugen zu bestimmten Themen Auskunft geben. Mit diesen drei grundsätzlichen Formen sind unterschiedliche Zielsetzungen verbunden. Bei dem Vortrag des Opfers eines Gewaltregimes geht es in erster Linie um die Werteerziehung. Dies zeigt sich in den oben kurz angerissenen Zielen der *Holocaust Education*, aber auch in dem Beschluss der Kultusministerkonferenz zur „Stärkung der Demokratieerziehung" (Sekretariat der KMK 2009), in dem für den Geschichtsunterricht die Einbindung von Zeitzeugen im Kontext der beiden deutschen Diktaturen in Deutschland empfohlen wird. Zeitzeugenprojekte hingegen zielen als ein Bestandteil des „Forschenden Geschichtsunterrichts" vor allem auf die Förderung methodischer Kompetenzen. Die Befragung im Unterricht wird wiederum häufig genutzt, um ein Thema des Lehrplans lebendig und anschaulich zu vermitteln, wobei die Ausrichtung der Zeitzeugenaussage zu den inhaltlichen Vorgaben (der Lehrkraft oder des Lehrplans) passen sollte.

Wenn Zeitzeugen in der Schule „eingesetzt" werden, um durch ihre Authentizität und Aura unmittelbar und eindeutig zu überzeugen und die Zuhörenden emotional zu berühren, ist dies schwer vereinbar mit den Zielen eines kompetenzorientierten Geschichtsunterrichts, welche häufig mit der Förderung eines „reflektierten Geschichtsbewusstseins" umrissen werden. Eine emotionale „Überwältigung" der Lernenden widerspricht dem „Beutelsbacher Konsens", in dem als Ziel der historisch-politischen Bildung schon in den 1970er Jahren das „Überwältigungsverbot" formuliert wurde. Demnach sollen die Lernenden nicht „im Sinne erwünschter Meinungen" überrumpelt und damit an der „Gewinnung eines selbstständigen Urteils'" gehindert werden (Wehling 1977: 179).

Die wenigen empirischen Studien zur Rezeption von Vorträgen bzw. Gesprächen mit Holocaust-Überlebenden im schulischen Kontext erwecken den Eindruck, dass die Schülerinnen und Schüler vor allem emotional angesprochen werden. In der Mikro-Studie ($N = 20$) von Obens und Geißler-Jagodzinski maßen die Jugendlichen dem Gespräch zwar eine große Bedeutung bei („Dann sind wir ja auch die letzte Generation, die davon profitieren kann"), doch „strukturelle und methodische Schwierigkeiten" schienen sie daran zu hindern, mehr als „eine nicht beschreibbare emotionale Ergriffenheit aus den Gesprächen mitzunehmen" (Obens/Geißler-Jagodzinski 2008: 59). Die Mehrzahl der Schülerinnen und Schüler neigte dazu, die Leidensgeschichten der eigenen Verwandten mit denen der jüdischen Zeitzeugen zu vermischen. Die Notwendigkeit, familiär tradierte Geschichtsbilder in Konfrontation mit den Aussagen der Zeitzeugen zu überprüfen, wurde nicht erkannt.[6] Auch in der Studie von Galda (2013) ($N = 779$) unterschieden sich die vier identifizierten Typen zwar im Umgang mit den Aussagen der Holocaust-Überlebenden hinsichtlich der Intensität ihrer Be-

6 Ähnliches hatten Harald Welzer, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall in ihrer Studie zum Familiengedächtnis herausgefunden: Die Enkel überhörten die Hinweise der Großeltern auf eine eigene Beteiligung und nahmen „Deutsche und ‚Nazis' als zwei völlig verschiedene Personengruppen" (Welzer/Moller/Tschuggnall 2002: 205) wahr.

troffenheit und der Reflektion ihrer eigenen Wertvorstellungen. Doch sie alle verstanden nicht den „Konstruktcharakter von Geschichte“, sondern nahmen die Aussagen als einen „Ausdruck und Abbild der wahren, echten Geschichte“ (Galda 2013: 253). Die Eindrücklichkeit der unmittelbaren Begegnung mit Zeitzeugen scheint nur selten über eine „Betroffenheit“ hinaus zu gehen (Wierling 2008).

Aus der Perspektive einer modernen Geschichtsdidaktik, die sich der Förderung eines reflektierten Geschichtsbewusstseins verpflichtet fühlt, ist eine vor allem auf die Weckung von Emotionen ausgerichtete Geschichtsvermittlung wenig hilfreich, denn historisches Denken entsteht erst dann, wenn „Empathie mit Distanz verbunden wird und das historische Subjekt ‚Zeitzeuge‘ auch kritisch befragt werden kann“ (Wierling 2008: 36). Ein reflektierter und kritischer Umgang mit Zeitzeugenaussagen sollte gerade angesichts der „Funktionalisierung“ der Zeitzeugen und ihrer Präsenz in der Erinnerungskultur im Geschichtsunterricht eingeübt werden. Dem steht jedoch als Ziel der Demokratieerziehung und *Holocaust Education* gegenüber, mit der Hilfe von Zeitzeugenaussagen die (individuelle) Erfahrung von Diktatur und Verfolgung begreifbar zu machen. Könnte die Arbeit mit Zeitzeugen-„Konserven“ (Videos und Transkriptionen) eine Möglichkeit darstellen, um durch die größere Distanz mehr Raum für einen weniger emotionalen, sondern eher kompetenzorientierten Umgang zu eröffnen, gleichzeitig aber dem Schrecken des Holocaust und anderer Diktatur- und Gewalterfahrungen „Gesichter“ und „Namen“ zu geben?

Um die Möglichkeiten der Zeitzeugen-„Konserven“ auszuloten, werden im nächsten Abschnitt das Angebote von Zeitzeugen-„Konserven“ in zwischenzeitlich meist webbasierten Archiven, die Rolle und Funktion von Zeitzeugen-„Konserven“ in der Erinnerungskultur und in der Gedenkstättenpädagogik und die raren empirischen Befunde zur Wirksamkeit von Zeitzeugen-„Konserven“ in den Blick genommen. Abschließend wird ein Zwischenfazit zu den Chancen und Risiken der Arbeit mit Zeitzeugen im Geschichtsunterricht gezogen.

2. Zeitzeugen-„Konserven“

2.1 Zeitzeugen-Archive im Netz

Die Erfahrungen mit dem Eichmann-Prozess führten zu weiteren Befragungen von Holocaust-Überlebenden, die vor allem eine dokumentarische Zielsetzung verfolgten und zum Aufbau der ersten Zeitzeugen-Archive führten (Skriebeleit 2011). In der Zwischenzeit ist die *Shoah Visual History Foundation* von Steven Spielberg die international bekannteste Plattform für Videos von Zeitzeugenaussagen zum Holocaust und umfasst nahezu 52.000 Interviews von Holocaust-Überlebenden in 32 Sprachen und 56 Ländern.[7] Seit 2006 gibt es an der Freien Universität Berlin den Vollzugriff auf die Videointerviews in einem webbasierten Videoarchiv.

In nahezu jedem Land und zu den verschiedensten Themen gibt es in der Zwischenzeit Websites, die der Sammlung und Veröffentlichung persönlicher Erinnerungen dienen und/oder als Anlauf- und Koordinationsstelle für Oral History-Projekte fungieren, z.B. Erlebnisberichte von US-Veteranen der Kriege im 20. und 21. Jahrhundert[8] oder Interviews mit Gefangenen in amerikanischen und japanischen Kriegs-

7 http://sfi.usc.edu (Zugriff am 2.6.2016).

8 http://www.loc.gov/vets/about.html (Zugriff am 2.6.2016).

gefangenenlagern im Zweiten Weltkrieg.[9] Bezogen auf Deutschland sei an dieser Stelle lediglich auf das Archiv Deutsches Gedächtnis“ hingewiesen, das von der Fernuniversität Hagen betrieben wird[10], und auf das Archiv der Stiftung „Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin“.[11] In beiden über das Web zugänglichen Archiven werden wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Interviews archiviert, die auf der Basis von digitalen Datenbanken mit Hilfe von thematischen und biographischen Inhaltsverzeichnissen, Schlagworten und kurzen Schilderungen aufgearbeitet wurden.

Webbasierte Zeitzeugen-Archive – mit mehr oder weniger wissenschaftlichem – Anspruch gibt es zwischenzeitlich in großer Anzahl. In Deutschland ist das prominenteste Beispiel für das gezielte Sammeln von Erinnerungen, die für die Nachwelt konserviert und in TV-Dokumentationen, aber auch im Unterricht eingesetzt werden sollen, der ZDF-„Jahrhundertbus“.[12] Täglich wurden und werden hier bis zu 15 Interviews geführt, so dass diese Plattform nun über 6.000 Interviews zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts anbietet. Die Vorbehalte gegen das ambitionierte Projekt sind groß. Zum einen wegen einer fehlenden wissenschaftlichen Einordnung und Kontextualisierung: „Geschichte und Geschichtsschreibung und Geschichtsbewusstsein geht nicht im Abruf von Erinnerungen auf.“ (Frei im Gespräch mit Bürger 12.10.2011). Zum anderen wird befürchtet, dass die individuellen Narrationen in einer „Schicksalsgeschichte“ der Deutschen im 20. Jahrhundert mit positiver Wendung zum Ende hin (1989/98) zusammengeführt werden sollen (Spahn 2011). Solche Zeitzeugen-Archive sind wegen fehlender Kontextinformationen für die Forschung weniger ergiebig und eher im Rahmen der öffentlichen Erinnerungskultur zu verorten.

2.2 Zeitzeugen-„Konserven“ in Film und Fernsehen

Im öffentlich-rechtlichen Fernsehen spielen Zeitzeugen-„Konserven“ seit den 1990er-Jahren eine entscheidende Rolle in historischen TV-Dokumentationen. Bis dahin waren Dokumentationssendungen zu historischen Themen eher geprägt durch Beiträge von „langweiligen Krawattenträgern“ (Lanzmann 2000: 113), meist Historikern, die als Experten in die Sendung eingeladen wurden. Claude Lanzmann arbeitete hingegen in seinem – ebenfalls durch den Eichmann-Prozess inspirierten – Filmprojekt *Shoa* mit Zeitzeugen, die den Opfern des Holocaust eine Stimme und ein Gesicht verleihen sollten. Er „inszenierte“ ihre Erinnerungen, indem er sie die vergangenen Erlebnisse, zum Teil am Ort selbst, nacherleben ließ, um die „Distanz zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart“ aufzuheben. Seine Begründung: „Erinnerungen, die sieht man doch jeden Tag im Fernsehen: Typen mit Krawatten, die irgendwelche Geschichten erzählen. Man kann sich nichts Langweiligeres vorstellen. Es ist die Inszenierung, die sie wieder zu Figuren werden lässt“ (Lanzmann 2000: 113).

Die TV-Dokumentationen von Guido Knopp, dem ehemaligen Leiter der ZDF-Redaktion Zeitgeschichte, gehen einen Schritt weiter. Als Reaktion auf die Einfüh-

9 http://www.densho.org/ (Zugriff am 2.6.2016).

10 Derzeit ist nur ein kleinerer Teil der Bestände online verfügbar. Weitere Bestände werden sukzessive eingepflegt. Siehe: https://www.fernuni-hagen.de/geschichteundbiographie/deutschesgedaechtnis/ (Zugriff am 2.6.2016).

11 http://sprechentrotzallem.com/ (Zugriff am 2.6.2016).

12 http://www.gedaechtnis-der-nation.de/ (Zugriff am 2.6.2016).

rung des Privatfernsehens entwickelte er TV-Formate, in denen Zeitzeugenaussagen und dokumentarisches Material zusammengeschnitten wurden. Untermalt von einer meist dramatischen Filmmusik, werden emotional vermittelte Film-Narrative entworfen (Borries 2001; Näpel 2003). Ermöglicht wird die passgenaue Einbindung der Zeitzeugen durch die Digitalisierung, Katalogisierung und Verschlagwortung in Datenbanken, die für unterschiedliche Sendungen ausgewertet werden (Keilbach 2008). Sind Zeitzeugen nicht mehr vorhanden, wird zur Not auch auf Schauspieler zurückgegriffen, um auf das wirksame Stilmittel nicht verzichten zu müssen, so z.B. in der NDR-Dokumentation *Agher – Ein Völkermord* über den Genozid an Armeniern zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Classen 2012).

2.3 Zeitzeugen-„Konserven" in Gedenkstätten

In Dauerausstellungen von Gedenkstätten und in Museen können Zeitzeugenvideos dazu genutzt werden, die Subjektivität historischer Erfahrungen und die Pluralität der Erinnerungen vorzustellen und den Raum für kontroverse Deutungen und Orientierungen zu eröffnen. Die Videos stellen meist nicht nur Dokumente der Zeit dar, sondern sie dienen als vorbildliches, warnendes oder mahnendes *exemplum*, als *memorial* für die Verstorbenen bzw. für die verlorene Kultur oder geben als *confessio* ein Bekenntnis zur eigenen Geschichte ab (Beier-de Haan 2011/12). Doch ähnlich wie beim Einsatz von Zeitzeugen-Einspielungen in TV-Dokumentationen besteht auch hier die Gefahr, dass mit den Zeitzeugen-Videoclips eine vorgefertigte Sinnstiftung bedient wird, so dass die Clips häufig lediglich als Beleg für die Gesamtaussage der Ausstellung dienen (Handro 2014).

Gedenkstättenpädagogische Konzepte basieren häufig auf Zeitzeugen als „Brückenbauer zwischen Vergangenheit und Gegenwart" (Assmann/Brauer 2011: 82). In manchen NS-Gedenkstätten wurde dies früher von lebenden Zeitzeugen übernommen, z.B. führten in der KZ-Gedenkstätte Dachau ehemals Inhaftierte die Besucher. Wegen des Aussterbens der Zeitzeugen übernehmen heute mancherorts die lebensgeschichtlichen Videos die Funktion von Brückenbauern. Viele Gedenkstätten sammeln gezielt lebensgeschichtliche Interviews und bewahren diese für die wissenschaftliche und pädagogische Arbeit in ihren Archiven auf. Die Interviews sollen eine „Spur" bieten, um vergangene Ereignisse mit Leben zu füllen und historische Imagination zu ermöglichen, weil (1.) alte Menschen, die von ihren Lebenserfahrungen berichten, als besonders authentisch wahrgenommen werden, (2.) die Erinnerungen im Medium des Videos sichtbare und hörbare Spuren hinterlassen haben und menschlich näher sind als andere Geschichtsquellen und (3.) die virtuelle Begegnung dem Betrachter oder der Betrachterin stärkere imaginative Freiräume für die eigenständige Auseinandersetzung und Deutung lässt (Assmann/Brauer 2011: 97). Explizit wird als Ziel formuliert, die Betrachterinnen und Betrachter der lebensgeschichtlichen Interviews in den Bann zu ziehen: „Man kann aus unmittelbarer Nähe zusehen, sich körperlich anwesend fühlen, wenn sich die schmerzhaften Erinnerungen in Mimik und Gestik der Interviewten einschreiben: Pausen, Schlucken, Schnäuzen, Lachen, ein hastiges Überwischen der Augen, eine rasch angezündete Zigarette, der Griff zum Wasserglas, in Gesten angedeutet Ereignisse, für die den Erzählenden die Worte fehlen. (…) Andererseits zeigt sich aber auch, dass die emotionale Beklemmung, das Entsetzen über das Erzählte zu groß werden können. In diesem Punkt besteht die Möglichkeit, aus der Situation herauszutreten, die Kopfhörer abzusetzen und den Computer die Risiken

einer emotionalen Überwältigung bedacht werden auszuschalten." (Assmann/Brauer 2011: 96 f.).

Über ihre Funktion als Brückenbauer hinaus kann die Arbeit mit Zeitzeugen-„Konserven" Denkprozesse anstoßen, wenn beispielsweise die individuell begründeten Konstruktionsprinzipien, die „Erinnerungsmuster" (Jureit 1999), die eine Erzählung strukturieren, untersucht werden. Zudem sollte die weitere Lebensgeschichte in die Interpretation einbezogen werden (Plato 2001). Der Umgang der Interviewpartner mit der Gesprächssituation und dem Interviewer wie mit der im Raum befindlichen Kamera und dem Kamerateam sind in der Auswertung ebenfalls wichtig, denn auch wenn die Betrachter meinen, dem Prozess der Entstehung der Erinnerung beizuwohnen, hören sie doch nicht unmittelbar zu (Assmann/Brauer 2011).[13] Die Fragestellungen und Auswertungsmöglichkeiten, die sich mit einer Arbeit an videografierten Interviews verbinden lassen, sind also weit gefächert und können zu einem vertieften Verständnis der Vergangenheit führen.

2.4 Empirische Befunde zur Wirksamkeit von Zeitzeugen-„Konserven"

Trotz der vielfach beschworenen „Gefahren" einer unkritischen Rezeption von Zeitzeugen-„Konserven" in den Medien (Schreiber/Wenzel 2006) und der unbestrittenen Relevanz der Arbeit mit Zeitzeugenvideos in der (außer-)schulischen Bildungsarbeit ist eine belastbare empirische Forschung bisher kaum vorhanden. Die wenigen empirischen Studien beschäftigen sich vor allem mit der Angebotsseite, blenden die Rezipientenperspektive jedoch weitgehend aus (Gudehus/Eichenberg/Welzer 2010). Zur Rezeption von videografierten Zeitzeugenaussagen werden häufig Vermutungen angestellt, ohne diese empirisch zu belegen. Dies gilt z.B. für Produktanalysen von TV-Geschichtsdokumentationen (z.B. Keilbach 2008), aber auch für Aussagen zur Wirkung von Zeitzeugenaussagen im Kontext von Gedenkstätten oder Museen (z.B. Beier-de Haan 2011/12). Assmann und Brauer (2011) folgern aus ihren Beobachtungen zum produktiven Umgang von Schülerinnen und Schülern mit lebensgeschichtlichen Videos von Überlebenden, dass die Jugendlichen die in den Zeitzeugen-Videos konservierten Gefühle sehr bewusst wahrnahmen, was sich in den von ihnen selbst produzierten Videos widerspiegle, doch führen sie diese Aussagen nicht weiter aus.

Eine Ausnahme bildet die Studie von Rodenhäuser (2012) zur Rezeption von Zeitzeugenaussagen in TV-Dokumentationen, in der fünf leitfadengestützte Interviews mit Gymnasialschülern (15-17 Jahre) inhaltsanalytisch ausgewertet wurden. Gesprächsanreiz war ein circa vierminütiger Ausschnitt aus der Folge „Befreiung" der TV-Serie „Holokaust" (eine Produktion von Guido Knopp), in der insgesamt vier Zeitzeugen die Perspektive der Opfer wie auch die der Befreier repräsentierten. Die Jugendlichen nahmen die Zeitzeugeninterviews als integrale Bestandteile der Dokumentation wahr, die die Ereignisse im juristischen Sinn „bezeugen" würden. Sie befürworteten die emotionalisierten Inhalte, da diese stärker im Gedächtnis blieben. Meist war die Sicht auf die Zeitzeugen eher naiv, diese würden berichten, „was wirklich passiert ist" (Rodenhäuser 2012: 85). Ein Schüler erkannte allerdings die Standortgebundenheit und Perspektivität der Zeitzeugenaussage. Eventuell wurde dies durch die Interviewfrage provoziert, in der explizit nach den „Gründen […] für Zeitzeugen […], bestimmte Erlebnisse oder Erfahrungen heute anders darzustellen" ge-

13 Zur Spezifik, Qualität und Bedeutung der videografierten Interviews siehe Assmann (2006).

fragt wurde (Rodenhäuser 2012: 106). Immerhin zeigt dieser Befund, dass Schülerinnen und Schülern der 11. Klasse unter Anleitung ein quellenkritischer Umgang mit Zeitzeugenaussagen gelingen kann.

2.5 Zwischenfazit: Chancen und Risiken von Zeitzeugenbefragungen im Geschichtsunterricht

In der Oral-History-Forschung ist es eine Selbstverständlichkeit, dass die Erzählungen der Zeitzeugen nicht abbilden, was geschehen ist, sondern dass ihre Geschichten sozial geformt und sinnbezogen konstruiert sind und in einer bestimmten Kommunikationssituation produziert werden. Umso enger die Erzählsituation definiert und inszeniert ist, d.h. je öffentlicher die Situation ist, in der der Zeitzeuge spricht, desto größer ist die Gefahr, dass der Zeitzeuge gerade nicht über das spricht, was er oder sie selbst erlebt hat (Wierling 2008: 31 f.). Den „Konsumenten" der Erinnerungskultur hingegen ist die Unmöglichkeit von „Authentizität" in einer Zeitzeugenerzählung nur selten bewusst. Daher sollte es ein Ziel der historisch-politischen Bildung wie auch des kompetenzorientierten Geschichtsunterrichts sein, die Lernenden mit den Herausforderungen, Chancen und Risiken, die mit Zeitzeugenaussagen verbunden sind, vertraut zu machen, damit sie einen reflexiven und kritischen Umgang mit den Repräsentationen von Zeitzeugen in der Erinnerungskultur entwickeln können. Folgende Aspekte sollten bei der Arbeit mit Zeitzeugenaussagen im Geschichtsunterricht berücksichtigt werden.

(1.) *Quellenstatus:* Der Zeitzeuge, egal, wann und wie er medial gebannt wurde, ist „primär keine Quelle für Geschichte, sondern eine Quelle für die Verarbeitung von Geschichte" (Skriebeleit 2011: 8; vgl. Plato 2005). Zudem sind die vergangenen Erfahrungen des Zeitzeugen nicht nur eine „Quelle", sondern – als eine von einem gegenwärtigen Standpunkt aus vorgetragene Erzählung – auch eine „Darstellung", in die später gewonnene Informationen und nachträgliche Deutungen mit einfließen (Schreiber/Árkossy 2009: 22).

(2.) *Überbrückung der Zeitebenen:* Ein Zeitzeugen erzählt in der Gegenwart über die Vergangenheit und gibt ein Orientierungsangebot für die Zukunft. Die Überbrückung der Zeitdistanz in einer generationenübergreifenden Kommunikation kann für die Lernenden motivierend wirken. Allerdings sollte in der Auswertung von Zeitzeugenberichten – wie in jeder Darstellung – berücksichtigt werden, dass die erzählte „Geschichte" drei Ebenen (oder „Fokussierungen") umfasst: die Ebene der „Vergangenheit" (vergangene Erlebnisse), der „Geschichte" (Deutung der Erlebnisse) und der „Gegenwart und Zukunft" (transportierte Botschaft) (Schreiber/Árkossy 2009: 19).

(3.) *Authentizität:* Lernende neigen dazu, Zeitzeugen als die „besseren Historiker" (Sauer 2006: 238) wahrzunehmen, und schenken ihnen mehr Vertrauen als Schulbuchdarstellungen oder Historikeraussagen (Angvik/Borries 1997), denn die direkte Begegnung mit jemandem, der selbst „dabei" war, wirkt authentisch. Doch gerade wegen der vermeintlichen Authentizität fällt es den Lernenden schwer, die Aussagen von Zeitzeugen in Frage zu stellen, wie es ihnen aus der Arbeit mit Text- und Bildquellen vertraut sein sollte.

(4.) *Geschichtstheoretische Prinzipien:* Zeitzeugen haben jeweils nur einen kleinen Ausschnitt der Vergangenheit miterlebt, und ihre Aussagen zum gleichen historischen Ereignis weichen häufig voneinander ab. Vergleicht man verschiedene Zeitzeugenaussagen miteinander, wird die (Multi-)Perspektivität – ein grundlegendes Prinzip

von Geschichtlichkeit (Bergmann 2007) – deutlich. Weitere geschichtstheoretische Prinzipien werden in einer Zeitzeugenaussage erkennbar: „Geschichte“ über vergangene Ereignisse wird notwendigerweise vom Ende her und mit dem Wissen, was danach kam, erzählt (Retrospektivität). In jeder Narration wird eine Auswahl getroffen (Selektivität) und ihre räumliche und zeitliche Erstreckung ist begrenzt (Partialität) (Barricelli 2012). Im aufmerksamen Umgang mit und der kritischen Auswertung von Zeitzeugenaussagen können zentrale geschichtstheoretische Grundlagen erarbeitet werden.

(5.) *Erinnerung und Gedächtnis:* Neurowissenschaftler haben nachgewiesen, dass die von Mal zu Mal neu produzierte individuelle Erinnerung unmerkliche Anpassungen erfährt: „Your memory is like the telephone game“ (Paul 2012) – bei uns bekannt als: „Stille Post“ – u.a. auch deswegen, weil mit jedem Erinnerungsvorgang auch die Erinnerung an frühere Erinnerungsakte aktiviert wird. In der Theorie des „kollektiven Gedächtnisses“ (Halbwachs 1939/1991) wird nicht nur die rekonstruktive und selektive Funktionsweise des Erinnerns betont, sondern auch der Einfluss des sozialen Umfelds. Die Befunde der Gerichtspsychologie weisen in eine ähnliche Richtung. In zahlreichen Studien wurde die Beeinflussbarkeit von (Augen-)Zeugen beispielsweise durch nachträgliche Informationen (Paterson/Kemp/Ng), durch die Medienberichterstattung (Loftus/Hoffmann 1993) oder durch die Aussagen anderer Augenzeugen (Gabbert/Memon/Allan 2003) nachgewiesen.

Der im Folgenden vorzustellenden Studie zur Wirksamkeit von Zeitzeugenbefragungen im Geschichtsunterricht liegt die These zugrunde, dass sich die Arbeit mit Zeitzeugen für die Förderung der historischen Kompetenzen der Lernenden eignet – vorausgesetzt die oben skizzierten Chancen und Risiken von Zeitzeugenaussagen werden im Unterricht offen gelegt.

3. Studie zur Wirksamkeit von Zeitzeugenbefragungen im Geschichtsunterricht[14]

3.1 Theoretisches Modell

Seit dem PISA-Schock im Jahr 2000 wurden auch von der Geschichtsdidaktik theoretisch begründete Kompetenzmodelle vorgelegt (vgl. hierzu die Übersicht von Barricelli/Gautschi/Körber 2012), mit deren Hilfe u.a. die Wirksamkeit von Interventionen untersucht werden kann. Der vorliegenden Studie liegt das Kompetenzstrukturmodell historischen Denkens der FUER-Gruppe[15] zugrunde (Körber/Schreiber/Schöner 2007). Historisches Denken wird hier als ein Prozess verstanden, der durch Verunsicherungen und Interessen in Gang gesetzt wird. Hierdurch entsteht eine Frage, die sich entweder in re-konstruierender Absicht an die Vergangenheit wendet oder sich in de-konstruierender Absicht mit vorliegenden historischen Narrationen auseinander setzt. Das Ergebnis stellt eine eigene Narration bzw. die Stellungnahme zu einer Darstellung dar und befriedigt entweder bereits die historischen Orientierungsbedürfnisse

14 Die empirische Studie wurde als Dissertationsprojekt am Hector-Institut für Empirische Bildungsforschung, Universität Tübingen, durchgeführt. Betreut wurde die Arbeit von Ulrich Trautwein und Bodo von Borries. Wolfgang Wagner übernahm die inferenzstatistischen Analysen.

15 Das Projekt FUER Geschichtsbewusstsein war eine internationale Kooperation unter Leitung von .Prof. Dr. Waltraud Schreiber zur Entwicklung von Unterrichtsmaterialien, die guten Geschichtsunterricht fördern. Siehe Körber/Schreiber/Schöner (2007).

oder führt zu einer neuen historischen Frage. Durch den an verschiedenen Themen und Fragestellungen immer wieder durchlaufenen Prozess historischen Denkens bilden sich die historischen Sachkompetenzen heraus, d.h. die Schülerinnen und Schüler verfügen in zunehmenden Maße über die für den Umgang mit Geschichte relevanten Prinzipien, Konzepte und Skripts (wie z.B. die Unterscheidung zwischen Quellen und Darstellungen oder die Einsicht in zentrale epistemologische Prinzipien wie Retrospektivität, Partikularität).

3.2 Design der Studie

Wenn empirisch belastbare Aussagen über die Wirksamkeit einer unterrichtlichen Maßnahme getroffen werden sollen, die sich nicht nur auf die jeweilige Stichprobe, sondern auf die Grundgesamtheit beziehen, sollten gewisse Standards, die in der evidenzbasierten medizinischen Forschung entwickelt wurden, eingehalten werden (Schulz/Altman/Moher 2010). Hierzu gehören eine ausreichend große Stichprobe, die Unterscheidung von Interventions- und Kontrollgruppen, die zufällige Zuweisung der Probanden zu den Gruppen und die Umsetzung eines weitgehend kontrollierten Untersuchungssettings.

An unserer Studie nahmen 35 Gymnasialklassen (N = 900) teil. Zufällig wurden jeweils zehn Klassen einer der drei Interventionsgruppen und fünf Klassen der Kontrollgruppe zugewiesen. Ziel der kompetenzorientierten Unterrichtseinheit von sechseinhalb Stunden zum Thema „Friedliche Revolution in der DDR“ war es, den Lernenden eine Einsicht in zentrale epistemologische Prinzipien von Geschichte und in die Begriffe „Quelle“ und „Darstellung“ zu vermitteln. Die 30 Interventionsklassen arbeiteten mit Zeitzeugenaussagen in unterschiedlicher Form. In einer Doppelstunde wurde entweder ein Zeitzeuge live befragt oder mit dem Video oder mit dem Transkript eines Zeitzeugeninterviews gearbeitet. Insgesamt waren es vier Zeitzeugen, die live in die Klassen kamen bzw. mit deren Videos bzw. Interview-Transkripten gearbeitet wurde.[16] Diese vier Zeitzeugen, die zum Zeitpunkt der Ereignisse etwa 20 Jahre alt waren, hatten das Ende der DDR als aktive Oppositionelle erlebt und ähnliche Sanktionen erlebt (z.B. Verbot eines Studiums, Bespitzelung durch die Stasi etc.), so dass die „Variable Zeitzeuge“ in den drei Bedingungen so weit als möglich kontrolliert werden konnte. Auch die „Variable Lehrkraft“ wurde kontrolliert, indem der Unterricht in allen dreißig Klassen von einer externen Expertenlehrkraft durchgeführt wurde. Eine möglichst identische Durchführung der Unterrichtseinheit wurde hierdurch sichergestellt. Die weiteren Unterrichtsvariablen (wie Unterrichtszeit, Materialien) wurden ebenfalls gleich gehalten. Variiert wurde also nur, ob mit der Zeitzeugenaussage live, als Video oder als Text gearbeitet wurde.

3.3 Messinstrument und Fragestellungen

In dem zu drei Messzeitpunkten eingesetzten Messinstrument wurde in drei Tests die Einsicht der Lernenden in zentrale epistemologische Prinzipien erfasst: Einsicht darein, dass Geschichte rekonstruiert wird, dass Narrationen de-konstruiert werden müssen, und ihre Einsicht in die Spezifik von Zeitzeugen-Aussagen, z.B. ihre Per-

16 Diese vier Zeitzeugen wurden auf der Webseite www.jugendopposition.de ausfindig gemacht und in die Klassen eingeladen.

spektivität. Darüber hinaus wurde im Nachtest das Konzeptverständnis von Quelle und Darstellung in der Anwendung auf drei historische Dokumente erhoben und in einem Test zusammengefasst. Diese vier Tests adressieren nach dem FUER-Modell verschiedene Aspekte der Sachkompetenz. Die themenspezifischen Kenntnisse der Lernenden wurden zu allen drei Messzeitpunkten mit einem Lückentext gemessen. Diese standardisierten Testinstrumente waren in vorhergehenden Studien entwickelt und validiert worden (Bertram/Wagner/Trautwein 2013, 2014). Zudem schätzten die Lernenden im Nachtest und *Follow Up*-Test ein, ob sie bei der Arbeit mit Zeitzeugen inhaltlich und methodisch etwas gelernt hatten und wie interessant sie die Arbeit mit Zeitzeugen fanden.

Diese multidimensionalen *Outcomes* ermöglichten die Untersuchung dreier Forschungsfragen bzw. Hypothesen: (1.) Hinsichtlich des Vergleichs der Kontrollgruppe mit den drei Interventionsgruppen, gingen wir davon aus, dass in einer Unterrichtseinheit, in der mit Zeitzeugen (Live/Video/Text) gearbeitet wird, ausgewählte historische Sachkompetenzen und Kenntnisse zum Thema („Friedliche Revolution in der DDR“) vermittelt werden können. (2.) Im Hinblick auf mögliche differenzielle Effekte zwischen den Interventionsgruppen gingen wir der Frage nach, ob die Lernenden in der Live-Gruppe versus der Video- und Textgruppe unterschiedliche Leistungen in den Kompetenz- und Wissenstests aufwiesen. (3.) Zudem vermuteten wir, dass die Lernenden in der Live-Gruppe verglichen mit der Video- und Textgruppe die inhaltlichen und methodischen Lernmöglichkeiten wie auch das Motivationspotenzial durch die Arbeit mit Zeitzeugen positiver einschätzten.

3.4 Interventionsgruppen versus Kontrollgruppe

Im Vergleich der Interventionsgruppen mit der Kontrollgruppe hat sich gezeigt, dass, basierend auf der Arbeit mit Zeitzeugeninterviews (Live, Video, Text), die Lernenden eine tiefere Einsicht in zentrale epistemologische Prinzipien von Geschichte gewonnen haben und ihr Begriffsverständnis von Quellen und Darstellungen schärften. In drei der vier Kompetenztests schnitten die Lernenden in den drei Interventionsgruppen zu beiden Testzeitpunkten statistisch signifikant[17] besser ab als die in der Kontrollgruppe: Einsicht (1.) darein, dass Geschichte rekonstruiert wird, (2.) in die Spezifik von Zeitzeugen-Aussagen (z.B. Perspektivität), (3.) in den konzeptuellen Unterschied zwischen Quellen und Darstellung. Auch den Wissenstest lösten die Lernenden in den Interventionsgruppen statistisch signifikant besser. Diese Ergebnisse stützen die Ausgangsvermutung, dass, basierend auf der Arbeit mit Zeitzeugen – egal in welcher Repräsentationsform – und eingebettet in eine kompetenzorientierte Unterrichtseinheit, in der die Spezifika von Zeitzeugen und die theoretischen Grundlage von Geschichte thematisiert werden, die Lernenden Grundsätzliches über Geschichte lernen und spezifische Themenkenntnisse erwerben können.

17 Für die Leserinnen und Leser, denen die Begriffe der Inferenzstatistik weniger vertraut sind: Ein statistisch signifikantes Ergebnis bedeutet, dass das Ergebnis in der Stichprobe mit einer hohen Wahrscheinlichkeit (bei einem Signifikanzniveau von 5% also mit einer 95%igen Wahrscheinlichkeit) auch für die Grundgesamtheit (also für Schülerinnen und Schüler der neunten Jahrgangsstufe an Gymnasien in Baden-Württemberg) gilt.

3.5 Live-Gruppe versus Zeitzeugen-„Konserven“

Im Vergleich der Live-Gruppe mit der Video- und Textgruppe zeigte sich, dass die Lernenden in der Live-Bedingung im Nachtest in zwei Kompetenztests zu ihrer Einsicht in die epistemologischen Grundlagen von Geschichte statistisch signifikant schlechter abschnitten als die Lernenden in der Video- und Textgruppe. Sie hatten die Notwendigkeit, Narrationen zu de-konstruieren, wie auch die Spezifik von Zeitzeugen-Aussagen weniger gut verstanden. Etwas besser (ebenfalls statistisch signifikant) schnitten die Lernenden in der Live-Gruppe ab in dem Test zum Unterschied zwischen Quellen und Darstellungen. Im *Follow-Up*-Test fanden sich bezüglich der Leistungstests keine statistisch signifikanten Unterschiede zwischen den Gruppen. Obwohl die Lernenden in der Live-Gruppe das zentrale Ziel der Unterrichtseinheit (Einsicht in die epistemologischen Prinzipien von Geschichte) weniger gut erreicht hatten als die Video- und Textgruppe, waren sie im Nachtest und im *Follow-Up*-Test von ihren inhaltlichen und methodischen Fortschritten und dem motivationalen Potenzial der Zeitzeugenbefragung sehr viel überzeugter als die Vergleichsgruppe.

3.6 Live-Gruppe versus Video-Gruppe versus Text-Gruppe

Bei den Unterschieden zwischen den Interventionsgruppen bestätigte sich die Annahme, dass sich die Video- und Text-Gruppe im Hinblick auf den „Konservencharakter“ sehr ähnlich sind und die Schülerleistung in einer ähnlichen Weise beeinflussen. Zwischen der Video- und der Textgruppe gab es nur einen statistisch signifikanten Unterschied, und zwar hinsichtlich des von den Lernenden selbst eingeschätzten Motivationspotenzials der Zeitzeugenmethode. Den Lernenden in der Videogruppe hatte im Vergleich zu denen in der Textgruppe die Arbeit mit den Zeitzeugeninterviews mehr Spaß gemacht und ihr Interesse am Thema wurde hierdurch mehr geweckt. Dieser Befund zeigte sich zu beiden Messzeitpunkten nach der Intervention. Hinsichtlich der anderen *Outcomes* (der Leistungsmaße und der Schülerratings) fanden sich keine statistisch signifikanten Unterschiede zwischen der Video- und der Textgruppe.

Schauen wir uns die Unterschiede zwischen den drei Gruppen auf deskriptiver Ebene[18]genauer an. Wie oben erwähnt, schnitt die Live-Gruppe im Vergleich zur Video- und Textgruppe lediglich im Hinblick auf das konzeptuelle Verständnis von Quellen und Darstellungen statistisch signifikant besser ab. Vergleicht man die Live-Gruppe nur mit der Video-Gruppe, zeigt sich, dass sich hinsichtlich des Begriffsverständnisses keine statistisch signifikanten Unterschiede feststellen lassen. Das statistisch signifikant bessere Abschneiden der Lernenden in der Video-Gruppe im Vergleich zur Live-Gruppe in den Kompetenztests zur Notwendigkeit der De-Konstruktion und zur Eigenart des Zeitzeugen blieb jedoch bestehen. Der einzige Leistungsvorteil der Live-Bedingung (Begriffsverständnis von Quelle und Darstellung) entfiel also im direkten Vergleich zwischen der Live- und der Videobedingung. Interessant ist zudem ein Blick auf die Unterschiede zwischen den drei Gruppen hinsichtlich der Einschätzung der Potenziale der Zeitzeugenbefragung im Geschichtsunterricht. In Bezug auf das motivationale Potenzial schätzte die Videogruppe im Ver-

18 Deskriptiv bedeutet in diesem Zusammenhang, dass es hier um die Unterschiede in der Stichprobe geht, die eine Tendenz zeigen können, von denen aus jedoch nicht – da nicht statistisch signifikant – auf die Grundgesamtheit geschlossen werden sollte.

gleich zur Textgruppe die Arbeit mit Zeitzeugen statistisch signifikant positiver ein. Auch hinsichtlich der anderen beiden Facetten (inhaltlich und methodisch gelernt) wurde die Videovariante von den Lernenden positiver eingeschätzt (allerdings wurde dieser Befund nicht statistisch signifikant).

Die Kompetenzförderung der Lernenden konnte also in der Video- und Textbedingung besser erreicht werden als in der Live-Bedingung. Gleichzeitig hatten die Lernenden in der Video-Gruppe im Vergleich zur Text-Gruppe mehr Interesse und Spaß an der Arbeit mit den Zeitzeugeninterviews. Im Follow-Up-Test entfielen die Leistungsunterschiede zwischen den Gruppen. Die Unterschiede in der Selbsteinschätzung der Schülerinnen und Schüler waren im Follow-Up-Test etwas weniger deutlich ausgeprägt als im Nachtest, doch das Muster blieb gleich (statistisch signifikant positivere Einschätzung der Live-Gruppe im Vergleich zur Video- und Textgruppe, positivere Einschätzung der Video-Gruppe im Vergleich zur Text-Gruppe).

4. Implikationen für den Umgang mit Zeitzeugen

Eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse: (1.) Mit Zeitzeugeninterviews (Live, Video, Text) kann eine Einsicht in die Grundlagen von Geschichte vermittelt werden. (2.) Das Live-Interview wird von den Lernenden sehr geschätzt, aber es fällt ihnen hier schwerer, Distanz zu bewahren und die Aussage als eine Narration unter anderen wahrzunehmen und zu dekonstruieren. Allerdings verstehen sie den Unterschied zwischen Quellen und Darstellungen besser. (3.) Der Leistungsvorteil der Live-Gruppe hinsichtlich der Begriffskompetenz entfällt im direkten Vergleich mit der Video-Gruppe. Die Arbeit mit einem Video-Interview wird von den Lernenden in der Videogruppe positiver eingeschätzt als von denen in der Textgruppe.

Auf den ersten Blick mag das bessere Abschneiden der Lernenden in der Live-Gruppe hinsichtlich der Unterscheidung zwischen den Konzepten „Quelle“ und „Darstellung“ verblüffen, denn man könnte annehmen, dass die begriffliche Unterscheidung dieser beiden Zugangsweisen zur Vergangenheit eine Voraussetzung dafür sind, den Konstruktcharakter von Geschichte zu verstehen. Vermutlich hängt dieser Befund damit zusammen, dass ein Live-Auftritt eines Zeitzeugen die Besonderheit des Zeitzeugenzeugnisses sehr viel anschaulicher vermittelt als die Arbeit mit einer Video- und Text-„Konserve“. Denn in der direkten Begegnung mit einem Zeitzeugen, der in der Gegenwart über die Vergangenheit berichtet, wird die Ambiguität des Zeitzeugenberichts zwischen einer Quelle und einer Darstellung direkt vor Augen geführt, ist quasi „mit den Händen“ zu greifen. Dass dieser Unterschied nicht mehr statistisch signifikant ist, wenn man die Live-Bedingung mit der Video-Bedingung vergleicht, steht im Einklang hiermit. Bei einem videografierten Zeitzeugeninterview ist der Zeitzeuge immer noch als eine Person zu identifizieren, die mit einem zeitlichen Abstand über die Vergangenheit berichtet. In der Textfassung hingegen ist der Zeitzeuge nicht mehr direkt „sichtbar“ – nur in der Namensnennung. Hier ist der Unterschied zu einer „normalen“ Quelle oder einer „normalen“ Darstellung sehr viel weniger deutlich.

Dass die Lernenden in der Video- und Text-Bedingung Narrationen generell und Zeitzeugenaussagen speziell kritischer gegenüber stehen als die Lernenden in der Live-Bedingung, kann eventuell als eine Bestätigung der These der „Aura der Authentizität“ von Sabrow (2012) verstanden werden. Der Live-Zeitzeuge scheint die

Lernenden so beeindruckt zu haben, dass sie die Notwendigkeit der De-Konstruktion von Narrationen und Zeitzeugenaussagen weniger gut verstanden haben. Auch die empirischen Studien zur Rezeption von Live-Zeitzeugen weisen darauf hin, dass die Schülerinnen und Schüler die Konstruktivität von Zeitzeugenaussagen – ohne Unterstützung durch die Lehrkraft – nicht wahrnehmen (Galda 2013; Obens/Geißler-Jagodzinksi 2008). Zudem mag dieser Befund damit zusammenhängen, dass die Lernenden mit diesen beiden Medien (Texten und Videos) sehr viel vertrauter sind als mit einer Live-Befragung. Den kritischen Umgang mit Textquellen kennen die Lernenden aus ihrem Geschichtsunterricht. Den Konstruktcharakter filmischer Darstellungen der Vergangenheit scheinen sie umso besser zu erkennen, je höher ihr Medienkonsum, Fernsehen und Internet, ist (Kühberger 2013: 139). Die oben erwähnte Rezeptionsstudie zu Zeitzeugenaussagen in TV-Dokumentationen zeigte auf, dass Lernende die Retrospektivität der Film-Zeitzeugen erkennen können, wenn sie explizit hierauf angesprochen werden (Rodenhäuser 2012).

Was bedeuten diese Befunde für die Arbeit mit lebendigen Zeitzeugen und mit Zeitzeugen-„Konserven“ im schulischen Geschichtsunterricht wie auch in der außerschulischen Bildungsarbeit? Zunächst sollten Lehrkräfte und politische Bildnerinnen und Bildner dafür sensibilisiert werden, mit der Live-Befragung sehr sorgsam umzugehen. Wie in der Theorie befürchtet oder auch erhofft, entfaltet der lebendige Zeitzeuge – vermutlich aufgrund seiner „Aura“ und „Authentizität“ – eine große Überzeugungskraft. Es steht zu befürchten, dass dies auch für Zeitzeugen gilt, die eine vom Bildungsplan abweichende Meinung vertreten. Daher sollten die Zeitzeugen mit großem Bedacht ausgewählt werden. Gerade eine (Live-)Erzählung sollte unbedingt ausgewertet werden, denn ansonsten besteht die Gefahr, dass die Meinung des Zeitzeugen oder der Zeitzeugin unreflektiert übernommen wird, was im diametralen Gegensatz zu den Zielen des kompetenzorientierten Geschichtsunterrichts wie auch der politischen Bildung steht.

Hinsichtlich der Arbeit mit Zeitzeugen-„Konserven“ bietet die Arbeit mit Videos entscheidende Vorteile. Schülerinnen und Schüler arbeiten lieber mit Zeitzeugen-Videos als mit Transkriptionen, und zudem funktioniert die Kompetenzförderung mit Videos besser als mit einer Live-Befragung. In einem Zeitzeugen-Video wird „Geschichte“ lebendig, denn eine individuelle Erzählung über die Vergangenheit bekommt ein Gesicht und eine Stimme. Im Gegensatz zu einer Live-Befragung scheinen die Risiken, die mit der „Verlebendigung“ verbunden sind, jedoch deutlich geringer zu sein. Die Distanz durch das Medium oder auch die größere Medienerfahrung der Jugendlichen scheinen eine vorschnelle Identifikation mit dem Erzählenden zu verhindern. Allerdings sollten die Videos vor einem unterrichtlichen Einsatz auf die Einhaltung bestimmter Qualitätsstandards überprüft werden, z.B. sollten Informationen zum Zeitzeugen vor und nach den Interviews wie auch zum Kontext des Interviews und zur Absicht und Herkunft der Website vorhanden sein (Shopes 2002).

Abschließend möchte ich zwei weitere Aspekte ansprechen, die in der geschichtsdidaktischen Konzeptualisierung der Arbeit mit Zeitzeugenvideos weiter gedacht und erforscht werden sollten. Zum einen können videografierte Interviews von verschiedenen Zeitzeugen dazu genutzt werden, verschiedene Perspektiven zu einem Thema miteinander zu vergleichen. Von der Multiperspektivität der vergangenen Erlebnisse

führt ein Weg zur Kontroversität der Darstellungen und der Pluralität der Urteile.[19] Dass sich die retrospektiven Darstellungen wie auch die Beurteilungen unterscheiden, hängt wesentlich mit den sehr individuellen Erfahrungen in der Vergangenheit zusammen. Im Vergleich verschiedener Sichtweisen wird deutlich, dass Geschichte ein „Deutungsfach" ist, in dem die Perspektivität auf Ebene der Quellen, der Darstellungen und der Orientierungsangebote stets mitgedacht werden muss. Zum anderen könnte die Auswahl der Zeitzeugenvideos mit den Lernenden diskutiert werden. Warum wird dieses oder ein anderes Video als repräsentativ angesehen? Was haben uns diese Menschen heute noch zu sagen? Welchen Erkenntnisgewinn und welches Orientierungsangebot bieten sie uns? Diese Fragen führen nicht nur zur eher theoretischen Unterscheidung des kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses (Assmann 1988), sondern geben den Lernenden einen sehr praktischen Hinweis darauf, wann und warum Geschichte eine Orientierung für die Gegenwart ermöglicht (vgl. Barricelli 2009).

Gehen wir zurück zur Frage, wie an den Holocaust erinnert werden kann, wenn die letzten Zeitzeugen sterben und die *Holocaust Education* auf videografierte Zeitzeugeninterviews angewiesen ist. Für den Einsatz im Unterricht und in der außerschulischen Bildungsarbeit bieten die Videos von Überlebenden die Chance, das Unbegreifliche der abstrakten Statistiken und entsetzlichen Bilder von Leichenbergen mit individuellen Lebensgeschichten, mit Gesichtern und Namen etwas greifbarer zu machen. Gleichzeitig ist das Risiko einer emotionalen Überwältigung der Lernenden geringer, so dass die Empathie mit dem Zeitzeugen, verbunden mit der größeren Distanz durch das Video, dazu genutzt werden kann, mit der bzw. den erzählten Geschichte(n) reflektierter umzugehen.

LITERATUR

Angvik, Magne und Bodo von Borries (Hg.) (1997): Youth and history: A comparative European survey on historical consciousness and political attitudes among adolescents, Vol. A, Hamburg.

Appiah, Anthoy K. (1994): Identity, Authenticity, Survival. Multicultural societies and social reproduction, in: Amy Gutman (Hg.): Multiculturalism. Princeton, 149-163.

Assmann, Aleida 2006: History, Memory, and the Genre of Testimony, in: Poetics Today. International Journal for Theory and Analysis of Literature and Communication, 27. Jahrgang, 261-273.

Assmann, Aleida und Juliane Brauer (2011): Bilder, Gefühle, Erwartungen. Über die emotionale Dimension von Gedenkstätten und den Umgang von Jugendlichen mit dem Holocaust, in: Geschichte und Gesellschaft, 37. Jahrgang, 72-103. http://dx.doi.org/10.13109/gege.2011.37.1.72

Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: ders. und Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main, 114-140.

Barricelli, Michele (2009): Das Visual History Archive des Shoah Foundation Institute als geschichtskulturelle Objektivation und seine Verwendung im Geschichtsunterricht – ein Problemaufriss, in: Vadim Oswalt und Hans-Jürgen Pandel (Hg.): Geschichtskultur. Die Anwesenheit von Vergangenheit in der Gegenwart, Schwalbach/Ts., 198-211.

Barricelli, Michele (2012): Narrativität., in: ders. und Martin Lücke (Hg.): Handbuch Praxis des Geschichtsunterrichts, Schwalbach/Ts.: 255-280.

19 Vgl. zur Unterscheidung der Multiperspektivität auf den drei Ebenen der Vergangenheit, Geschichte und Gegenwart/Zukunft den Überblicksartikel von Lücke (2012).

Barricelli, Michele, Peter Gautschi und Andreas Körber (2012): Historische Kompetenzen und Kompetenzmodelle, in: Michele Barricelli und Martin Lücke (Hg.): Handbuch Praxis des Geschichtsunterrichts, Schwalbach/Ts., 207-235.

Bauer, Yehuda (1998): Gedenkrede von Gedenkrede von Prof. Dr. Yehuda Bauer vor dem Deutschen Bundestag am 27. Januar 1998, verfügbar unter (Zugriff am 10.11.2015) https://www.bundestag.de/kulturundgeschichte/geschichte/gastredner/bauer/rede/24741

Beier-de Haan, Rosmarie (2011/2012): Geschichte, Erinnerung, Repräsentation. Zur Funktion von Zeitzeugen in zeithistorischen Ausstellungen im Kontext einer neuen Geschichtskultur, in: Heinke M. Kalinke (Hg.): Zeitzeugenberichte zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa im 20. Jahrhundert. Neue Forschungen. Oldenburg, Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa im 20. Jahrhundert, verfügbar unter (Zugriff am 11.01.2016) http://www.bkge.de/Downloads/Zeitzeugenberichte/Beier-de_Haan_Geschichte_Erinnerung_Repraesentation.pdf

Bergmann, Klaus (2007): Multiperspektivtät, in: Ulrich Mayer, Hans-Jürgen Pandel und Gerhard Schneider (Hg.): Handbuch Methoden im Geschichtsunterricht, Schwalbach/Ts., 65-77.

Bertram, Christiane, Ulrich Trautwein und Wolfgang Wagner (2013): Chancen und Risiken von Zeitzeugenbefragungen. Entwicklung eines Messinstruments für eine Interventionsstudie, in: Jan Hodel, Monika Waldis und Béatrice Ziegler (Hg.): Forschungswerkstatt Geschichtsdidaktik 12. Beiträge zur Tagung geschichtsdidaktik empirisch 12", Bern, 108-119.

Bertram, Christiane, Ulrich Trautwein und Wolfgang Wagner (2014): Zeitzeugenbefragungen im Geschichtsunterricht: Entwicklung eines Kurzinstruments für die Wirksamkeitsmessung, in: Tobias Arand und Manfred Seidenfuß (Hg.): Neue Wege – neue Themen – neue Methoden? Ein Querschnitt aus der geschichtsdidaktischen Forschung des wissenschaftlichen Nachwuchses, Göttingen, 191-208. http://dx.doi.org/10.14220/9783737002783.191

Bertram, Christiane (im Druck): Zeitzeugen im Geschichtsunterricht: Chance oder Risiko für kompetenzorientiertes Lernen?, Schwalbach/Ts.

Bösch, Frank 2008: Geschichte mit Gesicht. Zur Genese des Zeitzeugen in Holocaust-Dokumentationen seit den 1950er Jahren, in Thomas Fischer und Rainer Wirtz (Hg.): Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen, Konstanz, 51-72.

Borries, Bodo von (2001): Was ist dokumentarisch am Dokumentarfilm? Eine Anfrage aus geschichtsdidaktischer Sicht, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 52. Jahrgang, 220-227.

Classen, Christoph (2012): Der Zeitzeuge als Artefakt der Medienkonsumgesellschaft. Zum Verhältnis von Medialisierung und Erinnerungskultur, in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen, 300-319.

Gudehus, Christian, Ariane Eichenberg und Harald Eichenberg (2010): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart.

Frei, Norbert (2011): Erinnerungen verändern sich". Historiker äußert sich kritisch zur Online-Geschichtsplattform Gedächtnis der Nation". Norbert Frei im Gespräch mit Britta Bürger. Interview im Deutschlandradio Kultur, verfügbar unter http://www.deutschlandradiokultur.de/erinnerungen-veraendern-sich.954.de.html?dram:article_id=146672 (Zugriff am 10.01.2016).

Gabbert, Fiona, Amina Memon und Kevin Allan (2003): Memory conformity: Can eyewitnesses influence each other's memories for an event? In: Applied Cognitive Psychology 17. Jahrgang, Heft 3: 533-543. http://dx.doi.org/10.1002/acp.885

Galda, Maria 2013: Geschichtsbewusstsein, historisches Wissen und Interesse. Darstellung von Zusammenhängen und Repräsentationen in semantischen Netzwerken (Dissertation), Frankfurt am Main, verfügbar unter (Zugriff am 11.01.2016) http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/28712

Geppert, Alexander C.T. (1994): Forschungstechnik oder historische Disziplin? Methodische Probleme der Oral History, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 45. Jahrgang: 303-323.

Halbwachs, Maurice (1991): Das kollektive Gedächtnis (Erstausgabe 1939, La mémoire collective), Frankfurt am Main.

Heyl, Matthias (1999): Historical Education": Internationale Tendenzen im pädagogischen Umgang mit der Geschichte des Holocaust, verfügbar unter (Zugriff am 11.11.2015) http://www.fasena.de/download/heyl/Heyl%20%281999%29.pdf

Jureit, Ulrike (1999): Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg.

Keilbach, Judith (2008): Geschichtsbilder und Zeitzeugen. Zur Darstellung des Nationalsozialismus im bundesdeutschen Fernsehen, Münster.

Kirst, Hans H. (1975) (13. Oktober): Bericht von der Blutbühne. Über Erich Kubys Mein Krieg". Spiegel, Heft 42: 214.

Körber, Andreas, Waltraud Schreiber und Alexander Schöner (Hg.) (2007): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell als Beitrag zur Kompetenzorientierung in der Geschichtsdidaktik, Neuried.

Kosellek, Reinhard, Wolfgang Mommsen und Jörn Rüsen (Hg.) (1977): Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, München.

Kosellek, Reinhard (1994): Nachwort zu Charlotte Beradt, Das dritte Reich des Traums, Frankfurt am Main, zit. nach Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999.

Kühberger, Christoph (2013): Geschichte denken. Zum Umgang mit Geschichte und Vergangenheit von Schüler/innen der Sekundarstufe I am Beispiel Spielfilm. Empirische Befunde – Diagnostische Tools – Methodische Hinweise. Innsbruck. Lanzmann, Claude (2000): Der Ort und das Wort, in: Ulrich Baer (Hg.): „Niemand zeugt für den Zeugen". Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoa. Frankfurt am Main: 101-118.

Magen, Shira (2015): Die Verwendung von Zeitzeugnissen im Holocaust-Unterricht, verfügbar unter (Zugriff am 10.11.2015) http://www.yadvashem.org/yv/de/education/learning_environments/testimony.asp

Näpel, Oliver (2003): Historisches Lernen durch ‚Dokutainment'? – Ein geschichtsdidaktischer Aufriss. Chancen und Grenzen einer neuen Ästhetik populärer Geschichtsdokumentation analysiert am Beispiel der Sendereihen Guido Knopps, in: Zeitschrift für Geschichtsdidaktik 2. Jahrgang: 213-244.

Niethammer, Lutz (Hg.) (1983): Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll". Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet. Bd. 1, Bonn.

Paterson, Helen M., Richard I. Kemp und Jodie R. Ng (2011): Combating co-witness contamination: attempting to increase the negative effects of discussion on eyewitness memory, in: Applied Cognitive Psychology 25. Jahrgang, Heft 1: 43-52. http://dx.doi.org/10.1002/acp.1640

Paul, Marla (2011): Your Memory is like the Telephone Game. Each time you recall an event, your brain distorts it, verfügbar unter (Zugriff am 16.11.2015) http://www.northwestern.edu/newscenter/stories/2012/09/your-memory-is-like-the-telephone-game.html#sthash.59V5PV7B.dpuf

Plato, Alexander von (2000): Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss, in: BIOS, 13. Jahrgang, 5-29.

Plato, Alexander von (2001): Chancen und Gefahren des Einsatzes von Zeitzeugen im Unterricht, in: BIOS 14. Jahrgang, 134-138.

Plato, Alexander von (2005): Homunkuli? Oder: Was geschieht mit der Erfahrung im Übergang von Zeitgeschichte zur, reinen' Geschichte? In Jürgen John, Dirk van Laak und Joachim von Puttkammer (Hg.): Zeit-Geschichten. Miniaturen in Lutz Niethammers Manier, Essen, 185-191.

Portelli, Alessandro (1991): The death of Luigi Trastulli and other stories. Form and meaning in oral history, Albany.

Rodenhäuser, Lisa (2012): Zwischen Affirmation und Reflexion. Eine Studie zur Rezeption von Zeitzeugen in Geschichtsdokumentationen (Zeitgeschichte – Zeitverständnis, Bd. 25), Berlin.

Sauer, Michael (2006): Geschichte unterrichten. Eine Einführung in die Didaktik und Methodik, Seelze.

Sauer, Michael (Hg.) (2014): Spurensucher: Ein Praxisbuch für historische Projektarbeit, Hamburg.

Sabrow, Martin (2012): Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen zwei Welten., in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen: 13-32.

Schreiber, Waltraud und Katalin Árkossy (Hg.) (2009): Zeitzeugengespräche führen und auswerten. Historische Kompetenzen schulen, Neuried.

Schreiber, Waltraud und Anna Wenzel (Hg.) (2006): Geschichte im Film. Beiträge zur Förderung historischer Kompetenz, Neuried.

Rothfels, Hans (1953): Zeitgeschichte als Aufgabe, in: Vierteljahresheft für Zeitgeschichte 1. Jahrgang, Heft 1, 1-8.

Schulz, Kenneth F., Doug G. Altman und David Moher for the CONSORT Group (2010): Research methods & reporting. CONSORT 2010 Statement: updated gudielines for reporting parallel group randomized trials, in: British Medical Journal, verfügbar unter (Zugriff am 11.01.2016) http://www.bmj.com/content/340/bmj.c332

Schwarz, Peter P. (2012): Zeit. Zeugen. Zeitzeugen. Zu Traditionen, Entwicklungslinien und Erscheinungsformen von Zeitzeugenschaft, in: Bildungswerk der Humanistischen Union NRW und Zeitpfeil-Studienwerk Berlin-Brandenburg (Hg.): Zeitzeugenarbeit zur DDR-Geschichte. Historische Entwicklungslinien – Konzepte – Bildungspraxis, Potsdam: 8-45.

Sekretariat der ständigen Vertretung der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (2009): Stärkung der Demokratieerziehung (Beschluss der Kultusministerkonfe¬renz vom 06.03.2009), verfügbar unter (Zugriff am 17.12.2014) http://www.kmk.org/fileadmin/veroeffentlichungen_beschluesse/2009/2009_03_06-Staerkung_Demokratieerziehung.pdf

Siegfried, Detlef (1997): Zeitzeugenbefragung. Zwischen Nähe und Distanz, in: L. Dittmer und ders. (Hg.): Spurensucher. Ein Praxisbuch für historische Projektarbeit, Weinheim: 50-66.

Shopes, Linda (2002, February): Making sense of oral history, in: History Matters: The U.S. Survey Course on the Web, verfügbar unter (Zugriff am 11.01.2016) http://historymatters.gmu.edu/mse/oral

Skriebeleit, Jörg (2011): Das Verschwinden der Zeitzeugen. Metapher eines Übergangs, Vortrag bei der Tagung Zeitzeugen im Museum", Görlitz 12.10. 2011 bis 14.10.2011, verfügbar unter (Zugriff am 24.11.2014) http://www.bkge.de/Bildarchiv/Downloads/Zeitzeugenberichte/Skriebeleit_Verschwinden der_Zeitzeugen.pdf

Stockholmer Erklärung (2000): Erklärung des Stockholmer Internationalen Forums über den Holocaust, verfügbar unter (Zugriff am 11.11.2015) http://www.holocaustremembrance.com/de/about-us-stockholm-declaration/erkl%C3%A4rung-des-stockholmer-internationalen-forums-%C3%BCber-den-holocaust

Thomson, Alistair (2007): Four paradigm transformations in oral history, in: The Oral History Review, 34. Jahrgang 1. Heft: 49-70. http://dx.doi.org/10.1525/ohr.2007.34.1.49

Thukydides (411 v. Chr.): Der Peloponnesische Krieg (übersetzt von Georg Peter Landmann 1991) München.

Welzer, Harald, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall (2002): Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Unter Mitarbeit von Olaf Jensen und Torsten Koch, Frankfurt am Main.

Wetzel, Juliane (2008): Holocaust-Erziehung, verfügbar unter (Zugriff am 11.11.2015) http://www.bpb.de/themen/VIJUTF,0,HolocaustErziehung.html

Wehling, Hans-Georg (1977): Konsens à la Beutelsbach, in: Siegfried Schiele und Herbert Schneider (Hg.): Das Konsensproblem in der politischen Bildung, Stuttgart: 173-184.

Wierling, Dorothee (2008): Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis – drei Geschichten und zwölf Thesen, in: BIOS, Jg. 2, 28-36.

Wierling, Dorothee (2014): Oral History und Zeitzeugen in der politischen Bildung. Kommentar zu einem Spannungsverhältnis, in: Christian Ernst (Hg.): Geschichte im Dialog? DDR-Zeitzeugen in Geschichtskultur und Bildungspraxis, Schwalbach Ts., 99-107.

Zierau, Ulla und Peter Steinbach (2015): Wie erinnern, wenn die letzten Zeitzeugen sterben? Kulturgespräch am 27.1.2015 mit Prof. Peter Steinbach, verfügbar unter (Zugriff am 10.11.2015) http://www.swr.de/swr2/kultur-info/wie-erinnern-wenn-zeitzeugen-sterben/-/id=9597116/did=14965150/nid=9597116/ay30xb/index.html

Zusammenfassung

Eine kürzlich abgeschlossene, groß angelegte Interventionsstudie erlaubt erstmals einen empirisch begründeten Vergleich der Wirkung von lebendigen Zeitzeugen im Vergleich zu Zeitzeugen-„Konserven“ im Klassenraum. Nach einer Klärung der Funktion und Rolle von Zeitzeugen (lebendig und als „Konserve“) in der Oral History, der Erinnerungskultur und der *Holocaust Education* und einer Diskussion der sich hieraus ableitenden Chancen und Risiken von Zeitzeugenbefragungen wird eine groß angelegte Interventionsstudie zur Wirksamkeit von Zeitzeugenbefragungen im Geschichtsunterricht vorgestellt. Die Ergebnisse werden im Hinblick auf die Implikationen für den „normalen“ Geschichtsunterricht wie auch für die *Holocaust Education* diskutiert.

Twenty Years After

Netzwerke russisch-jüdischer Migranten im Zeitverlauf

Yvonne Schütze

Nicht erst seit der aktuellen politischen Debatte über Fluchtmigration ist die Frage umstritten, wie Integrationsprozesse in der Migrationsgesellschaft verlaufen und mit welchen theoretischen Modellen sie angemessen erfasst werden können. Bei allen Differenzen gelten jedoch die sozialen Beziehungen zu Mitgliedern der aufnehmenden Gesellschaft als wichtiger Indikator für eine gelingende Integration. Allerdings handelt es sich bei empirischen Untersuchungen zu diesem Thema zumeist um Momentaufnahmen, die keine Auskunft darüber geben, wie sich die Beziehungen zwischen Migrantinnen und Migranten und Einheimischen im Zeitverlauf entwickeln. Der folgende Beitrag berichtet Ergebnisse einer qualitativen Langzeitstudie zur sozialen und beruflichen Integration junger russisch-jüdischer Migranten und Migrantinnen. Seit der ersten Erhebungswelle und dem ursprünglichen Forschungskonzept sind gut zwanzig Jahre vergangen. Damit ist die Chance verbunden, einen großen Zeitraum am Beispiel konkreter Migrationsgeschichten in den Blick zu nehmen. Zugleich ergibt sich jedoch das Problem, dass die soziologischen Konzepte, an denen sich das ursprüngliche Forschungskonzept orientiert hatte, angesichts der aktuellen Diskurse der Migrationsforschung neu diskutiert werden müssten. Dies gilt etwa für Konzeptionen transnationaler Netzwerke und Biographien (z.B. Pries 2007) oder die kritische Reflexion eines methodologischen Nationalismus (Beck/Grande 2010), die in der Migrationsforschung seit der Konzeptualisierung und Durchführung meiner Studie erheblich an Bedeutung gewonnen haben. Eine solche Diskussion leistet der vorliegende Artikel nicht. Es geht allein um einen Bericht über die Erfahrungen und Lebenssituationen russischer Jüdinnen und Juden, die vor nunmehr über fünfundzwanzig Jahren nach Deutschland gekommen sind.

Anlage und Methoden der Untersuchung

In den Jahren 1995/96, 1998/99 und 2002/2003 wurden junge russische Jüdinnen und Juden, die zum Zeitpunkt der Erstbefragung bereits seit etwa fünf bis sechs Jahren in Berlin lebten und hier den Status von Kontingentflüchtlingen hatten, interviewt (Schütze 1997).[1] Zur Zeit der ersten beiden Befragungen setzte sich die Gruppe noch mehrheitlich aus Studierenden, Schülerinnen und Schülern sowie einigen Auszubildenden zusammen. Zum dritten Zeitpunkt, also 2002/2003, waren bis auf wenige

1 In der Forschung über die Zuwanderung von Juden und Jüdinnen aus der ehemaligen UdSSR hat sich allgemein die Bezeichnung „russische Juden“ durchgesetzt (Schoeps/Jasper/Vogt 1999).

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.10

Ausnahmen alle Befragten erwerbstätig. Von den ursprünglich 46 Teilnehmern an der Studie waren 2002/2003 noch 35 übrig geblieben. 2014/2015 ist es mir dann gelungen von diesen 35 Befragten noch einmal zehn Männer und zehn Frauen zu interviewen. Auf diese zwanzig Personen werde ich mich im Folgenden beziehen.

Die Datenerhebung erfolgte auf der Basis von Leitfadeninterviews und einer modifizierten Version des *Network Questionnaire* von Kahn/Antonucci (1980).[2] Das Leitfadeninterview umfasste außer der Frage nach Einschätzungen von und Interessen an sozialen Beziehungen zu Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft und Einheimischen noch weitere Themenkomplexe wie z.B. gegenwärtige Lebensumstände, politische und kulturelle Orientierungen, Bleibeabsichten und Zukunftspläne.

Im Netzwerkfragebogen wurden die Sozialdaten und das subjektive egozentrierte Netzwerk, an dem sich die tatsächlichen Beziehungen ablesen lassen, ermittelt. Interviews und Netzwerkfragebogen stellen zwei voneinander relativ unabhängige Datenquellen dar. Während die Interviews über Erwartungen an und Erfahrungen mit sozialen Beziehungen Auskunft geben, werden die Befragten mit Hilfe des Netzwerkfragebogens gleichsam dazu „gezwungen", Personen, die sie zu ihrem Netzwerk zählen, nicht nur zu benennen, sondern sie auch über die Platzierung in den drei Kreisen (siehe Fußnote 3) in ihrer emotionalen Bedeutsamkeit zu kategorisieren.

Zum Werdegang des Projekts

Die ursprüngliche Fragestellung der Untersuchung bezog sich auf den Umgang der russisch-jüdischen Migranten mit der in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts in der jüdischen Welt vorherrschenden Norm, die besagte, dass ein Jude nach der Shoa sich nicht im Land der Täter niederlassen dürfe (Schütze 1997). In den folgenden Phasen der Untersuchung verlagerte sich der Schwerpunkt der Analyse dann auf die Frage der Eingliederung der russischen Juden in die deutsche Gesellschaft (Schütze 2000).

In der theoretischen Orientierung bezog ich mich auf das im Anschluss an Gordon (1964) von Esser formulierte Akkulturationsmodell[3] (Esser 1980, 2001) und das von Berry (1990, 2001) vorgeschlagene Konzept der Akkulturations- oder Handlungsstrategien. Das Esser'sche Modell unterscheidet vier Dimensionen: kognitive Akkulturation, die sich auf Spracherwerb und Kenntnisse von Regeln und Normen bezieht; strukturelle Akkulturation, die die Positionierung in der Berufs- und Statushierarchie der Gesellschaft betrifft; soziale Akkulturation, die sich an sozialen Kontakten zu

2 Der *Network Questionnaire* ist folgendermaßen aufgebaut: Es wird den Befragten ein Blatt Papier vorlegt, auf dem vier konzentrische Kreise abgebildet sind. Im inneren Kreis steht das Wort „Ich". Der Befragte wird nun aufgefordert, die Personen zu nennen, denen er sich so eng verbunden fühlt, dass er sich ein Leben ohne diese nur schwer vorstellen könnte. Die genannten Personen werden in den ersten Kreis, der dem „Ich" am nächsten liegt, eingetragen. Danach wird nach den Personen gefragt, denen sich der Proband auch eng verbunden fühlt, aber eben nicht so eng wie denen im ersten Kreis. In den dritten Kreis werden dann die Personen eingetragen, zu denen es zwar keine enge Bindung, aber soziale Kontakte gibt. Über jede der in einem der drei Kreise genannten Personen werden folgende Informationen erhoben: Alter, Geschlecht, Art der Beziehung (z. B. Sohn, Freundin, usw.), Dauer der Beziehung, bei Nichtverwandten Anlass der Beziehung, Herkunftsland und gegenwärtiger Wohnort der genannten Person.

3 Esser spricht zwar von Assimilation, gleichwohl verwende ich den Begriff der Akkulturation, da der Begriff der Assimilation häufig Anlass zu Missverständnissen ist.

Einheimischen bemisst, und schließlich identifikative Akkulturation, die auf ein Zugehörigkeitsgefühl zur aufnehmenden Gesellschaft abzielt. Einbürgerungs- und Bleibeabsicht gelten als Indikatoren für identifikative Akkulturation, während die Aufrechterhaltung kultureller Gebräuche aus dem Herkunftsland nicht für ein Zugehörigkeitsgefühl zur neuen Gesellschaft spricht.

Dieses Modell erfuhr Kritik von verschiedenen Seiten. So postuliert bereits Elwert (1982), dass auch Binnenintegration ein wichtiger Mechanismus ist, die Eingliederung in die neue Gesellschaft zu fördern. Binnenintegration besagt, dass Migranten auf der Basis geteilter Werte und Sprache soziale Netzwerke bilden, in denen Unterstützungsleistungen erbracht werden, die ihrerseits zur Integration beitragen. Esser selbst betont, dass gegen seine vorherigen Annahmen die Eingliederung in die aufnehmende Gesellschaft keineswegs die Aufgabe ethnischer Ressourcen und Identitäten erfordere (Esser 2008). Und unter dem Namen *selective acculturation* firmiert ein aus den USA stammendes Konzept, demzufolge Migranten gerade auf der Basis eigenethnischer Beziehungen und Orientierungen eine erfolgreiche Integration in die Gesellschaft bewerkstelligen können (Portes/Rumbaut 2001).

Vor dem Hintergrund dieser modifizierten Annahmen über eine gelingende Eingliederung in die Gesellschaft werde ich nunmehr der Frage nachgehen, wie sich soziale Beziehungen der befragten russischen Juden zu Einheimischen und Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft im Zeitverlauf verändern und wie sich diese Veränderungen möglicherweise erklären lassen.

In der Auswertung wurden die Aussagen der Interviewten je einer der von Berry (1990, 2001) für die Migrationsforschung vorgeschlagenen Akkulturations- oder Handlungstatregien – Integration, Separation, Assimilation und Marginalisierung – zugeordnet. Integration bezeichnet, abweichend vom üblichen Sprachgebrauch, eine Handlungsstrategie, die eine Balance hält zwischen der Aufrechterhaltung der Herkunftskultur und sozialen Beziehungen zu deren Mitgliedern und der Hinwendung zur neuen Kultur und den Einheimischen. Separation meint das Festhalten an der Herkunftskultur und die Vermeidung von Kontakten zu Einheimischen. Assimilation bezeichnet den völligen Rückzug aus der Herkunftskultur und aktive Bemühungen um Beziehungen zu Einheimischen. Marginalisierung bezeichnet einen völligen Rückzug aus der Herkunftskultur bei gleichzeitiger Ablehnung von Kontakten zu Einheimischen. Da Assimilation und Marginalisierung in meinem Sample praktisch keine Rolle spielten, wird im Folgenden nur von Integration und Separation die Rede sein

Zentrale Ergebnisse der ersten drei Interviewreihen

Die Auswertung der *Netzwerkfragebögen* erbrachte für die 35 Personen, die an allen drei Befragungen teilgenommen hatten, im Wesentlichen folgende Ergebnisse: Über alle drei Zeitpunkte werden durchschnittlich etwa vier bis fünf aus dem Herkunftsland stammende Freunde genannt. Dagegen bleibt die Anzahl der deutschen Freunde konstant niedrig, auch wenn sie im Zeitverlauf im Durchschnitt von 0,7 über 1,3 auf 1,4 ansteigt. Aus den *Interviews* ergaben sich ein deutlicher Abfall der Segregationsstrategie und ein Anstieg der Integrationsstrategie. Während zum ersten Zeitpunkt 62 Prozent der Befragten als „Separatisten“ eingestuft wurden, waren es zum dritten Zeitpunkt nur noch 38 Prozent (Schütze 2006).

Die Konfrontation der Ergebnisse aus dem *Network Questionnaire* mit den aus den Interviews rekonstruierten Handlungsstrategien hatte erbracht, dass diejenigen, die die Integrationsstrategie verfolgten, statistisch signifikant mehr deutsche Netzwerkmitglieder aufwiesen als Personen, die sich der Separationsstrategie bedienten. So hatten z. B. vier „Integrationisten" deutsche Partner geheiratet, wobei allerdings zwei dieser Ehen inzwischen wieder geschieden sind. Man könnte also vermuten, dass sich zwölf Jahre nach der letzten Befragung und etwa 25 Jahren Aufenthalt in Deutschland die hier aufgezeigte Tendenz zu mehr deutschen Freunden zumindest bei den „Integrationisten" fortgesetzt hätte. Betrachtet man nun, wie sich die Netzwerke und Handlungsstrategien der zwanzig 2014/2015 befragten Personen im Zeitverlauf entwickelt haben, so lässt sich diese Vermutung allerdings nicht bestätigen.[4]

Soziale Beziehungen zu Einheimischen im Zeitverlauf

Die durchschnittliche Anzahl der deutschen Netzwerkmitglieder beträgt über die verschiedenen Befragungszeitpunkte 1,2; 1,8; 2,0 und 1,3. 14 Befragte waren zu T3, also 2002/2003, als Anhänger der Integrationsstrategie und sechs als Anhänger der Separationsstrategie kategorisiert worden. Die 14 „Integrationisten" bringen es zu T4 auf insgesamt 22 deutsche Freunde, während die sechs „Separatisten" insgesamt nur vier deutsche Freunde nennen, was angesichts der kleinen Fallzahl allerdings nicht überbewertet werden darf. Dennoch kann man sagen, dass sich bei den Separatisten offensichtlich keine Veränderung zeigt und die Integrationisten gleichsam auf ihre Anfänge zurückfallen.

Im Integrationsreport des Bundesamtes für Migration (2010) wird ebenfalls festgestellt, dass Kontakte zwischen Migranten und Deutschen mit steigendem Alter sinken. Angesichts dessen, dass es sich um eine Querschnittsanalyse handelt, bemerken die Autoren sehr richtig, dass man nicht sicher sein könne, ob sich dieses Muster reproduziere. „Es könnte auch zu erwarten sein, dass die jüngeren ihre Kontakthäufigkeit mit steigendem Alter beibehalten" (Integrationsreport 2010: 29). Da es sich hier aber um einen echten Längsschnitt handelt, können wir mit guten Gründen, auf die ich weiter unten eingehen werde, annehmen, dass es sich tatsächlich um einen Alters- oder besser einen Lebensphaseneffekt handelt.

Für den tendenziellen Niedergang der sozialen Beziehungen zu Deutschen spielt, so meine Interpretation, einmal die berufliche Integration und zum anderen die starke Identifikation mit der russischen Kultur, vor allem der Sprache, eine entscheidende Rolle.[5] So arbeitet genau die Hälfte der Befragten als „Dienstleister" sowohl für Russen in Deutschland als auch für reiche Russen in Russland. Was sind das für Dienstleistungen? Russen, die sich in Berlin medizinisch behandeln lassen wollen, können sich z.B. an eine Agentur wenden, die ihnen Ärzte vermittelt, Termine festmacht und Befunde übersetzt. Oder Russen, die ihr Kapital in Deutschland anlegen wollen, be-

4 Bei den 2014/15 befragten Personen war eine Differenzierung zwischen Separations - und Integrationsstrategie nicht mehr möglich, da sich die Positionen stark angenähert haben.

5 Wie aus Studien über russische Juden in den USA hervorgeht, berichten russisch-jüdische Migranten der zweiten Generation ebenfalls, dass sie großen Wert auf russische Kultur und Sprache legen und dass ihre Freunde mehrheitlich aus der ehemaligen UdSSR stammen (vgl. die Übersicht bei Remennick 2013).

schäftigen Steuerberater, Anwälte, Anlageberater und Immobilienmakler. Es gibt auch russischsprachige Zeitschriften und Fernsehkanäle sowie Reisebüros, die ausschließlich Reisen für Russen organisieren, oder Pflegedienste, die mehrheitlich Russen betreuen, die in Deutschland leben.

Die Hälfte der Befragten geht in diesen „russisch-orientierten" Feldern einer Erwerbstätigkeit nach; von ihnen unterhalten nur drei soziale Beziehungen zu Deutschen ohne Migrationsgeschichte. Von den übrigen zehn Befragten, die in deutschen oder anderen europäischen Betrieben arbeiten, geben sechs an, deutsche Freunde zu haben.

Bei den vorherigen Befragungen begründeten die russisch-jüdischen Migranten den fehlenden Kontakt zu Deutschen zumeist mit dem Verweis auf Mentalitätsunterschiede, die Freundschaften ihrer Meinung nach erschwerten, wenn nicht gar verhinderten (Schütze 2000, 2006). Heute fällt der Begriff Mentalitätsunterschiede kein einziges Mal mehr, und niemand ist mehr der Meinung, dass Freundschaften mit Deutschen schwierig seien. Gleichwohl wählen die russisch-jüdischen Migranten häufig ihre Freunde bewusst aus der russischen Community. Alexander formuliert es so: „Die Russen braucht man wegen der Sprache. Man bleibt in seiner Kultur. Ich komme nicht darum herum, Russe zu sein." Freundschaften zu Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft werden als selbstverständlicher, als „emotional entspannender", wie z.B. Ilana sagt, empfunden. Zu dieser „emotionalen Entspannung" trägt besonders die russische Sprache bei. Alle Befragten betonen, wie wichtig ihnen die russische Sprache ist, und die meisten besuchen mindestens einmal im Jahr das jeweilige Herkunftsland. Diejenigen, die Kinder haben, achten darauf, dass ihre Kinder russisch lernen, und zwar nicht nur zu Hause, sondern in speziellen Schulen. Besonders stolz sind die Eltern, die sagen können: „Mein Kind spricht akzentfrei russisch." Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass von den *Drop-outs*, also denen, die an der letzten Befragung nicht mehr teilgenommen haben, immerhin vier Personen in ihr Herkunftsland zurückgekehrt sind. Dagegen ist niemand nach Israel gegangen, obwohl diese Absicht bei früheren Befragungen mehrfach geäußert wurde. Bis auf zwei Ausnahmen sind alle Befragten mittlerweile deutsche Staatsbürger und machen mehrheitlich von ihrem Wahlrecht Gebrauch. Auch die beiden Ausnahmen würden sich einbürgern lassen, wenn ihnen die doppelte Staatsangehörigkeit zugestanden würde. Und niemand beabsichtigt mehr – wie noch 2002/2003 –, in ein anderes „besseres" Land weiter zu wandern. Auch die Besorgnis vor einer Wiederkehr des Nationalsozialismus oder Antisemitismus wird im Gegensatz zu vorherigen Befragungen nicht mehr geäußert. Die Identifikation mit dem Judentum dagegen ist schwächer geworden, das Interesse an Israel hat merklich nachgelassen, und die Beziehungen zur Jüdischen Gemeinde befinden sich nahezu auf dem Nullpunkt.

Am Beispiel zweier Fallgeschichten sollen im Folgenden die Unterschiede im Umgang mit Deutschen veranschaulicht werden.

Larissa kommt 1991 im Alter von 14 Jahren mit ihrer Mutter nach Berlin. Ursprünglich wollte die Familie in die USA auswandern. Da aber der Vater 1990 ein Jahr als Trainer in Berlin gearbeitet hatte und es ihm hier gut gefiel, entschied er, die Familie nachkommen zu lassen. Einige Zeit nach der Ankunft von Mutter und Tochter stirbt der Vater. Larissas Mutter ist Chemikerin und hatte in Moskau eine Dozentenstelle an einer Universität. Da sie in Berlin keine Stelle in ihrem Beruf findet, nimmt sie eine schlechtbezahlte Tätigkeit in der Altenpflege auf. Ihre finanzielle

Situation ist denkbar bescheiden. Larissa sagt: „Es reicht nicht, aber wir versuchen das Beste daraus zu machen."

In Moskau besuchte Larissa außer der Schule eine jüdische Sonntagsschule, eine Musik- und eine Ballettschule. In Berlin sind Musik- und Ballettunterricht nicht mehr bezahlbar, außerdem muss sie sehr viel für die Schule arbeiten. Geblieben sind aber etliche Aktivitäten mit Kindern in der jüdischen Gemeinde. Larissas Einstieg in das deutsche Bildungssystem ist keineswegs einfach. Da sie kein Deutsch kann, wird sie von einer Schule zur anderen gereicht, bis sie schließlich dank einer engagierten Realschullehrerin und guter Kenntnisse in Mathematik und Physik in einem Gymnasium aufgenommen wird. Über ihre Beziehungen zu Deutschen sagt sie beim ersten Interview:

> *Ich hatte keine Probleme, und ich wurde auch von den Menschen sehr gut aufgenommen, und ich hab auch sehr viele deutsche Freunde, und das gefällt mir sehr.* (Larissa 1995)

Dass ihre russisch-jüdischen Freunde Schwierigkeiten mit Deutschen haben, ist ihr bekannt, betrifft sie selbst aber nicht, wie sie sagt:

> *Also ich hab gehört von meinen Freunden, es gibt immer eine Grenze. Vielleicht sieht man sie nicht, aber es gibt sie immer. Und für diejenigen ist es ein bisschen schwer miteinander zu kommunizieren. Ich hatte nie Probleme damit, und das gefällt mir an den Menschen, die ich kenne.* (Larissa 1995)

Mentalitätsunterschiede zwischen russischen Juden und Deutschen, die ihren Mitmigranten als Hindernisse für die Aufnahme sozialer Beziehungen gelten, sind für Larissa eher ein Anreiz:

> *Ich meine – ganz kurz nur – es ist klar, dass die Menschen verschiedene Mentalitäten haben, aber das spielt, das ist nur interessanter für mich, das spielt für mich nicht so eine große Rolle. Das heißt nicht, dass sie ein bisschen anders sind, dass sie vielleicht eine andere Religion haben oder andere, was weiß ich, andere Mentalität, das zieht mich nur an.* (Larissa 1995)

Zu allen Befragungszeitpunkten wurde den russischen Juden die Frage gestellt: „Wenn Sie ein Buch über ihre Migrationsgeschichte schreiben würden, welchen Titel würden sie ihm geben"? Larissa antwortet im ersten Interview auf diese Frage:

> *Vielleicht, ich weiß nicht, vielleicht „Meine Kindheit" oder, weil es hat sehr viel mit meiner Kindheit zu tun. Hier in diesem Alter, wo 14 Jahre, wo eigentlich das eigentliche Leben anfängt, wo man alles zu verstehen sucht. Vielleicht würde ich genau so schreiben, wie es bei mir war, wie es mit der Schule angefangen, Schule, die ersten Freunde. Vielleicht würde ich noch meine Krankheit, ich hab Asthma, und es hat hier angefangen, war auch ein Kapitel für sich. Das Treffen mit dem Vater, das war auch ein sehr eigenes für mich, denn wir haben uns ein Jahr, ein Jahr lang nicht gesehen. Und danach vielleicht die neue Wohnung, und es war alles neu für mich, neue Stadt Berlin. Das war*

> *auch sehr aufregend, das Ganze und danach vielleicht die Krankheit, danach die Schule – das war auch ein Problem erst mal.* (Larissa 1995)

So unauffällig dieser kurze Bericht über ihre Anfangsjahre in Berlin auch erscheinen mag, so wird dennoch deutlich, wie schwierig und anstrengend diese Zeit für Larissa gewesen sein muss. Hinzu kommt, dass sie als Jüdin ihr Dasein in Deutschland nicht als unproblematisch empfindet. Denn zu der Frage, wie sie sich ihr Leben in fünf Jahren vorstellt, bemerkt sie im gleichen Interview:

> *Also vorausgesetzt, ich bleibe hier, möchte ich unbedingt studieren, und wenn es geht, auch hier arbeiten, und ich hoffe, die Beziehung zwischen Juden und Deutschen wird immer besser, hoffe ich, das wird sich in gute, in gute Richtung entwickeln, nicht in die andere. Also man weiß schon, was man meint. Die Geschichte wollen wir nicht wiederholen. Man hat ein bisschen – Entschuldigung – man hat ein bisschen Angst, also zum Beispiel die älteren Leute haben immer noch Angst, hier zu bleiben, aber die Jugendlichen nicht.* (Larissa 1995)

Als Larissa auf das Thema jüdisch-deutsche Beziehungen kommt, wechselt sie von „ich“ über das unpersönliche „man“ zu „wir“. Zunächst macht sie nur eine Andeutung: „man weiß schon, was man meint“, nämlich die Ermordung der Juden durch die Deutschen. Der anschließende Satz: „Die Geschichte wollen wir nicht wiederholen“ hat den Charakter einer Beschwörungsformel, die Geschichte darf sich nicht wiederholen. Larissa nimmt an, sie könnte die deutsche Interviewerin kränken („Entschuldigung“), gleichwohl, sie will und kann nicht so tun, als ob die Vergangenheit vorbei und erledigt sei.

Zum zweiten Befragungszeitpunkt, vier Jahre später, studiert Larissa Medizin. Sie hat gerade das Physikum bestanden. Nebenbei arbeitet sie unentgeltlich in einer Institution des Ärzteverbandes mit HIV-infizierten Kindern, und in der jüdischen Gemeinde beteiligt sie sich an Aktivitäten für jüdische Kinder. Sie bekommt BAFöG und hat, um sich etwas dazu zu verdienen, einen Job als Babysitterin angenommen. Larissas Leben ist beinahe ausschließlich durch Lernen bestimmt:

> *Ja, das richtige Fach hab ich gewählt, aber es macht mir, es macht mir schon sehr viel Spaß, und ich kann mir nicht vorstellen, was anderes zu machen, aber es ist auch sehr schwer, und es verlangt sehr viel Geduld, und man muss viele Sachen aufgeben können und wollen. Deswegen hat es in letzter Zeit zum Beispiel gar keinen Spaß gemacht, weil ich nur für‘s Physikum lernen musste, ohne sozusagen, ohne mir die Zeit zu nehmen, das wirklich zu verstehen. Ja, also ich konnte an manchen Tagen oder es hat halt auch Monate gedauert, wo ich zum Beispiel gar nicht rausgekommen bin. Ich musste nur lernen, lernen, lernen. Ich bin in die Uni gegangen, zurück und nur gelernt. Nachtsüber auch.* (Larissa 1999)

Weil Larissa nie Zeit hat, hat sich ihr Freund von ihr getrennt. Ihr sonstiger Freundeskreis setzt sich aus Mitmigranten und Deutschen zusammen. Ihre Antwort auf die Frage, wie sie sich ihr Leben in fünf Jahren vorstellt, entspricht genau dem, was sie vier Jahre zuvor geäußert hat:

> *Also ich, in fünf Jahren werde ich wahrscheinlich schon mehr oder weniger fertig sein, und ich glaube, bis dahin bleibe ich erstmal in Deutschland. Also mein Studium werde ich in Deutschland fortsetzen, aber vielleicht nach dem Studium mal versuchen, irgendwo einen Arbeitsplatz zu finden. Vielleicht in Amerika, weil, ich sehe einfach keine Möglichkeit als Ärztin in Deutschland zu arbeiten. Und da das Studium sehr hart ist, weiß ich nicht, ob sich das Ganze lohnt, wenn man weiterhin in Deutschland bleibt.* (Larissa 1999)

Drei Jahre später, zum dritten Befragungszeitpunkt, berichtet Larissa auf die Frage, wie es ihr inzwischen ergangen ist:

> *Ja, also ich war eigentlich, das Leben ist eigentlich an der Uni konzentriert, ich studiere sehr intensiv, und bald bin ich fertig. Ich bin kurz vor dem zweiten Staatsexamen, also im Sommer werde ich mit dem zweiten Staatsexamen fertig sein, und dann fange ich an zu arbeiten, das praktische Jahr, und wie gesagt, ich bin ziemlich viel mit der Uni beschäftigt, jetzt habe ich noch die Doktorarbeit angefangen zu schreiben, und ja für die Familie bleibt wenig Zeit, leider.* (Larissa 2002)

Larissa hat einen neuen Freund „eine ernsthafte Beziehung". Ihr Freund stammt aus Südosteuropa und ist gleichfalls Medizinstudent. Ihretwegen ist er von Westdeutschland nach Berlin umgezogen. Larissa und ihr Freund planen, eine Zeit als Ärzte im Praktikum im Ausland zu verbringen. Obwohl sie inzwischen die deutsche Staatsbürgerschaft hat, ist es nach wie vor Larissas Wunsch, Deutschland zumindest für eine Zeit zu verlassen.

Auf die Frage, ob sie das Studium als mühsam empfunden hat, antwortet sie:

> *Also, ich beurteile das als mühsam, das haben Sie gut gesagt, und sehr hart, aber das ist auch eine Sache der Ansprüche, weil ich von meinen Freunden sehe, zum Beispiel von meinem Freund, der nimmt das Ganze locker, und deswegen kann er besser damit umgehen. Das Studium selber, die Zeiten, die Prüfungen, empfand ich als sehr hart, das habe ich sehr ans Herz genommen, aber meine Ansprüche, denke ich, sind auch höher als zum Beispiel die von meinem Freund. Deswegen mache ich mich kaputt, um irgendetwas zu schaffen, obwohl man das eigentlich auch anders schaffen kann, vielleicht nicht so gut, aber ohne Verlust jeglicher Nerven.* (Larissa 2002)

Das Buch über die Migrationsgeschichte würde sie diesmal „Mein Leben" nennen, und sie fügt hinzu:

> *Ich glaube, je älter ich werde desto mehr merke ich, wie wichtig die Migration war, wie das Ganze mich beeinflusst hat, als kleines Kind habe ich das wohl nicht gemerkt, wie gesagt, ich merke mit der Zeit immer mehr den Unterschied zwischen mir und anderen Menschen, dass ich irgendwie anders bin, ich doch viel mehr erlebt habe als die Bekannten von mir, die hier leben, und dass ich irgendwie ein ganz anderes Leben geführt habe bis jetzt, dass man einfach im*

> *Alter von 14 Jahren in ein ganz anderes Land kommt, die ganzen Erfahrungen damals verarbeitet, die andere Sprache lernen, andere Freunde findet, dass man irgendwie so zweigeteilt ist.* (Larissa 2002)

Erst jetzt nach über zehn Jahren Aufenthalt in Deutschland wird Larissa sich eines Gefühls des Fremdseins bewusst. Und sie, die Jahre zuvor die Unterschiede zwischen Deutschen und Migranten nicht als störend empfand, befindet nun:

> *Ich finde, viele deutsche Studenten sind für mich menschlich sehr begrenzt, insofern, dass man sich mehr für seine eigenen Sachen interessiert als für die Sachen der anderen Menschen.* (Larissa 2002)

2015, also dreizehn Jahre später, lebt Larissa mit ihrem Mann (dem Freund aus dem dritten Interview) und ihrem zweijährigen Sohn in einer mittelgroßen Stadt in Westdeutschland. Larissa hat schwere Jahre hinter sich. Ihr Mann war sehr krank, und der kleine Sohn, der als Frühgeburt mit einer schwachen Lunge auf die Welt kam, bedarf immer noch besonderer Pflege und Zuwendung. Gleichwohl, Larissa geht es nach eigenem Bekunden gut. Sie ist eine begeisterte Ärztin: „Der lang ersehnte Traum ist in Erfüllung gegangen." Sie und ihr Mann arbeiten beide als Fachärzte in der gleichen Klinik, mit deren Arbeitsbedingungen auch beide sehr zufrieden sind. Larissa ist eine der vier Befragten, die heute mehr deutsche Freunde haben als bei den vorherigen Interviews. Darauf angesprochen, dass sie beim letzten Mal ihre deutschen Kommilitonen als „menschlich begrenzt" empfand, lacht sie und sagt:

> *Ich habe sehr viele deutsche Freunde, und die interessieren sich auch für andere, so wie wir auch.* (Larissa 2015)

Larissas Beziehungen zu Deutschen sind nicht geradlinig verlaufen. Während der ersten Jahre war sie neugierig und offen für neue Kontakte. Erst sehr viel später, zu einer Zeit, als das Studium besonders anstrengend ist, wird ihr klar, wie verschieden ihre Lebenssituation von der der Einheimischen ist. Und enttäuscht konstatiert sie, dass die sich nur für sich selbst interessieren. Diesen Tiefpunkt in ihrer Migrationsgeschichte hat Larissa überwunden, denn heute hat sie deutsche Freunde, die sich, genau wie sie es immer getan hat, auch um andere Menschen kümmern. Immer noch fände Larissa es spannend, eine Zeitlang im Ausland zu arbeiten, um dann aber zurückzukehren, denn, so sagt sie: „Ich fühle mich in Deutschland zu Hause, auf jeden Fall."

Das folgende Beispiel wurde als Kontrastfall ausgewählt. Es demonstriert einmal, wie stark die Bindung an die russische Sprache und Herkunftskultur ist, zum anderen, dass Migranten auch ohne soziale Beziehungen zu Einheimischen ein Zughörigkeitsgefühl zur aufnehmenden Gesellschaft entwickeln können.

Mark wollte ursprünglich nach Israel auswandern und hatte schon damit begonnen, Hebräisch zu lernen. Im März 1990 besuchte er mit seinen Eltern eine Tante in Berlin. Danach votierte die ganze Familie dafür, nicht nach Israel, sondern nach Berlin zu gehen. Mark hatte schon in seinem Herkunftsland mit einem Studium der Wirtschaftswissenschaften begonnen, das er in Berlin als BWL-Studium fortführt und im Jahr 2000 abschließt. Bereits 1995, beim ersten Interview, fühlte Mark sich in Berlin zu Hause. Auf die Frage, warum er sich hier zu Hause fühle, antwortete er damals:

> *Also ich weiß nicht, wenn ich in Urlaub fahre, da fühle ich mich nicht so gut, da kenn ich meine Rechte nicht, also wo ich meine Rechte kenne und wo ich die habe, da bin ich zu Hause.* (Mark 1995)

Drei Jahre später ist Mark mit einer nicht-jüdischen Russin verheiratet und sein Einbürgerungsverfahren läuft. In völliger Übereinstimmung mit seinen Aussagen im ersten Interview begründet er auch im zweiten Interview sein Zugehörigkeitsgefühl damit, dass er sich hier sicher fühlt.

> *Ich fühle mich hier zu Hause. Wenn ich irgendwo in Urlaub fahre, so vergleiche ich immer mit Deutschland, und hier fühle ich mich am sichersten. Hier kenne ich die Gesetze, hier kenne ich die Leute, hier weiß ich, wie ich mit Leuten umgehen soll und was ich von welchen Leuten erwarten kann.* (Mark 1998)

Wenn hier von Leuten die Rede ist, handelt es sich allerdings eher um eine Erwartungssicherheit im Alltagsleben als um konkrete Beziehungen zu Mitgliedern der deutschen Gesellschaft. Mark unterhält nämlich keine Beziehungen oder gar Freundschaften zu Deutschen. Damit entfällt – im Sinne der Migrationstheorien – ein zentrales Element im Verhältnis zur aufnehmenden Gesellschaft. Das sieht Mark selbst genauso, wenn er sagt:

> *Ich fühle mich integriert, ohne deutsche Bekannte zu haben, das ist so ein Paradox, aber ich fühle mich integriert.* (Mark 1998)

Zum dritten Befragungszeitpunkt leben Mark, der inzwischen deutscher Staatsbürger ist, und seine Frau in Westdeutschland, wo Mark seit zwei Jahren in einer Unternehmensberatung arbeitet. Während eines Besuchs bei seinen Eltern in Berlin trifft er sich mit mir zum Interview. Seine Haltung zu Deutschland und seinen Bewohnern ist unverändert. Zu Deutschland sagt er:

> *Was mir gefällt, ist die Rechtssicherheit auf jeden Fall, aber das muss nicht nur Deutschland sein, das, glaube ich, ist in Westeuropa oder westlicher Welt auch. Was mir wirklich gefällt, dass ich mein Leben hier leben darf, also ich muss mich nicht fügen der Gesellschaft, ich muss nicht in die Kirche gehen oder um vier Uhr Tee trinken oder noch irgendwas, dass ich sofort aus dem Rahmen falle, es ist so in Deutschland, die Gesellschaft ist schon so differenziert, so unterschiedlich, dass ich da gar nicht auffalle.* (Mark 2002)

Hier klingt ein Bild von Deutschland als einer multikulturellen Gesellschaft an. Vor diesem Hintergrund sagt er über seine sozialen Beziehungen zu Deutschen:

> *Bei der Arbeit, ich habe zehn Stunden am Tag, und da habe ich zehn Stunden am Tag Beziehungen zu Deutschen, aber nach der Arbeit keine, da hat sich nichts geändert.* (Mark 2002)

Und er fügt hinzu: „Wir leben relativ zurückgezogen, wenn man das als 30-Jähriger so sagen kann.“

Nach weiteren 12 Jahren, beim letzten Interview, leben Mark, seine Frau und ein mittlerweile neunjähriger Sohn wieder in Berlin. Sie haben ein ansehnliches Haus in einem südlichen Stadtteil gebaut. Seine Frau betreibt ein Reisebüro, dessen Kundschaft beinahe ausschließlich aus „neuen Russen" besteht, also Russen, die während der vergangenen Jahre zu Geld gekommen sind. Mark selbst hat sich – nach einer Phase der Arbeitslosigkeit – zum SAP-Berater umschulen lassen und gerade eine neue Stelle in diesem Beruf angetreten.

Auch diesmal nennt Mark keinen Deutschen in seinem Netzwerk. Und ähnlich wie andere Befragte befindet auch er:

> *Es sind letztlich die Gemeinsamkeiten, die verbinden. In Deutschland zum Beispiel gehört Russisch dazu. Ähnliche Kindheitserinnerungen und sozialer Hintergrund, Geschichts-, Literatur-, Kino-Kenntnisse, sogar die Essenskultur machen die Bekanntschaften stabiler. Und die Neugier für die anderen lässt mit der Zeit nach. Und so kommt es, dass man auch mal gerne mit den anderen kommuniziert, die nachhaltige Beziehung bleibt jedoch aus.* (Mark 2014)

Obwohl Mark also auch nach 25 Jahren nicht einen Deutschen in sein Netzwerk aufgenommen hat, fühlt er sich der deutschen Gesellschaft zugehörig. Dieses Zugehörigkeitsgefühl konstituiert sich einmal über das Bewusstsein, hier unveräußerliche Rechte zu haben. Zum anderen verfügt er – wie Alfred Schütz es nennt – über die Kenntnis der „Kultur- und Zivilisationsmuster" (Schütz 1944/1972: 60) der hiesigen Gesellschaft, sodass er sagen kann: „Hier weiß ich in jeder Situation, wie ich mich benehmen soll." Diese Verhaltenssicherheit ist ihm zum Beispiel in seinem Heimatland, in das er oft reist, abhandengekommen, da er dort nicht mehr weiß, wie er sich benehmen soll. Folgerichtig sagt er denn auch: „Ich fühle mich deutsch, wenn ich in Russland bin."

Ob allerdings die Deutschen ihn ihrerseits als zugehörig definieren, davon ist Mark nicht überzeugt. Denn nach seiner Meinung wird nur der als Deutscher akzeptiert, der akzentfrei spricht. Dies in Rechnung stellend, befindet er denn auch: „Wenn ich anfange zu reden, fühle ich mich zu 50 Prozent deutsch."

Soziale Beziehungen zu Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft

Zurück zu den Ergebnissen des gesamten Samples: Erstaunlich ist der Befund, dass im Laufe der Zeit nicht nur die Anzahl der deutschen Freunde gesunken ist, sondern gleichermaßen die der Freunde aus der Herkunftsgesellschaft. So haben von den 20 Befragten elf Personen weniger Freunde als zum Zeitpunkt des ersten Interviews. Dagegen ist die Anzahl der Verwandten noch leicht gestiegen. Dieser Zuwachs an Verwandten ist auch den inzwischen zur Welt gekommenen Kindern zu verdanken. Gleichzeitig aber tendieren die Befragten nunmehr auch dazu, Verwandte im Netzwerk zu nennen, die in früheren Interviews keine Erwähnung fanden, was insgesamt auf eine stärkere Familienorientierung in dieser Lebensphase verweist.

Die leichte Verringerung der sozialen Beziehungen zu Deutschen steht, so die Interpretation, einerseits in einem Zusammenhang mit der starken Verankerung in der russischen Kultur. Andererseits aber ist der Schwund sozialer Beziehungen nicht nur zu „deutschen", sondern ebenso zu „russischen" Freunden offenbar einem Alters-

oder besser Lebensphaseneffekt geschuldet, der auch in Studien, die nicht mit Migrationsprozessen befasst sind, festgestellt wurde (Marbach 2007; Wrzus. et al. 2012).

Zur Zeit der ersten Interviews waren die Befragten zumeist Studierende und später junge Erwachsene, die erst relativ kurze Zeit ins Erwerbsleben eingetreten waren. Beim letzten Interview sind die Studienteilnehmer alle etwa um die 40, ganztags erwerbstätig und haben häufig Kinder und alte Eltern, um die sie sich mit großem Engagement kümmern. Von den 16 Personen z.B., die Kinder haben, haben neun weniger Freunde als bei der ersten Befragung. Bei dreien zeigt sich kein Unterschied und vier haben mehr Freunde. Hier liegt die These nahe, dass das mittlere Erwachsenenalter zur Pflege von Freundschaften strukturell nicht gut geeignet, da andere Pflichten und Neigungen Vorrang haben. Dagegen nehmen Freundschaften in der Jugendphase einen zentralen Stellenwert im Leben ein. Einmal erleichtern sie die Ablösung vom Elternhaus, zum anderen vermitteln sie Anerkennung und Prestige. Dies wiederum stärkt die Selbstachtung, die gerade bei Jugendlichen oft zwischen Selbstüberschätzung und Minderwertigkeitsgefühlen hin und her schwankt. Da viele Freunde zu haben gleichsam als Ausweis für sozialen Erfolg gilt, wäre es möglich, dass Jugendliche und junge Erwachsene mehr Zeit in Freundschaften investieren und/oder weniger wählerisch sind, jemanden als Freund zu bezeichnen, als im späteren Lebensverlauf. Wie sehr von einer Lebensphase zur nächsten die Bedeutung der Verwandten zugenommen und die der Freunde abgenommen hat, lässt sich an den Nennungen im engsten Kreis der Netzwerkerhebung ablesen. Bei der ersten Befragung 1995/96 wurden 71 Verwandte und 34 Freunde im ersten Kreis aufgeführt, bei der letzten Befragung waren es 95 Verwandte und vier Freunde.

Wie aus theoretischen Überlegungen und empirischen Forschungen hervorgeht, werden Freunde in der Regel auf der Basis von Ähnlichkeit ausgewählt (Bell 1981; Marbach 2007). Freunde haben zumeist einen ähnlichen sozialen Status, pflegen einen ähnlichen Lebensstil, gehören oft dem gleichen Geschlecht und in etwa der gleichen Altersgruppe an. Wenn nun die ursprünglich ähnlichen Positionen, die die Freunde in der Statushierarchie der Gesellschaft einnehmen, auseinanderdriften, dürfte dies der Freundschaft kaum förderlich sein.

Im Folgenden werde ich an drei Beispielen aus dem Sample illustrieren, dass alle hier für den Niedergang der Freundschaften aufgeführten möglichen Gründe eine Rolle spielen.

Erstes Beispiel: Irina kommt 1990 im Alter von 21 Jahren zusammen mit ihrem russisch-jüdischen Ehemann nach Berlin. Die Eltern bleiben in Moskau. Irina hatte schon bis kurz vor dem Examen Psychologie studiert. In Berlin beginnt sie ein BWL-Studium, das sie im Jahr 2000 mit dem Diplom abschließt. Sie arbeitet in verschiedenen Firmen im Bereich Steuerberatung, allerdings besteht sie die Prüfung zur Steuerberaterin auch nach zwei Versuchen nicht. 2005 wechselt sie dann als Geschäftsführerin zu einer Immobilienfirma, diese Tätigkeit übt sie nach einem weiteren Firmenwechsel bis heute aus. 2002 sind auch ihre Eltern aus Moskau nach Berlin gekommen. Finanziell geht es dem Ehepaar so gut, dass sie sich vor ein paar Jahren eine große, ansehnliche Wohnung kaufen konnten. Irina lernt ihre ersten Freunde in Deutschland im Wohnheim, im Studienkolleg und an der Uni kennen. Später erweist sich eine Stelle als studentische Hilfskraft als besonders förderlich für den Kontakt mit Deutschen. Bei den beiden ersten Interviews nennt sie je eine deutsche Freundin und sieben bzw. acht Freunde aus der Herkunftsgesellschaft. Beim dritten Interview sind es

vier Freunde aus Russland und vier aus Deutschland, wobei eine Freundin sogar im ersten Kreis platziert wird, was höchst selten vorkommt. Beim letzten Interview gibt sie niemanden aus Deutschland und nur vier aus Russland stammende Freundinnen an. Diese Veränderungen lassen sich folgendermaßen erklären.

2013 bekommt Irina im relativ hohen Alter von 44 Jahren eine Tochter. Mit ihrer anstrengenden Berufstätigkeit und der kleinen Tochter bleibt Irina für Freunde kaum noch Zeit. So berichtet sie, dass sie ihrer Mutter immer sagt: „Du bist für ihre (der Tochter) intellektuelle Entwicklung zuständig, weil ich keine Zeit habe." Und an anderer Stelle sagt sie: „Meine Eltern haben mehr Freunde als ich, die haben mehr Zeit, was ich nicht habe." Außer dem Zeitmangel nennt Irina aber noch einen weiteren Grund dafür, dass ihr Freundeskreis so geschrumpft ist. Die Freunde aus der Studienzeit sind häufig aus Berlin fortgezogen. In den ersten Jahren der Berufstätigkeit hatte sie auch Freunde in der Firma gefunden, „früher waren wir alle gleich, alle Assistenten", seitdem ist sie aufgestiegen, und dieser Aufstieg ist der Anbahnung von Freundschaften nicht förderlich. Irina formuliert es so: „Ich mache keine Freunde mehr im Beruf." Auch wenn sie es ein bisschen bedauert, weniger Freunde zu haben als früher, so scheint ihr Interesse an Freundschaften – ganz im Sinne der Lebensphasenthese – insgesamt geringer geworden zu sein.

Zweites Beispiel: Alexander kommt 1990 allein nach Berlin. Er ist 22 Jahre alt und hat bereits einige Semester Medizin in seiner Heimatstadt Moskau studiert. Nach Abschluss seines Studiums und der Facharztausbildung zum Internisten arbeitet er zunächst in verschiedenen Kliniken, wo er sich aber „unglücklich" und nicht willkommen fühlt. Er wechselt daher zu einer Tätigkeit in einem privatärztlichen Notdienst, die er bis heute ausübt. Seine Frau, eine Amerikanerin, und er haben sich nach etwa sechsjähriger Ehe getrennt. Der nunmehr elfjährige Sohn lebt mit seiner Mutter in den USA.

Alexander kommt zunächst als Tourist nach Berlin und entscheidet sich erst nach vielem Hin und Her zu bleiben. Von Anfang an bis in die Gegenwart nimmt er die Deutschen als „rassistisch" wahr, womit er fremdenfeindlich und nicht antisemitisch meint. Diese kritische Haltung hindert ihn aber nicht daran, Freundschaften mit Deutschen zu schließen. Auf seinen zahlreichen Reisen findet er außerdem viele neue Freunde verschiedener Nationalitäten. In den drei ersten Interviews nennt Alexander von allen Befragten die meisten Freunde in einem Netzwerk, das sich in etwa gleichen Teilen aus Deutschen, Angehörigen anderer Nationalitäten und Mitmigranten zusammensetzt. Im ersten Interview nennt er 18, im zweiten Interview 17 und im dritten Interview 21 Freunde. Beim vierten Interview führt er nur noch sechs Freunde auf, von denen drei aus Russland und drei aus Deutschland stammen. Als ich ihn darauf anspreche, dass sich sein Netzwerk so verkleinert habe, sagt er: „Ich war jung und naiv". Er habe damals eine wilde Zeit durchlebt und alle möglichen Leute als Freunde bezeichnet. Er interpretiert den Schwund an Freunden also nicht etwa als Verlust, Folge von Konflikten oder Zeitmangel; vielmehr hält er aus seiner heutigen Sicht seine damaligen Angaben für übertrieben. Möglich wäre allerdings auch, dass er den Niedergang seines Netzwerks herunterspielt, weil er ihm peinlich ist. Mit anderen Worten: Nicht nur die Gelegenheitsstrukturen, Freundschaften zu schließen, differieren in verschiedenen Lebensphasen, sondern auch die Bereitschaft, jemand anderen als Freund zu bezeichnen.

Drittes Beispiel: Julia migrierte mit ihren Eltern im Alter von 18 Jahren aus einem der baltischen Länder nach Berlin. Die Eltern, beide von Beruf Ingenieur bzw. Ingenieurin und in sicheren Positionen, waren ökonomisch gut gestellt. Nach dem Grund für die Migration befragt, sagt Julia:

> *Und der Grund eigentlich war ich selbst. Also sie wollten es für mich machen. Also der Grund war eigentlich mein Studium und nichts anderes.* (Julia 1996)

Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Berlin besucht Julia einen Sprachkurs an einer Berliner Universität. Auf den Sprachkurs folgt ein Jahr Studienkolleg und darauf das Studium der Volkswirtschaftslehre.

Auf die Frage nach dem Titel des Migrationsbuches antwortet Julia: „Alles ist schaffbar, man soll es nur wollen". In diesem Sinne hat sie bereits zum zweiten Befragungszeitpunkt zweieinhalb Jahre später ihr Studium erfolgreich abgeschlossen und eine Stelle bei einer großen Bank angetreten.

Julia hatte drei Angebote, aus denen sie wählen konnte. Hierzu bemerkt sie:

> *Wer die Qual hat, hat die Wahl, aber trotzdem ist es sehr schön, wählen zu dürfen für mich, die gar keine Deutsche ist und deutsche Konkurrenz aushalten musste, und das ist auch klar und verständlich, wenn, dass die Leute nicht unbedingt glücklich sind, jemanden anderen zu nehmen, wenn sie auch einen Deutschen nehmen könnten.* (Julia 1998)

Damit geht Julia davon aus, dass, obwohl „die Leute" lieber einen Deutschen einstellen würden, sie nicht umhinkonnten, sie, die Nicht-Deutsche, aber offensichtlich Qualifiziertere zu nehmen. Hier kommt einmal die selbstsichere Bildungsbürgerin zu Worte, zum anderen aber auch die russisch-jüdische Migrantin, die weiß, dass man besser sein muss als die einheimische Konkurrenz.

Vier Jahre später, zum dritten Befragungszeitpunkt, lebt Julia allein in einer kleinen Wohnung im teuersten Viertel von Berlin. Nach der Trennung von ihrem deutschen Mann ist dieser kurze Zeit später an einer Gehirnblutung gestorben. Julia arbeitet noch immer bei der gleichen Bank, ihr Spezialgebiet ist das Auslandsgeschäft in Osteuropa, eine Tätigkeit, die ihr prinzipiell gut gefällt. Gleichwohl möchte sie sich verändern.

> *Langsam habe ich das Gefühl, dass ich da nicht mehr allzu viel dazu lernen kann, das heißt nicht, dass ich alles weiß, aber genügend weiß, um nicht mehr so motiviert zu sein, noch die Einzelheiten und die Tiefen noch in jeder Einzelheit zu erfahren, zu ergründen, und deswegen muss ich mich wahrscheinlich verändern.* (Julia 2002)

Julia ruht sich also keineswegs auf ihren Lorbeeren aus, sondern betrachtet ihren Bildungsweg noch nicht als abgeschlossen. Damit entspricht sie vollkommen der Forderung nach „lebenslangem Lernen", wie dies allenthalben propagiert wird. Und dennoch, je mehr sie sich den Standards der deutschen „Leitkultur" anpasst, umso stärker registriert sie die Unterschiede zwischen sich und den deutschen Kollegen. Sie, die von Anfang an eine strikte Assimilationsstrategie vertrat und ihre russisch-

jüdischen Mitmigranten tadelte, sich zu wenig an die deutschen Verhältnisse anzupassen, stellt nunmehr fest:

> *Ich bin einfach grundsätzlich vollkommen anders, das habe ich jetzt erkannt. Damals, wahrscheinlich auch die ersten zweieinhalb Jahre auf der Arbeit habe ich mich eigentlich nur darum bemüht, zu sehen, wie die anderen was tun, und nachzumachen, also mich weiterhin zu integrieren sozusagen und zu lernen, und deswegen habe ich angenommen, was die da tun, ist richtig irgendwie, so gehört es sich. Und jetzt denke ich, ich bin einfach anders, das, was die machen, muss man nicht mitmachen, man muss für sich eine optimale Lösung suchen und finden.* (Julia 2002)

Dementsprechend desillusioniert fällt denn auch diesmal der Titel des Buches über die Migrationsgeschichte aus:

> *Da muss ich nachdenken, das ist nicht einfach, so was wie „Rein und raus". Ich habe das wirklich mit vollem Herzen mitgemacht, die Integration und die sozusagen wieder zurück aus der fremden Welt, ja also ich habe mich, es war mein Weg offensichtlich, rein intuitiv entschieden, also rein und raus ist es auch.* (Julia 2002)

Dazu passt auch ihre Haltung zur Einbürgerung. Auf die Frage, ob sie inzwischen die deutsche Staatsbürgerschaft habe, antwortet sie:

> *Nein, weil ich zu faul bin, aber inzwischen ist es nicht nur Faulheit, auch das, ich weiß nicht, bequemer wäre es allemal, aber ansonsten, ich bin keine Deutsche.* (Julia 2002)

Zum vierten und letzten Befragungszeitpunkt ist Julia seit 2004 mit einem deutschen Rechtsanwalt verheiratet und Mutter von achtjährigen Zwillingen. Auch wenn sie mittlerweile die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hat, bleibt ihr Verhältnis zur deutschen Kultur distanziert. So sagt sie:

> *Ich behaupte nicht mehr, mich in Richtung Deutsche zu entwickeln, stattdessen ist es mir gelungen, mein russisches Ich wieder zu entdecken.* (Julia 2014)

Auch wenn nicht explizit so deutlich formuliert, trifft dieser Satz vom wiedergefundenen russischen Ich auch auf andere Befragte zu und, nicht erstaunlich, in erster Linie auf die, die in früheren Jahren die Integrationsstrategie verfolgt hatten.

Da Julia, wie sie im Rückblick sagt, bei der großen Bank, in der sie gearbeitet hatte, zunächst gemobbt und später mehr oder weniger kalt gestellt wurde, begann sie gleichsam hinter dem Rücken ihres Arbeitgebers eine Ausbildung zur Steuerberaterin. Es waren harte Jahre, die Zwillinge, die Arbeit bei der Bank und die Ausbildung. Zeitweise hätten ihre Kinder sie „Papa" genannt, weil sie so wenig präsent war. 2009, nachdem sie die sehr schwere Prüfung zur Steuerberaterin bestanden hat, eröffnet sie in einer Seitenstraße des Kurfürstendamms ihre Kanzlei. Ihre Mandanten sind in erster Linie „neue Russen", wie sie sagt, also Russen, die ihr Geld in Deutschland anle-

gen und somit auch versteuern müssen. Besonders stolz ist sie darauf, dass man sie, die Migrantin, in den Vorstand der Steuerberaterkammer gewählt hat. Eine Position, die gleichsam die Krönung ihrer erfolgreichen Karriere bildet.

Parallel zu Julias sozialem Aufstieg reduziert sich sukzessive ihr Freundeskreis von acht Freunden zu T1, sieben zu T2, fünf zu T3 auf null zu T4. Als die Interviewerin etwas erstaunt konstatiert: „Freunde in dem Sinne haben Sie also nicht", erwidert Julia:

> *Nein, ich fordere von mir selbst sehr viel, und man fordert von seinen Freunden das Gleiche. Es war zu viel für meine Freunde, was ich ihnen geraten habe. Sie konnten meinen Ansprüchen nicht entsprechen. Sie gehen mir lieber aus dem Weg und jammern weiter.* (Julia 2014)

Die alten Freunde, die aus dem Baltikum stammen und ihren Ansprüchen auf sozialen Erfolg nicht genügen, hat sie hinter sich gelassen, aber neue, möglicherweise deutsche Freunde hat sie nicht gefunden und vermutlich auch nicht gesucht.

Julias Freundschaften scheiterten daran, dass ihre Freunde nicht gleichermaßen Karriere machten wie sie selbst. Umgekehrt hat sich Lida, eine andere Befragte, von einigen Freunden getrennt, die sich, wie sie sagt, heute einbilden, etwas Besseres zu sein und auf sie herab sehen, weil sie mehr verdienen.

Zusammenfassung

Unter migrationstheoretischen Gesichtspunkten und unter Rekurs auf die eingangs erwähnten Indikatoren für eine gelungene Akkulturation können wir konstatieren, dass die kognitive Akkulturation vollständig gelungen ist. Alle Befragten sprechen fließend Deutsch und kennen sich mit den Regeln und Normen der deutschen Gesellschaft aus. Bezüglich der strukturellen Akkulturation ist die Situation nicht eindeutig. Einerseits arbeitet keiner unterhalb seines Qualifikationsniveaus, andererseits verweist die starke Beteiligung an einem transnationalen russischen Arbeitsmarkt darauf, dass dort entweder die Gelegenheitsstrukturen für die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit günstiger sind und/oder dass man eine Tätigkeit mit Bezug zur Herkunftsgesellschaft der Integration in den deutschen Arbeitsmarkt vorzieht. Was die sozialen Beziehungen zu Einheimischen betrifft, so verbleiben diese auf einem konstant niedrigen Niveau und verringern sich sogar im Vergleich zur vorletzten Befragung im Jahre 2002/2003. Gleichwohl scheint es nicht so zu sein, dass die relativ geringe Anzahl deutscher Netzwerkmitglieder und die Bevorzugung sozialer Beziehungen zu Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft die identifikative Akkulturation beeinträchtigen. Wie das Beispiel von Mark zeigt, trägt das Vertrauen in die Institutionen des Rechtsstaats vermutlich mehr zur identifikativen Akkulturation bei als soziale Beziehungen zu Einheimischen. Schließlich haben alle bis auf die beiden erwähnten Ausnahmen die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen, die Mehrheit der Befragten nimmt an den Wahlen teil, und alle haben ihre Bleibeabsicht signalisiert.

Betrachten wir dagegen die Netzwerkveränderungen der russisch-jüdischen Migranten aus einer lebenslaufbezogenen Perspektive, zeigt sich ein etwas anderes Bild. Der tendenzielle Schwund von Freundschaften, und zwar sowohl zu Einheimischen wie zu Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft, hat demnach offenbar weniger mit dem

Migrationsprozess als mit den Unterschieden zwischen jungem und mittlerem Erwachsenenalter zu tun. Von einer Lebensphase zur anderen haben sich nicht nur die Gelegenheitsstrukturen zur Pflege von Freundschaften verringert, sondern ebenso das Interesse an diesen Beziehungen wie auch die Bereitschaft, jemanden als Freund zu bezeichnen. Auch die unterschiedliche Entwicklung des jeweiligen Sozialstatus der Freunde, die zur Beendigung einer Freundschaft führen kann, ist nicht notwendigerweise Folge des Migrationsprozesses, sondern gehört zu den Alltagserscheinungen sozial ungleicher Gesellschaften.

LITERATUR

Beck, Ulrich und Edgar Grande (2010): Jenseits des methodologischen Nationalismus Außereuropäische und europäische Variationen der Zweiten Moderne, in: Soziale Welt 61, 187-216. https://doi.org/10.5771/0038-6073-2010-3-4-187

Bell, Robert, R. (1981) Worlds of Friendship. London: Sage Publications Inc.

Berry, John, W. (1990): Psychology of Acculturation. Understanding Individuals Moving Between Cultures, in: Richard W. Brislin (Hg.): Applied Cross-Cultural Psychology. Newbury Park, London, New Delhi: Sage Publications, 232-253.

Berry, John, W. (2001): A Psychology of Immigration, in: Journal of Social Issus. Vol. 57, No. 3, 615-631.

Elwert, Georg (1982): Probleme der Ausländerintegration, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34, 696-716.

Esser, Hartmut (1980): Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.

Esser, Hartmut (2001): Integration und das Problem der „multikulturellen Gesellschaft", in: Ursula Mehrländer und Günther Schultze (Hg.): Einwanderungsland Deutschland. Neue Wege nachhaltiger Integration. Bonn: Dietz, 64-91.

Esser, Hartmut (2008): Assimilation, ethnische Schichtung oder selektive Akkulturation? Neuere Theorien der Eingliederung von Migranten und das Modell der intergenerationalen Integration, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 48, Migration und Integration, 81-107.

Gordon, Milton M. (1964): Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion, and National Origin. New York: Oxford University Press.

Heckmann, Friedrich (1992): Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie interethnischer Beziehungen. Stuttgart: Enke. https://doi.org/10.1515/9783110509045

Integrationsreport (2010): Interethnische Kontakte, Freundschaften Partnerschaften und Ehen von Migranten in Deutschland. Working Paper 33. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/WorkingPapers/wp33-interethnische-kontakte.pdf?__blob=publicationFile (26.10.2016).

Kahn, Robert L. und Toni C. Antonucci (1980): Social Networks in Adult Life. Network Questionnaire. The University of Michigan.

Marbach, Jan H. (2007): Verwandtschaft und Freundschaft im Lichte familienbezogener Umfragedaten: Empirische Befunde und theoretische Folgerungen, in: Johannes F.K. Schmidt, Martine Guichard, Peter Schuster und Fritz Trillmich (Hg.): Freundschaft und Verwandtschaft. Zur Unterscheidung und Verflechtung zweier Beziehungssysteme. Konstanz: UVK, 65-96.

Portes, Alejandro und Ruben G. Rumbaut (2001) : Legacies. The Story of the Immigrant Second Generation. Berkeley: University of California Press.

Pries, Ludger (2007): Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Remennick, Larissa (2013): Russian Jews on Three Continents: Identity, Integration, and Conflict. New Brunswick, NJ: Transaction Publishers.

Schoeps, Julius H., Willi Jasper und Bernhard Vogt (Hg.) (1999): Ein neues Judentum in Deutschland? Fremd- und Eigenbilder der russisch-jüdischen Einwanderer. Potsdam: Verlag für Berlin Brandenburg.

Schütz, Alfred (1944/1972): Der Fremde, in: Arvid Brodersen (Hg.): Gesammelte Aufsätze. Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag: Martinus Nijhof, 70-84.

Schütze, Yvonne (1997): „Warum Deutschland und nicht Israel?" Begründungen russischer Juden für die Migration nach Deutschland, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 10, 186-208.

Schütze, Yvonne (2000): „Ich bin nur ein Jude und dann ein Russe". Der Akkulturationsprozess russischer Juden im Zeitverlauf, in: Soziale Welt. Jahrgang 51, Heft 3, 303-324.

Schütze, Yvonne (2006): Quantitative und qualitative Veränderungen in den sozialen Netzwerken junger Migranten – eine Langzeitstudie, in: Betina Hollstein und Florian Strauß (Hg.): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS, 311-332. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90074-2_12

Wrzus, Cornelia, Martha Hänel, Jenny Wagner und Franz J. Neyer (2012): Social Network Changes and Life Events across the Life Span: A meta-Analysis. Psychological Bulletin, Advance online publication.

Zusammenfassung

Aus einer Langzeitstudie (vier Befragungen zwischen 1995 und 2015) über russisch-jüdische Migranten und Migrantinnen werden Ergebnisse zu Veränderungen der sozialen Netzwerke im Zeitverlauf dargestellt und diskutiert. Die Ergebnisse lassen sich zu zwei Thesen verdichten: Erstens, die sozialen Beziehungen zu Deutschen stagnieren auf einem konstant niedrigen Niveau. Diese Zurückhaltung gegenüber den Einheimischen ist zum Teil der starken Verankerung in der russischen Kultur geschuldet, so arbeitet z.B. die Hälfte der Befragten als „Dienstleister" für Russen. Zweitens hängt die Verringerung der sozialen Beziehungen auch zu Mitgliedern aus der Herkunftsgesellschaft weniger mit dem Migrationsprozess als mit der Lebensphase des mittleren Erwachsenenalters zusammen.

Sie kamen aus dem „Stahlhelm“

Frühe Kampfgenossen Hitlers, die früh in den Widerstand gingen

Ekkehard Klausa

Kürzlich beschloss die Stadt Neuss, eine Straße nach ihrem ehemaligen Landrat Ferdinand von Lüninck zu benennen, der 1944 als Widerstandskämpfer in Berlin-Plötzensee hingerichtet wurde. Die Fraktion „Die Linke“ im Stadtrat protestierte: Lüninck habe in der Weimarer Republik gegen die parlamentarische Demokratie, gegen das gleiche Wahlrecht sowie gegen Juden und Liberale gehetzt. Als vom NS-Regime eingesetzter Oberpräsident von Westfalen habe er sich an der Unterdrückung Andersdenkender beteiligt.

Das ist wohl wahr. Lüninck war ein prominentes Mitglied des rechtsextremen „Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten“. Vier Jahre lang war er Landesführer in Westfalen und Mitglied des Bundesvorstandes. Er war nicht der einzige Stahlhelmer, der am Ende Widerstand gegen die Gewaltherrschaft leistete und sein Leben verlor. Die so gegensätzliche Verbindung Stahlhelm und Widerstand ist weder Zufall noch Einzelfall, sondern der nationalkonservative Widerstand stammte weitgehend aus dem militaristischen, radikal antidemokratischen, antiliberalen, antimarxistischen sowieso und auch antisemitischen Milieu. Der kompromisslose Kampf gegen das Weimarer „System“ der „Novemberverbrecher“ war das Panier, und in diesem Kampf waren die späteren Widerständler aus dem Stahlhelm sehr viel erfolgreicher als im Widerstand.

Wir wollen uns mit der Frage beschäftigen, wann sich ihre Wege von denen des NS-Regimes trennten, wann sie das Unheil erkannten und welche Konsequenzen sie daraus gezogen haben. Das Interesse an dieser Frage ist ein doppeltes: Zum einen hat jeder Widerstandskämpfer als Individuum ein gedenkendes Interesse verdient. Zum anderen mag ein Vergleich der Lebenswege der Stahlhelmer im Widerstand typische mentale Strukturen des nationalkonservativen Widerstands sichtbar machen, sozusagen eine ideologische Krankheitsgeschichte und ihre Therapiechancen.

I. Der Stahlhelm als Mittäter der NSDAP

Der Stahlhelm war eifriger Mittäter der Nationalsozialisten bei der Beseitigung der Weimarer Demokratie. Was Hitler nach dem Reichstagsbrand tat, um Grundrechte und Parlament auszuschalten, war schon Wochen vor dem Reichstagsbrand als feststehendes Programm in der Wochenzeitung „Der Stahlhelm“ nachzulesen. Im Aufmacher des 12. Februar 1933, wenige Tage nach Hitlers Machtübernahme, dessen Arbeitsminister der Stahlhelmführer Franz Seldte geworden war, steht es ganz deutlich:

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.11

> *Der Stahlhelm hat aus seiner Abneigung gegen die Fortsetzung des parlamentarischen Stimmzettelspiels keinen Hehl gemacht. […] Dass die neue Reichsregierung in jedem Fall mindestens für die nächsten vier Jahre im Amt bleiben und arbeiten will, hat sie klar und unzweideutig in ihrem Aufruf an das deutsche Volk ausgesprochen. Bringt die Reichstagswahl den hinter der Regierung stehenden Gruppen die berühmten 51 Prozent – nun gut, dann wird die Form des Parlamentarismus vorläufig erhalten werden können, weil der Reichstag dann weise genug sein wird, sich selbst auszuschalten. Kommen die 51 Prozent nicht zustande, dann wird auch die Form des Weimarer Parlamentarismus zum Teufel gehen. […] Aber wir wollen schon heute keinen Zweifel darüber lassen, dass uns die Prozentzahlen des Wahlergebnisses für den weiteren Verlauf der Dinge völlig gleichgültig sind. Ob 40 oder 50 oder 60 Prozent, ab 6. März muss und wird autoritär regiert werden. […] Und ab 13. März, dem Tage nach den Kommunalwahlen, muss das Wahlgeschäft endgültig und völlig aufgegeben werden. (*Der Stahlhelm*, 12.2.1933, Hervorhebung im Original).*

Zu diesem Zeitpunkt war der Stahlhelm noch selbständig, ja sogar Konkurrent der Nationalsozialisten im Wahlkampf, mit denen er eine möglichst gleichberechtigte Koalition erhoffte. Dennoch fordert und prophezeit er hier exakt das, was Hitler plante, mit oder ohne Reichstagsbrand. Und es ist überdeutlich, was NSDAP und Stahlhelm vorhatten, wäre der Reichstag nicht so „weise“ gewesen, sich mit dem Ermächtigungsgesetz selbst auszuschalten.

Der Stahlhelm arbeitete also bei der Liquidierung der Weimarer Republik Hand in Hand mit Hitler, dem er als Teil der „Kampffront Schwarz-Weiß-Rot“ als parlamentarischer Juniorpartner endgültig in den Sattel half. Aber auch die rasch anlaufenden Menschenrechtsverletzungen der Hitler-Regierung trug der Stahlhelm mit. In seinem Wochenblatt lobt er nicht nur das Berufsbeamtengesetz, das durch den Hinauswurf von Juden und Linken Planstellen auch für hungrige Stahlhelmer schuf. Die Zeitung unterstützt außerdem nachdrücklich die Zwangssterilisierung von „Erbkranken“ und fordert die von Kriminellen gleich obendrein. Obwohl Stahlhelm und NSDAP in den vorangegangen Jahren einander häufig als Konkurrenten beharkt hatten, passte am Beginn von Hitlers Herrschaft ideologisch kaum ein Blatt Papier zwischen beide. Mit einer Ausnahme: Juden konnten Stahlhelmer sein, wenn sie Frontdienst geleistet hatten.[1]

Wie kam es nun, dass eine nicht geringe Anzahl von führenden Stahlhelmern sich zu den Verschwörern des 20. Juli 1944 gesellte? Fast alle verloren ihr Leben. Allen voran der „Bundeskanzler“ des Stahlhelm, Oberst Siegfried Wagner, also der Verwaltungschef des „Bundes der Frontsoldaten“ unmittelbar hinter den beiden Bundesführern Franz Seldte und Theodor Duesterberg. Im Widerstand war mit ihm sein Adjutant beim Stahlhelm, Kraft Freiherr von Palombini; er überlebte. Der Braunschweiger

1 Antisemitismus war dennoch im Stahlhelm weitverbreitet. Es wäre nachzuprüfen, wie viele Stahlhelmer mit jüdischer Abstammung es gab. Vermutlich zog es die meisten eher zum Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, der zeitweilig 55.000 Mitglieder hatte. „Für den Stahlhelm war die Front die Legitimation seiner Mitglieder. Er umfasst so ganz selbstverständlich auch jeden jüdischen Frontkämpfer.“ So Theodor Duesterberg (1949: 124). In der Tat tadelte das NS-Zentralorgan Der *Völkische Beobachter* vom 1.8.1935: „Oder kann bestritten werden, dass in den Reihen des Stahlhelms Juden und Judenstämmlinge, sogar an führender Stelle marschieren?“

Landesführer Werner Schrader nahm sich vor der Verhaftung das Leben. Hingerichtet wurde der ehemalige Oberpräsident von Westfalen, Ferdinand Freiherr von Lüninck, der den westfälischen Landesverband geführt hatte. Wie er starb Hans-Jürgen Graf von Blumenthal, Redakteur der Wochenzeitung „Der Stahlhelm", vor der Auflösung des Bundes 1935 sogar deren „kommissarischer Hauptschriftleiter". Gleichfalls Stahlhelm-Redakteur war Friedrich-Wilhelm Heinz, der 1938 in der Sudetenkrise Hitler festnehmen sollte und ihn zu erschießen entschlossen war. Im Kriege war er einer der aktivsten Verschwörer in der „Abwehr". Nach dem 20. Juli konnte er untertauchen und diente nach 1945 zeitweilig mit seinem geheimen „Friedrich-Wilhelm-Heinz-Dienst" dem Bundeskanzleramt in Konkurrenz zur Organisation Gehlen. Schon im Sommer 1933 bildete sich im Stahlhelm-Studentenring Langemarck um Heinz, Blumenthal und Prinz Wilhelm, den Sohn des Kronprinzen, ein kleiner Oppositionszirkel, der als eine Keimzelle des späteren nationalkonservativen Widerstandes gilt (Meinl/ Krüger 1994: 45).

Stahlhelmer waren auch Stauffenbergs Vetter und Mitverschwörer im engsten Kreis, Caesar von Hofacker, sowie Hasso von Etzdorf aus dem Auswärtigen Amt. Ebenso der eifrige Verschwörer Hans Bernd Gisevius, Verbindungsmann des Widerstandes zum US-Geheimdienst. Diese drei spielten in der Stahlhelm-Führung aber keine wichtige Rolle. Immerhin forderte der Stahlhelm im März 1933 die Deutschnationale Volkspartei auf, Gisevius ein Reichstagsmandat zu verschaffen.2 Auch Kurt Freiherr von Plettenberg aus dem Neuhardenberger Kreis um Stauffenberg und Carl-Hans Graf von Hardenberg waren Stahlhelmer, allerdings ohne besondere Funktion, gleichfalls der nach dem 20. Juli ermordete Großlandwirt Carl Wentzel-Teutschenthal (Duesterberg 1949: 153). Eberhard von Breitenbuch, der junge Offizier, der sich im März 1944 mit einem Pistolenattentat auf Hitler opfern wollte, gehörte dem Jungstahlhelm an (Duesterberg 1949: 115). Es sollen hier aber nur die Männer des 20. Juli in Betracht kommen, die eine wichtige Rolle im Stahlhelm gespielt und dessen Ideologie und Politik mit geprägt haben.[3] Vermutlich waren auch weitere Männer im Umkreis des 20. Juli Mitglieder im Stahlhelm gewesen, denn aus diesem nationalkonservativen Milieu stammte die Mehrzahl.

Hier können nur drei Stahlhelmführer näher vorgestellt werden, zwei Landesführer, Lüninck und Schrader, und der „Bundeskanzler" Wagner.

---

2 Aktennotiz Graf Felix von Loe, Führer des Stahlhelm-Landesverbandes Westmark, vom 10.3.33, dass er auf Veranlassung seines Führerkollegen Mahnken an Reichsminister Hugenberg telegrafiert habe, Dr. Gisevius als Anerkennung für den durch Stahlhelm-Einsatz beeinflussten Wahlerfolg ein Mandat zuzuweisen. Archivkarton Nr. 319 des Gräflich von Loe'schen Schlossarchivs Wissen bei Weeze, „A. LV Westmark, Spezialgebiete 1. Ständige. Verbindung zu politischen Organisationen innerhalb des LV, ab 15.11.1926."- Nachdem Gisevius sich später mit der Gestapoführung überworfen hatte, gewährte ihm der ehemalige Stahlhelmführer Frhr.v.Lüninck, inzwischen Oberpräsident in Münster, zeitweilig Unterschlupf als Regierungsrat in seiner Verwaltung.

3 Ein weiterer führender Stahlhelm-Funktionär, der „Nachrichtenchef" im Bundesamt Jenö von Egan-Krieger, nimmt in einem Nachkriegsbrief an die Witwe Wagners in Anspruch, sein ehemaliger Chef habe ihn über den unmittelbar bevorstehenden Umsturzversuch informiert. Nur durch Wagners Schweigen im Verhör sei Egan-Krieger gerettet worden. (Kopie des Briefes von Herrn Klaus Zehe, Wagners Enkel, dem Verf. zur Verfügung gestellt).

II. Ferdinand von Lüninck

Ferdinand Freiherr von Lüninck gehörte zum harten Kern des Rechtskatholizismus (Klausa 1993). Um seine mehr als traditionsgebundene Weltsicht zu kennzeichnen, hier ein Beispiel. Er hielt die Monarchie für die beste Staatsform, weil sie besser als alle anderen eine dem göttlichen Sittengesetz entsprechende Ordnung gewährleiste. Dafür, so Lüninck, bürge nicht nur der Hl. Augustinus, sondern auch „der Umstand, dass die beiden einzigen menschlichen Gemeinschaften, welche unmittelbar von Gott eingesetzt sind, die Familie und die Kirche, beide ausgeprägte und echte Monarchien sind“ (Lüninck 1925). Der Mann also solle absoluter Herrscher über Frau und Kinder sein.

Nicht besser als der Gleichberechtigung geht es bei Lüninck der Demokratie:

> *Gegen alle Natur wird zunächst völlige Gleichheit aller Menschen proklamiert. Die Konsequenz ist ein gleiches Wahlrecht, das dem Straßenkehrer gleiche politische Rechte zuerkennt. […] Die menschliche Gesellschaft ist ein* Organismus*, kein toter Zahlenmechanismus: deswegen gilt unser Kampf der Zahlendemokratie, dem Parlamentarismus heutigen Stils (Lüninck 1925).*

Das ist keine originelle eigene Erfindung Lünincks, vielmehr eine übliche Formulierung, beinahe ein Gemeinplatz, der einem in damaligen Bekundungen deutschnationaler Politiker hundertfach begegnet. Besonders oft in Verlautbarungen des Stahlhelm.

Ferdinand Freiherr von Lüninck wurde 1888 als erstes von acht Kindern auf dem westfälischen Gut Ostwig bei Bestwig geboren. Wie damals beim Landadel üblich, wurde er von Ortsgeistlichen und Hauslehrern unterrichtet, bis er mit 12 Jahren ins Jesuiteninternat Feldkirch in Österreich übersiedelte. Er studierte Jura in Münster und bestand 1913 das Große Staatsexamen. Das Kriegserlebnis prägte ihn tief. Seine Tochter, mit der er sich „oft über ein dickes Fotoalbum mit Kriegsbildern“ gebeugt hatte, schreibt 65 Jahre später:

> *Dieser Krieg war für ihn, einen idealdenkenden, gesunden jungen Offizier bei einem der besten Truppenteile des kaiserlichen Heeres (…) frei von Tücke, war ihm eher ein sportlicher Kampf unter fairen Gegnern und ein Prüfstein echten Mannestums (Fürstenberg 1980:5).*

Vor Lünincks monarchistischem Ideal konnten nicht einmal England und das Deutsche Reich von 1871 bestehen: Das seien keine echten Monarchien, sondern aristokratische Republiken. Ende 1932 warnt er davor, dem sterbenden liberalen Staat noch eine rein repräsentative monarchische Spitze aufzupfropfen:

> *Hätten wir einen Monarchen nicht von Gottes Gnaden als unabhängigen Staatsführer und unparteilichen Schützer des Rechts, sondern von Gnaden der internationalen Geldmächte als den tatsächlichen Beherrschern des liberalen Staates und ihrer Hintermänner in Loge und Judentum (…), wir hätten in der Gestalt eines Louis-Philippe-Königtums das Zerrbild der Verwirklichung echt monarchischer Ideen vor uns.*[4]

4 Artikel Lünincks für die Neujahrsnummer des *Deutschen Adelsblattes*, Manuskript im Archiv Lüninck.

1919 wurde Lüninck Landrat des Kreises Neuss im besetzten Rheinland. Ein belgisches Kriegsgericht verurteilte ihn 1920 zu acht Wochen Haft, weil er sich weigerte, die Namen von Bauern und Unternehmern mitzuteilen, die mit ihren Abgaben im Rückstand waren.

Nach dem Tode seines Vaters übernahm er 1921 die Verwaltung seines Gutes und schied aus dem Staatsdienst. Daneben wirkte er als Kommunalpolitiker und als Präsident der westfälischen Landwirtschaftskammer. Den von ihm geführten *Westfalenbund* überführte er in den Stahlhelm, dessen westfälischer Landesführer er 1924 bis 1928 wurde. Gemeinsam mit seinem Bruder Hermann bekämpfte er das katholische Zentrum, das in Preußen ja mit der SPD koalierte: Er betonte, dass der Katholizismus keineswegs vom Zentrum repräsentiert werde, das mit dem „gottlosen Marxismus" gemeinsame Sache mache. Einer Partei gehörte er nicht an, denn Adel und Partei waren für ihn unvereinbar: „Denn Adel bedeutet Führung, während Partei Trennung und Zersetzung bedeutet" (Lüninck 1925).

Anfang der dreißiger Jahre wandte sich gegen die kirchliche Verurteilung des Nationalsozialismus, dessen Bündnispartner er wurde. Wohl aus diesem Grunde ernannte Göring 1933 die beiden Brüder Lüninck zu Oberpräsidenten, also höchsten staatlichen Repräsentanten im Rheinland und in Westfalen, um die vergleichsweise skeptische katholische Bevölkerung für das Regime zu gewinnen. Jetzt wurden beide Parteigenossen.

In den folgenden Jahren vertrat Lüninck energisch den staatlichen Machtanspruch gegenüber kirchlichen Stellen. Gegen den „politischen Katholizismus" als Erfüllungsgehilfen des Zentrums war er schon lange gewesen. Die Entlassung von Zentrumsangehörigen nach dem NS-Berufsbeamtengesetz führte er aus und forderte sie sogar in einem Fall. Vergeblich wandte er sich gegen die Entlassung eines Volksschullehrers mit fünf unmündigen Kindern wegen „Pazifismus": Der Minister bestand darauf. Immer häufiger geriet Lüninck in Gewissenskonflikte. Als 1935 der NS-Chefideologe Rosenberg auf dem Gauparteitag in Münster sprechen sollte, forderte Bischof Graf Galen, der spätere „Löwe von Münster", Lüninck auf, das öffentliche Auftreten dieses „Neuheiden" im katholischen Kernland zu untersagen. Das musste Lüninck natürlich ablehnen, was zu einer öffentlichen Kontroverse zwischen Bischof und Oberpräsident führte – mit Rosenberg als lachendem Dritten.

Traditionsgemäß trug Lüninck bei der Fronleichnamsprozession in Ostwig den „Himmel" genannten Baldachin über dem Sakrament. Aber immer wieder sah er sich zu Eingriffen in kirchliche Belange genötigt, was ihm zunehmend die Missbilligung seiner katholischen Standesgenossen eintrug. Häufig bemühte er sich, kirchenfeindliche Maßnahmen des Regimes wenigstens zu mildern, beispielsweise als 1937 der Verleger Lucas enteignet werden sollte, weil er die regimekritische päpstliche Enzyklika *Mit brennender Sorge* gedruckt hatte. Aber Lüninck saß zwischen den Stühlen und verdarb es sich sowohl mit den Katholiken als auch mit seinen Vorgesetzten.

Deshalb bot er schließlich 1937 Göring seinen Rücktritt an. Trotz höflicher Formulierung kann man sagen, dass er Göring in einem Brief den Fehdehandschuh hinwarf. Göring hatte seinen Bruder Hermann aus dem Preußischen Staatsrat geworfen und ihm in einem rüpelhaften Brief seine katholische Weltanschauung vorgeworfen. Lüninck schrieb daraufhin, wenn Göring Katholizismus und Nationalsozialismus für unvereinbar halte, so gebe er als Katholik dem Herrn Ministerpräsidenten Gelegenheit

zur Prüfung, ob er als Oberpräsident noch tragbar sei. Im Jahr darauf bat er um Entlassung, nachdem Görings Staatssekretär ihm das nahegelegt hatte.

Damit hatte Lüninck den ersten Schritt in Richtung Widerstand getan. Schon viel früher hatte er aus dem Apostelwort „Alle Gewalt ist von Gott“ gefolgert: „Befehle gegen Gottes Willen [sind] niemals bindend“ (Lüninck 1925). Von diesem abstrakten Prinzip bis zur Auflehnung gegen den im Grunde bewunderten starken Staat ist der Weg noch weit, auch wenn religiöse Motive bei vielen Widerständlern zum Entschluss beitrugen. Im Kriege tat Lüninck als Major der Reserve Dienst im Potsdamer Infanterieregiment 9, aus dem zahlreiche Männer des 20. Juli hervorgingen. Dort fand er Kontakt zum beginnenden militärischen Widerstand, und ehemalige Regimentsangehörige haben mir bestätigt, dass er schon vor Stalingrad an entsprechenden Besprechungen teilnahm. Anfang 1943 zwang ihn ein Magendurchbruch, den Dienst zu quittieren.

Auf seinem Gut besprach er im August 1943 mit einem seiner ehemaligen Offiziere bei dessen Besuch den Umsturz. Er sprach sich gegen ein Attentat aus und wollte Hitler festsetzen und von einem Ärztegremium für regierungsunfähig erklären lassen. Im Dezember 1943 sagte er Carl Goerdeler, dem designierten Reichskanzler nach dem Umsturz, seine Mitarbeit als Politischer Beauftragter im Wehrkreis XX (Danzig) zu. Damit war sein Todesurteil besiegelt, als sein Name auf den Fernschreiben der Verschwörer am 20. Juli 1944 erschien. Er wurde am 26. Juli nach einer Reise auf dem Bahnhof Bestwig festgenommen, bei der Gestapo in Dortmund und im Zuchthaus Berlin-Tegel inhaftiert, am13. November vom Volksgerichtshof unter Vorsitz Roland Freislers zum Tode verurteilt und tags darauf hingerichtet.

Die Straße in Neuss wird nach ihm benannt werden. Mit Recht. Denn die Nationalkonservativen waren, anders als die sofort verfolgten Kommunisten und Sozialdemokraten, in starker Versuchung durch den Nationalsozialismus – wegen mancher gemeinsamer außenpolitischer Ziele und gemeinsamer ideologischer Gegnerschaften. Deshalb handelten die Nationalkonservativen so stark verspätet: Ein halbwegs handlungsfähiger Widerstand setzte nicht mit der Liquidierung des Rechtsstaats 1933, nicht mit der „Nacht der langen Messer“ 1934, nicht mit den Rassegesetzen 1935, nicht einmal mit den Novemberpogromen von 1938 ein, sondern er trieb erste zarte Blüten 1938 bei der Enthauptung der Wehrmacht (Blomberg-Fritsch-Krise), stärker in der Sudetenkrise, aber entschieden erst nach Stalingrad.

Diejenigen, die sich wandelten und zum Teil schon in der Sudetenkrise 1938, meist aber erst im Kriege zum Sturz der Gewaltherrschaft entschlossen und ihr Leben verloren, haben Ehrungen verdient.[5] Selbst wenn sie im Kampf gegen die Weimarer Demokratie sehr viel erfolgreicher waren als im Kampf gegen Hitler.

III. Siegfried Wagner

Wagner war der letzte „Bundeskanzler“ des Stahlhelm, also Chef des „Bundesamtes“ unter den beiden Bundesführern.

Er wurde 1881 als erstes von acht Kindern eines Rechtsanwalts in Graudenz geboren. Der Vater war stellvertretender Vorsitzender des Ostmarkenvereins, und „die

5 Das gilt grundsätzlich. Aber es hat berechtigte Kontroversen um Schul- und Straßenbenennungen – und auch Umbenennungen – gegeben, wenn der betreffende Widerständler sich zu tief in nationalsozialistisches Unrecht verstrickt hatte.

Auseinandersetzungen mit polnischen Gebietsansprüchen waren Familienthema".[6] Er wurde Berufssoldat, durchlief die Generalstabsausbildung und erlebte das Kriegsende als Major und I a (Führungsoffizier) einer Infanteriedivision. Zur Zeit des Waffenstillstandes 1918 gehörte Wagner zum Generalkommando des XVII. Armeekorps in Danzig, dem auch Carl Goerdeler „als politischer Verbindungsmann" angehörte (Ritter 1984: 26).[7] Die Verbindung der beiden Männer riss bis 1944 nicht ab.

In die Reichswehr wurde Wagner nicht übernommen. Er blieb in Danzig, wurde Oberzoll- und Grenzkommissar der Freien Stadt und organisierte ihre Einwohnerwehr als Kommandeur.

Damit fand er sich im Mittelpunkt der Auseinandersetzung mit Polen um die Grenzfrage. Als Nachfolger seines Vaters wurde er 1930 Vorsitzender des Ostmarkenvereins. Im selben Jahr veröffentlichte er eine Broschüre *Die polnische Gefahr*. Er stellte kenntnisreich und differenziert die Jahrhunderte polnischer Geschichte dar und warnte vor dem polnischen „Eroberungswillen" gegen die Grenzen des geschwächten Deutschlands. Dem deutschen Westen stehe keine überlegene Volkskraft gegenüber,

> *und die Verbindung zwischen weißen und farbigen Franzosen wird den rassischen Niedergang nur beschleunigen. […] Im Kampf um die Weichsel aber steht die junge sieggeschwellte nationalistische und imperialistische polnische Macht angriffslüstern bereit mit ihrem genügsamen, vermehrungswilligen Volkstum und ihrer harten, scharf zusammengefassten Führung.*

Da helfe keine Verständigungspolitik.

> *Es spitzt sich am Ende alles auf die Frage zu, Preußen oder Polen. Ohne Preußen aber kann Deutschland nicht leben* (Wagner 1930).

1928 erreichte ihn ein Angebot Boliviens, dort den Generalstab aufzubauen. Eine der routinemäßigen lateinamerikanischen Revolutionen kam dazwischen. Wagner ließ sich von der Freien Stadt Danzig beurlauben und trat zunächst als Stellvertretender Bundeskanzler in den Stahlhelm ein, wurde dann 1930 Bundeskanzler des Bundes der Frontsoldaten mit bis etwa zu einer Million Mitgliedern (Berghahn 1966: 286). Zunächst arbeitete er in Magdeburg, dem Wohnsitz des Stahlhelmgründers und 1. Bundesführers Franz Seldte, dann zog der größte Teil des „Bundesamtes" nach Berlin um. Die Familie wohnte in Potsdam.

Der im Januar 1933 zum Reicharbeitsminister ernannte Seldte putschte sich Ende April zum „Diktator" des Stahlhelm hoch, setzte seinen gleichberechtigten 2. Bundesführer Duesterberg ab und drängte alle Landesführer, die ihm nicht folgten, aus dem „Bundesrat". Das „Bundesamt" ließ er durch einen Stoßtrupp besetzen. Wagner und sein Kollege, der „Nachrichtenchef" Jenö von Egan-Krieger sowie Duesterbergs Adjutant Graf Blumenthal wurden ihrer Ämter enthoben (Duesterberg 1949: 59 f.). Der

6 Schreiben von Wagners Enkel Klaus Zehe an den Verf. vom 4.3.2015.

7 Goerdeler versuchte vergeblich, wohl gemeinsam mit Wagner, den Kommandierenden General und den Oberpräsidenten zu bewegen, sich von der Reichsregierung loszusagen, einen „Oststaat" zu bilden, um der Bindung an den bevorstehenden Versailler Vertrag zu entgehen. Die Polen sollten militärisch niedergeworfen, die Provinz Posen zurückerobert werden.

„Stahlhelm“ wurde nach und nach der SA eingegliedert und 1935 aufgelöst (Berghahn 1966: 263 ff).

Die uns interessierende Frage ist nun: Was hat es mit dem Widerstand Wagners auf sich, welches waren zu welcher Zeit seine Ziele und Motive? Das Bild ist am Ende klar: Er gehörte 1944 und davor zu den Männern um Beck, Goerdeler und Stauffenberg, die Hitler töten und den Nationalsozialismus beseitigen wollten, und er zahlte dafür mit seinem Leben.

Aber hat er nicht durch die Gründung der *Harzburger Front* und durch rechtsextreme Stahlhelm-Propaganda gegen das Weimarer „System“ geholfen, Hitler den Weg zu bereiten? Duesterberg, dem der Stahlhelm-Chronist Berghahn „mutigen Widerstand“ in der gesamten Zeit des Dritten Reiches attestiert (Berghahn 1966: 250), berichtet über eine Besprechung mit Seldte, Papen und Hugenberg kurz vor der Machtübergabe, am 26. Januar 1933: „Nur der überzeugungstreue, nach dem 20. Juli in den Tod gehetzte Bundeskanzler Wagner teilte restlos meine kompromisslose Auffassung“, dass Hitler nicht Kanzler werden dürfe (Dusterberg 1949: 39). Vier Tage später, nach der Vereidigung des Kabinetts Hitler, verließen Duesterberg und Wagner „voll dunkler Ahnungen […] das Reichspräsidentenpalais“ (Duesterberg 1949: 41). Schon nach einer Besprechung mit Hitler 1931 waren sich Duesterberg und Wagner nach einem „Tobsuchtsanfall“ Hitlers einig, „dass dieser Mensch niemals in Deutschland die Macht erhalten dürfe“ (Duesterberg 1949: 14).

Das mag noch keine Ablehnung aus Prinzip gewesen sein, sondern die Konkurrenzgefühle und bösen Ahnungen der kurz darauf ausgebooteten Duesterberg-Fraktion. Zur Reichstagswahl am 5. März sollen Duesterberg und Wagner 30.000 Stahlhelmer in Berlin zusammengezogen haben, weil sie Gerüchten glaubten, dass die SA eine „Nacht der langen Messer“ plante (Duesterberg 1949: 46).

Der Bühnenautor und ehemalige Stahlhelm-Redakteur Sigmund Graff schreibt in seinen Erinnerungen, Wagner habe ihm und Seldte 1933 einen „vertraulichen Lagevortrag“ in einem leeren Speisewagen zwischen Nürnberg und Berlin gehalten: Die NSDAP bestehe auf Alleinherrschaft und wolle den Stahlhelm „fressen“. „Wenn wir nicht gefressen werden wollen, bleibt uns nichts anderes übrig, als sie zuerst zu fressen.“ Man könne einen Frontsoldatentag mit dreißig Marschbataillonen in der Lüneburger Heide zusammenziehen, mit „unserer Kraftfahrerstaffel“ nach Berlin werfen und die Reichskanzlei, den Rundfunk, die Kommandostellen der SA besetzen. Man werde das ehemalige *Reichsbanner* und die Arbeiterschaft zu Massendemonstrationen gegen die NSDAP aufrufen. Göring könne vielleicht sogar abgeworben werden, wenn man ihm eine führende Stellung verspreche. Natürlich sagte Seldte Nein (Graff 1963: 119 f.). Graff nennt keinen Zeitpunkt für diese Besprechung, aber wenn Seldte schon Reichsminister und Wagner noch Bundeskanzler war, wie er schreibt, dann wäre es zwischen Februar und April 1933 gewesen.

Was hier auf den ersten Blick nach einer Räuberpistole aussieht, gewinnt zunächst auch nicht dadurch an Glaubwürdigkeit, dass Graff 1933 im Propagandaministerium Mitarbeiter des Reichsdramaturgen Schlösser wurde. Dieser Dienstposten und Graffs eigentlicher Beruf als Bühnenautor könnten seine Phantasie beflügelt haben. Es ist aber keineswegs unmöglich, dass der gelernte Generalstäbler Wagner eine Studie entwarf, wie zwischen der Machtübergabe am 30. Januar und der endgültigen Machtergreifung im Laufe des Jahres 1933 der große Konkurrent noch entmachtet werden könnte. Schmiedete doch noch bis zum Sommer 1934 eine jungkonservative Gruppe

in Papens Vizekanzlei Pläne für einen konservativen Putsch gegen die Regierung mit Hilfe von Hindenburg und der Reichswehr. Seriöse Historiker halten es für belegt, dass Papens Redenschreiber Edgar Julius Jung sogar ein Attentat auf Hitler plante (Jones 1993). Erst die Mordserie während des angeblichen „Röhm-Putsches" am 30. Juni 1934 zertrat diese zarten Triebe einer konservativen Opposition, Jung und andere wurden ermordet und die Konservativen belehrt, wozu Opposition führen würde. Die Reichswehr war Hitler dankbar für die Ausschaltung der SA-Konkurrenz und schied damit als Gegenmacht aus.

So viel steht fest, dass Wagner nicht wie viele andere nationalkonservative Männer des 20. Juli jahrelang verblendet oder opportunistisch Hitler gefolgt ist. Ob seine Haltung zunächst nur das Ressentiment des unterlegenen Konkurrenten war und wann sie sich zur Empörung über die Verbrechen des Regimes verdichtete – wir wissen es nicht. Aber gewiss hatte seine persönliche Erfahrung mit Hitler und seinen Schergen seinen Blick auf das Regime geschärft.

Es gab sie, die „Stahlhelmopposition" (Duesterberg 1949: 87). Duesterberg selbst wurde am 30. Juni 1934 im KZ Dachau, dann im Berliner „wilden" SA-KZ Columbia-Haus inhaftiert und kam wohl nur durch Hindenburgs Intervention mit dem Leben davon. Er spricht von „mindestens 10 Stahlhelmkameraden in Kolumbia, wenn nicht noch mehr"; darunter war auch Wagners ehemaliger Adjutant Palombini. Berghahn urteilt, die Stahlhelmopposition habe nicht in prinzipiellen Meinungsverschiedenheiten mit Hitler, sondern im Gefühl gewurzelt, übervorteilt worden zu sein (Berghahn 1966: 271). Dennoch war Duesterberg nicht erst nach den Misshandlungen in Dachau und Columbia ein entschiedener Hitler-Gegner. Wolfgang Sauer schreibt, Duesterberg habe später zur Widerstandsgruppe um Goerdeler Kontakt gefunden, der aber nicht so eng gewesen sei, dass er in den Strudel des 20. Juli geraten wäre (Sauer 1959). Duesterberg selbst aber betont, er habe sich mit Goerdeler im Kriege heimlich alle zwei bis drei Monate getroffen. Zum letzten Mal im Sommer 1944 gemeinsam mit Wagner „stundenlang im Park von Sanssouci", wo Goerdeler von seinen Besprechungen mit Beck und Witzleben berichtet habe (Duesterberg 1949: 109 ff.). „Etwa im März 1944" habe ihn „der alte Kolumbianer, Freiherr von Palombini" im Auftrag von General Olbricht und Oberst Wagner gebeten, während des Umsturzes den ehemaligen Stahlhelm zur Aktion gegen Hitler aufzurufen. Er solle dazu in Wagners Potsdamer Wohnung umziehen. Duesterberg lehnte ab. „Wegen der Spitzelei war die Schaffung einer Stahlhelmopposition nicht möglich" (Duesterberg 1949: 113).

Wie immer diese Berichte im Einzelnen zu bewerten sind, es steht fest, dass Siegfried Wagner spätestens im Kriege in der Verschwörung aktiv war, die zum 20. Juli führte. Er trat nach dem gewaltsamen Ende seiner Stahlhelm-Karriere 1934 oder 1935 in die Wehrmacht als „Oberstleutnant (E)"[8] ein. Im Allgemeinen Heeresamt (AHA) stand er seit 1940 unter dem Befehl von Friedrich Olbricht[9], General der Infanterie und Chef des AHA. Zunächst hatte er ein Referat in der Abteilung Ersatzwesen. 1941

8 „Ergänzungsoffizier", reaktivierter ehemaliger Offizier.

9 Duesterberg schreibt (1949: 110), Olbricht sei nach 1919 und vor seiner Reaktivierung Stahlhelmer gewesen. Das klingt angesichts seiner positiven Einstellung zur Republik zunächst erstaunlich, aber der Stahlhelm entwickelte seine rechtsextreme Haltung erst allmählich.

zum Oberst befördert, erlebte er den 20. Juli als Abteilungschef im AHA im Oberkommando des Heeres und zugleich im Wehrersatzamt des OKW.[10]

Es steht zu vermuten, dass Wagner mit seinem Amtschef Olbricht den Umsturzversuch vorbereitete. Er stand zwar auch mit Goerdeler in langjährigem Kontakt, der die „Politischen Beauftragten“ auswählte, aber die Bestellung der Verbindungsoffiziere war Sache Olbrichts.

Als Wagners Name am 20. Juli auf den Fernschreiben der Verschwörer als Verbindungsoffizier zum Wehrkreis XI (Hannover) erschien, war sein Todesurteil gesprochen. Schon lange vorher hatte er seiner Familie gesagt: „Mich dürfen sie nicht lebend kriegen, ich weiß zu viel.“[11] Als er am 23. Juli verhaftet werden sollte, stürzte er sich aus dem Fenster seiner Potsdamer Wohnung im dritten Stock. Schwer verletzt brachte man ihn in das KZ Sachsenhausen, wo er am 26. Juli 1944 verstarb.

IV. Werner Schrader

Werner Schrader wurde 1895 in dem kleinen Rottorf, heute Ortsteil von Königslutter, als Sohn eines Landwirts und Milchhändlers geboren.[12] Von seinem 14. bis 20. Lebensjahr besuchte er das Herzogliche Lehrerseminar in Wolfenbüttel. Das war damals der nahezu einzige Weg für unbemittelte, begabte Kinder, über den Lehrerberuf zu höherer Bildung zu gelangen. In dieser Zeit war er Pensionsgast in der pietistisch-religiösen Familie eines Kantors Carl Oelker, dessen sechs Söhne alle Theologie studierten. Diese Familie prägte und begleitete ihn bis zum Lebensende.

1915 wurde er Soldat, 1917 Leutnant, 1918 Hilfslehrer. Etwa 1920 trat er in den Stahlhelm ein. Die Deutsche Volkspartei verließ er 1926, weil sie sich mit der Republik abgefunden hatte. Nach der Mittelschullehrerprüfung wurde er 1923 Oberlehrer an einer konservativ orientierten Oberrealschule. Dort stand man seiner außerschulischen Tätigkeit wohlwollend gegenüber, sodass seine Nebentätigkeit im Stahlhelm rasch zu seinem Lebensinhalt werden konnte. 1927 wurde er Landesführer in Braunschweig.

In einer programmatischen Rede erklärte er: „Wir hassen das heutige System, und wir bekämpfen seine Urheber und Hauptträger, die Roten.“ Die Parteien gehörten als Ausdruck des Liberalismus dem 19. Jahrhundert an, aber „das 20. Jahrhundert bringt die Herrschaft des nationalistischen Frontsoldatentums“ (Roloff 2000: 126).

Für die NSDAP äußerte Schrader anfangs Sympathie. Er näherte sich, gemeinsam mit seinem Freund Friedrich Wilhelm Heinz, dem linken nationalrevolutionären Parteiflügel um die Gebrüder Strasser an (Meinl/Krüger 1994: 42). Aber es kam bald zum Konkurrenzkampf mit dem Stahlhelm, zu Reibereien und sogar zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Die NSDAP erklärte die Mitgliedschaft bei ihr und im Stahlhelm für unvereinbar. Schrader sah nun im Nationalsozialismus einen „nicht zu Ende gedachten Kommunismus“. Den Stahlhelm wollte er als Gegenmacht stärken.

Nach Hitlers Machtübernahme schrieb Schrader an Duesterberg, er werde „Druck auf die Nationalsozialisten“ ausüben, um zu „verhindern, dass die schwarz-weiß-rote

10 OKW-Chef Keitel hatte schon länger die Entmachtung Fromms, des Befehlshabers des Ersatzheeres, betrieben und sich Teile von dessen Amtsbereich in das OKW geholt. Wagner unterstand also sowohl dem AHA als auch dem OKW. Der Chef des AHA wurde in Personalunion Chef des Wehrersatzamtes im OKW. Vgl. Kroener 2005: 615.

11 Bericht seines Enkels Klaus Zehe an den Verf.

12 Ich folge der Darstellung von Roloff (2000).

Kampffront von den Nationalsozialisten überrannt wird. […] Den Nationalsozialisten gegenüber hilft nur äußerste Frechheit“ (Roloff 1961: 148).

Daraufhin öffnete der Braunschweiger Stahlhelm seine Mitgliedschaft ehemaligen Mitgliedern des verbotenen „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“. Der Braunschweiger Stahlhelm hatte 400 Mitglieder, aber am 27. März 1933 standen bis zu 3.000 Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Kommunisten vor dem vom Stahlhelm beschlagnahmten AOK-Gebäude, um sich registrieren zu lassen. Der nationalsozialistische Innenminister des Freistaates Braunschweig, Dietrich Klagges, wertete das als „Stahlhelm-Putsch“, setzte Schlägertrupps aus SA, SS und Polizei ein und ließ viele ehemalige Reichsbanner-Mitglieder schwer misshandeln. Sämtliche Stahlhelm-Funktionäre kamen für einige Tage ins Zuchthaus Wolfenbüttel, Schrader verlor außerdem seinen Posten als Landesführer und seinen Brotberuf als Lehrer.

Er wurde vor einem Sondergericht angeklagt, aber man stellte das Verfahren aufgrund einer Amnestie ein. Vorübergehend bot Seldte Schrader Unterschlupf in seinem Reichsarbeitsministerium. Dann schaffte er es in Wolfenbüttel vorübergehend noch einmal in den Schuldienst, musste aber dem Druck der NSDAP weichen. Der preußische Kultusminister Bernhard Rust, ehemals Gauleiter von Südhannover-Braunschweig, verbot die von Seldte angestrebte Übernahme Schraders in den preußischen Schuldienst.

Wahrscheinlich rettete ihn nur der Eintritt in die Wehrmacht vor weiterer Verfolgung (Mein/Krüger 1994:16).[13] Dabei scheint sein ehemaliger Stahlhelmkamerad Friedrich-Wilhelm Heinz geholfen und auf Canaris und Oster eingewirkt zu haben. Heinz selbst war 1936 als „Ergänzungsoffizier“ im Amt Ausland/Abwehr untergekommen und damit der Verfolgung durch die Gestapo entkommen. Er sammelte alte Stahlhelm- und Freikorps-Kameraden um sich.

Schraders wachsende Regimegegnerschaft war nicht zuletzt in seiner lebenslangen pietistischen Religiosität begründet – eine Parallele zu Lüninck und manchen anderen Widerständlern, zum Beispiel Helmuth James von Moltke. Dieser sah im Christentum, das vor dem Krieg kaum eine Rolle seinem Leben gespielt hatte, die letzte Bastion gegen die Barbarei. Denn der Nationalsozialismus hatte ja fast alle Festungen der Moral und des menschlichen Anstands erfolgreich geschleift.

In Hitler sah Schrader zunehmend eine Erscheinung des „Antichrist“ – ähnlich Hans-Bernd von Haeften, der Hitler vor dem Volksgerichtshof als „großen Vollstrecker des Bösen“ bezeichnete. Im Amt Ausland/Abwehr war Schrader von Dietrich Bonhoeffer beeindruckt und beeinflusst, der ebenfalls dort tätig war. Schrader entschied sich, aktiv an einem Attentat mitzuwirken.

1943 wurden Dohnanyi und Bonhoeffer verhaftet, Oster und Anfang 1944 auch Canaris ausgeschaltet, die Abwehr weitgehend demontiert und großenteils dem Reichssicherheitshauptamt einverleibt. Ein kleiner Rest verblieb beim Oberkommando des Heeres mit Oberst Georg Alexander Hansen, Oberst Wessel Freiherr Freytag von Loringhoven und Oberstleutnant Schrader – alle drei Opfer des 20. Juli. Hansen und Schrader gelang die Vertuschung, als die Geheime Feldpolizei zwei Offiziere des Widerstands im ostpreußischen Heereshauptquartier beim Vergraben von Sprengstoff

13 Canaris bewahrte Schrader „buchstäblich in letzter Minute vor der Verhaftung“ (vgl. Meinl/Krüger 1994: 16).

beobachtet hatte. Schrader nahm den Sprengstoff in Verwahrung und leitete ihn später an Stauffenberg weiter.

Acht Tage nach dem 20. Juli erschoss sich Schrader im Lager des OKH in Zossen, um nicht in die Hände der Gestapo zu fallen. Das geheime Material, das Hans von Dohnanyi und andere über Jahre für einen Prozess gegen das Regime gesammelt hatten, wurde Monate später in Schraders Panzerschrank gefunden und löste weitere Morde aus.

V. Stahlhelm und Widerstand

Meine anfängliche Vermutung war, die ideologische Nähe des Stahlhelms zur NSDAP müsste dazu geführt haben, dass der verspätete nationalkonservativen Widerstand bei Stahlhelmern besonders spät einsetzte. Diese Hypothese hat sich nicht bestätigt. Im Gegenteil: Die Konkurrenz der beiden feindlichen Brüder scheint den Zorn vieler Stahlhelmer auf das NS-Regime früh beflügelt zu haben.

Das zeigt sich nicht bei Lüninck, aber der war ja schon den zwanziger Jahren aus der Landesführung und dem Bundesrat des Stahlhelm ausgeschieden. Sein bedächtiger Weg aus der Euphorie über die wachsende Distanz in den aktiven Widerstand erst mitten im Krieg entspricht der Erwartung über den verspäteten nationalkonservativen Widerstand.

Ganz anders bei den bis 1933 aktiven Stahlhelmführern Wagner und Schrader. Bei ihnen führte die Zerschlagung ihres Verbandes zur frühen Desillusionierung, die sich rasch zur Regimegegnerschaft steigerte. Das gilt auch für ihre Mitarbeiter von Palombini , Graf Blumenthal und den schon 1938 zum Tyrannenmord entschlossenen Friedrich-Wilhelm Heinz. Mit ihm gehörte auch der ehemalige Jungstahlhelmführer Blumenthal zu dem Stoßtrupp, der in der Sudetenkrise Hitler erschießen wollte (Meinl/Krüger 1994: 48).[14] Heinz repräsentiert idealtypisch das konterrevolutionär-militante Milieu der Freikorps, der terroristischen Geheim-Organisation Consul – zu ihr gehörte auch sein späterer Chef Canaris – und des Stahlhelm. Ein Milieu, aus dem nicht nur die Morde an Erzberger und Rathenau und ein erbitterter Kampf gegen die Demokratie hervorgingen, sondern am Ende auch ein respektheischender Beitrag zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus.

LITERATUR

Berghahn, Volker R. (1966): Der Stahlhelm Bund der Frontsoldaten, Düsseldorf.

Duesterberg, Theodor (1949): Der Stahlhelm und Hitler, Wolfenbüttel und Hannover.

Fürstenberg, Marie-Theres Freifrau von (1980): Erinnerungen an meinen Vater Ferdinand Freiherr von Lüninck Ostwig, Privatdruck.

Graff, Sigmund (1963): Von S.M. zu N.S. Erinnerungen eines Bühnenautors (1900 bis 1945), München.

Jones, Larry E. (1993): The Limits of Collaboration. Edgar Jung, Herbert von Bose, and the Origins of the Conservative Resistance to Hitler 1933-34, in: Larry E. Jones und James Retallack (Hg.): Between Reform, Reaction and Resistance: Studies in the History of German Conservatism from 1789 to 1945, Providence R.I.-Oxford, 465-501.

14 Blumenthal war laut Telefonverzeichnis des Allgemeinen Heeresamtes von 1943 Leiter der Chefgruppe der Amtsgruppe Ersatzwesen und Allgemeine Truppenangelegenheiten, deren Chef Oberst Wagner gewesen war.

Klausa, Ekkehard (1993): Vom Bündnispartner zum „Hochverräter“. Der Weg des konservativen Widerstandskämpfers Ferdinand von Lüninck, in: Westfälische Forschungen 43, 530-571.
Kroener, Bernhard (2005): Generaloberst Friedrich Fromm, Paderborn.
Lüninck, Ferdinand Freiherr von (1925): Der moderne Staat und die Stellung des Adels in ihm, in: Genossenschaft katholischer Edelleute in Bayern, Sozialpolitischer Kurs zu Kleinheubach, München.
Meinl, Susanne, Dieter Krüger (1994): Friedrich Wilhelm Heinz. Vom Freikorpskämpfer zum Leiter des Nachrichtendienstes im Bundeskanzleramt, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1994, 39-69.
Ritter, Gerhard (1984): Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, 4. Aufl. Stuttgart.
Roloff, Ernst August (2000): Aufstand des Gewissens oder Rebellion der Enttäuschten. Motive des nationalkonservativen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus, am Beispiel des Wolfenbütteler Oberstleutnants Werner Schrader, in: Wissenschaftliche Zeitschrift des Braunschweiger Landesmuseums, 121-152.
Roloff, Ernst-August(1961): Bürgertum und Nationalsozialismus 1930-1933. Braunschweigs Weg ins Dritte Reich. Hannover.
Sauer, Wolfgang (1959): Duesterberg, in: Neue Deutsche Biographie Bd. 4, 176.
Wagner, Siegfried (1930): Die polnische Gefahr (Schriftenreihe des Nahen Ostens), Berlin.

Zusammenfassung

„Der Stahlhelm Bund der Frontsoldaten“ kämpfte Seite an Seite mit der NSDAP gegen das Weimarer „System“ und half 1933 als Koalitionspartner im „Kampfbund Schwarz-Rot-Gold“ Hitler in den Sattel. Wenn dennoch zahlreiche Stahlhelmer im konservativen Widerstand im Kriege eine Rolle spielten, so liegt die Vermutung nahe, dass sie als militaristische Reaktionäre erst spät in den ohnehin verspäteten nationalkonservativen Widerstand fanden. Diese Hypothese hat sich nicht bestätigt. Gerade führende Stahlhelmer wie der „Bundeskanzler“ Siegfried Wagner und der Landesführer Werner Schrader brachen früh mit dem NS-Regime. Zunächst wahrscheinlich als unterlegene Rivalen um die Macht, dann als entschlossene Kämpfer gegen die Gewaltherrschaft. Ihr Kamerad, Landesführer Ferdinand von Lüninck, brauchte länger, aber alle drei und mehrere ihrer Stahlhelm-Kameraden verloren ihr Leben im Widerstand.

Frauen in der irisch-republikanischen Bewegung nach 1969

Überlegungen zu *Oral History*, sensiblen Daten und dem Nordirlandkonflikt

Dieter Reinisch

1. Wissenschaft und das Erbe des Nordirlandkonflikts

Der Beitrag befasst sich mit der Generierung historischer Quellen mittels der Durchführung narrativer Interviews anhand einer Studie zur militärischen und politischen Rolle von Frauen in der Republikanischen Bewegung während des Nordirlandkonflikts. Die dargelegten Forschungsergebnisse über die irisch-republikanische Frauenorganisation *Cumann na mBan* dienen dabei als Ausgangspunkt, um Fragestellungen der *Oral History*, dem Sammeln historischen Wissens mittels der Durchführung und Interpretation von Interviews, zu diskutieren. Der Artikel basiert auf einer weitgehend redigierten und erweiterte Fassung eines Konferenzbeitrags, der auf dem *Ersten Europäischen Keltologenforum* an der Universität Trier, Deutschland, im Sommer 2013 gehalten wurde.[1] Anlass für die theoretische und methodische Diskussion zu *Oral History* gab damals die Sicherstellungsanordnung von Interviews, die von Seiten der britischen und US-Jurisdiktionen 2011 gegen das *Boston College Belfast Project*, dessen Leiter Ed Moloney und einem der daran beteiligten Wissenschaftler, Anthony McIntyre, eingingen. Bei dem Projekt handelt es sich um eine *Oral-History*-Studie, in deren Verlauf rund vierzig republikanische und loyalistische Aktivistinnen und Aktivisten interviewt wurden. Den Interviewten wurde versichert, dass die Gesprächsmitschnitte bis nach deren Tode versiegelt in der *Burns Library* des *Boston College* aufbewahrt werden würden.[2] 2010 erschienen schließlich erste Veröffentlichungen über den Belfaster IRA-Aktivisten Brendan Hughes und den Gründer der *Progressive Unionist Party* und ehemaligen *Ulster Volunteer Force*-Gefangenen David Ervine (Moloney 2010). Am 18. Februar 2010 veröffentlichte die Belfaster Tageszeitung *Irish News* ein Interview mit dem ehemalige IRA-Mitglied Dolours Price, in dem diese über Inhalte ihrer Interviews im Rahmen des Projekts sprach (Morris 2010).

1 Überarbeitete Versionen bzw. Auszüge dieses Artikels wurden ebenso im Rahmen des Workshops *Cultural Memory and Oral History in Global Perspective* am 10.-11. März 2016, Emeroteca, Badia Fiesolana, Florenz, Italien, und auf der 3. *International Federation for Public History Annual Conference* (IFPH-FIHP), Universidad de Los Andes, Bogotá, Kolumbien, 7.-9. Juli 2016 vorgestellt.

2 Für ausführliche Hintergründe zum *Boston College Belfast Project* sowie den akademischen Debatten im Zuge der juristischen Sicherstellungsanordnung, siehe: *Boston College Subpoena News*, https://bostoncollegesubpoena.wordpress.com/; Kevin Cullen: „In Belfast, the gunmen, the shadows, the damage done: BC exercise in idealism reopened old wounds“, *Boston Globe*, 6. Juli 2014; Beth McMurtrie: ‘Secrets From Belfast‘, The Chronicle of Higher Education, 26. Jänner 2014, http://chronicle.com/interactives/belfast; Patrick Radden Keefe: ‘Where the Bodies are Buried’, *New Yorker*, 16. März 2015, http://www.newyorker.com/magazine/2015/03/16/where-the-bodies-are-buried.

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.12

Diese Veröffentlichungen führten dazu, dass von Seiten der britischen Regierung juristische Forderungen bei der *Burns Library* eingingen. Darin wurde die Herausgabe der Interviews verlangt, um diese für die Aufklärung „historischer Kriminalfälle" heranziehen zu können (Palys/Lowman,2012). Seither hat eine akademische Debatte über den Nutzen mittels Interviews generierter Quellen, der Frage nach der Integrität und Validität anonym veröffentlichter Interviewauszüge und der juristischen und ethnischen Problematik des Schutzes der Interviewpartner im angel-sächsischen Raum, im Besonderen in Irland und den USA, eingesetzt (George 2013; King 2014; Lowman/Palys 2012, 2014; O'Donnell 2012).

Gleichzeitig warf ein weiteres Forschungsprojekt, ebenfalls basierend auf Interviews mit irischen Republikanern, weitere ethische Fragen im Umgang mit Quellen und Informanten auf. Es handelt sich dabei um das Projekt *A Theoretical and Empirical Assessment of the Membership, Stategies and Tactics of Dissident Irish Republican Organisations*. In diesem Projekt, durchgeführt von Jonathan Tonge von der Universität Liverpool, wurden über achtzig militante Republikaner, die den Friedensprozess und die derzeitige Politik von *Sinn Féin* ablehnen, interviewt. Während der Durchführung der Interviews kam an die Öffentlichkeit, dass in dem Projektantrag angegeben wurde, die gewonnenen Daten direkt britischen Geheimdiensten wie namentlich *MI5*, *MI6* oder *Scotland Yard* zur Verfügung zu stellen. Daraufhin setzte eine weitere Debatte über das Verhältnis von akademischer Forschung und Sicherheitsapparaten sowie allgemein der ethischen Frage des Umgangs mit akademisch gewonnenen Informationen ein, eine Debatte, die vor allem auf Fachkonferenzen und Blogs geführt wurde.[3]

Die beiden Debatten um die Forschungsprojekte am *Boston College* und der Universität Liverpool haben nicht nur zentrale wissenschaftstheoretische Fragen aufgeworfen, sondern thematisierten in der akademischen Community die Frage nach dem Sammeln von bzw. dem Umgang mit solcherart sensiblem Datenmaterial. Mit „sensiblem Datenmaterial" sind Informationen gemeint, die Wissenschaftler im Rahmen ihrer Forschung erheben und deren Inhalt während der Durchführung des Forschungsprojekts oder danach strafrechtlich relevant sein können. Die nordirische Regionalregierung in Belfast reagierte auf diese Entwicklungen im Laufe des Jahres 2015 schließlich mit dem Vorhaben, selbst ein *Oral History Archive* (OHA) erstellen zu wollen mit dem Ziel, Erinnerungen an den Nordirlandkonflikt zu sammeln. In direkter Konsequenz aus den Erfahrungen mit dem *Boston College Belfast Project* heißt es jedoch im *Stormont House Agreement* vom September 2015:

3 Für nähere Informationen zum erwähnten Projekt an der Universität Liverpool und der daraus folgenden Debatte siehe u.a. Mark Hayes/Anthony McInytre: „The Liverpool University Research Project on ‚Dissident' Irish Republicanism – Working for the British State?", *The Pensive Quill*, 6. Oktober 2014, http://thepensivequill.am/2014/10/the-liverpool-university-research.html; Mark Hayes/Anthony McIntyre: „Something Rotten In The State Of Liverpool", *The Pensive Quill*, 13. November 2015, http://thepensivequill.am/2015/11/liverpool-university.html; Dieter Reinisch: „Contested Memories, Oral History, and the Northern Irish Conflict", 2. März 2016, https://me.eui.eu/dieter-reinisch/blog/contested-memories-oral-history-and-the-northern-irish-conflict sowie die Antwort von Kevin Bean: „The ESRC Irish Republican 'Dissident' Project: Setting the Record Straight", 8. Juli 2015, https://theirishrevolution.wordpress.com/2015/07/08/kevin-bean-on-the-esrc-irish-republican-dissident-project-setting-the-record-straight/.

> *The OHA will not be exempt from any court order served for the release of information in an oral history held by the archive, including requests for disclosure in relation to criminal investigations. Nor will it be exempt from any statutory duty to report crimes (NIO, 2015, 31 f.)*

Da im *Stormont House Agreement* ausdrücklich formuliert ist, dass die gesammelten und archivierten Daten dazu verwendet werden können, „um Verbrechen zu berichten", wird bei diesem Projekt von Beginn an kein Wert darauf gelegt, wissenschaftliche Integrität zu gewährleisten. Beobachter wie Ed Moloney riefen daher dazu auf, dieses Projekt zu boykottieren.[4]

Aus Anlass dieser Debatte um die Rolle der Wissenschaft im Umgang mit sensiblen Daten und dem Erbe des Nordirlandkonflikts wird dieser Beitrag Überlegungen formulieren, wie sensible Daten aufgenommen werden können, um den Schutz der Quellen zu gewährleisten. Es handelt sich bei diesem Beitrag um eine Diskussionsgrundlage, die einen Einstieg in diese Problematik geben soll. Dazu werden anhand einer Fallstudie über die irisch-republikanische Frauenorganisation *Cumann na mBan* methodische Ansätze zur Durchführung von narrativen Experteninterviews gegeben, die sensible, d.h. strafrechtlich relevante Daten sammeln. Die hier angewendete Methode wurde von mir in den letzten Jahren entwickelt und anhand mehrerer Forschungsprojekte zur modernen irischen Geschichte adaptiert.[5]

Für die hier dargestellte Forschungsarbeit über *Cumann na mBan* wurden fünfundzwanzig Interviews mit (ehemaligen) Mitgliedern einer als terroristisch bezeichneten Organisation durchgeführt. Der Artikel konzentriert sich auf die Beschreibung der Vorbereitung und Durchführung der Interviews sowie den Schutz der Quellen, und zwar sowohl der Interviewmitschnitte wie auch der Interviewpartnerinnen. Damit wird ein Beitrag geliefert, der zur Klärung der Frage beitragen soll, wie zeithistorische Forschung im *violent field* durchgeführt werden kann (Della Porta 2013; Malthaner 2014; White 1993). Dabei soll deutlich werden, auf welche Probleme, aber auch Chancen, Forscherinnen und Forscher stoßen, wenn sie im Rahmen ihrer Feldforschung das *violent field* betreten (White 1993: 179-188; 2000, 2007). Die detaillierte Beschreibung des Feldzugangs und der Sicherung der Quellen sollen eine methodische Grundlage für die weitere Debatte über die zukünftige Rolle der *Oral History* in der Erforschung des Nordirlandkonflikts bieten.

Cumann na mBan ist eine Organisation, die während des Nordirlandkonflikts aus unterschiedlichen Gründen keine Stellungnahmen veröffentlichte – mit Ausnahme zweier Erklärungen aus den Jahren 1969 und 1986, auf die im Folgenden noch eingegangen wird – noch interne Dokumente abfasste. Die diesem Beitrag zugrunde liegende Fallstudie diente vorrangig dem Ziel, erstmals eine größere Menge an Information über die Organisation zu sammeln. Diese Sammlung und Veröffentlichung der Informationen bietet eine Grundlage für weitere Forschungsarbeiten auf diesem Gebiet. Da es keine Publikationen der Organisation gibt und auch von Seiten des briti-

---

4 Siehe: Ed Moloney, 'Stormont Oral History Archive Must Be Boycotted', The Broken Elbow, 28. September 2015, http://thebrokenelbow.com/2015/09/28/stormont-oral-history-archive-must-be-boycotted/; sowie: Dieter Reinisch, "Contested Memories, Oral History, and the Northern Irish Conflict", 2. März 2016, https://me.eui.eu/dieter-reinisch/blog/contested-memories-oral-history-and-the-northern-irish-conflict.

5 Für einen Überblick über meine aktuelle Forschung siehe: http://me.eui.eu/dieter-reinisch/.

schen Staates Aktivitäten unter „Women IRA“ subsummiert wurden, war die Befragung ehemaliger Mitglieder die einzige Möglichkeit zur Informationsgewinnung. Meine Methode bezeichne ich als „teilstrukturierte Interviewführung mit narrativen Sequenzen“. Es wird im folgenden Text neben der methodisch-theoretischen Debatte auch auf die Inhalte der Interviews eingegangen, vorrangiges Ziel ist jedoch die Erläuterung der Anwendung der Methode zur Gewinnung von Informationen über eine paramilitärische Organisation. Die Informationen über das Feld, die Interviewpartnerinnen und ihrer regionalen Verteilung dienen zur Veranschaulichung der Arbeitsweise. Der vorliegende Beitrag dient somit nicht der inhaltlichen Analyse; diese ist an anderen Stellen nachzulesen (Ní Chathmhaoil/Reinisch 2014; Reinisch 2013, 2016a, 2016b, 2017). Mittels einer Fallstudie zur irisch-republikanischen Frauenorganisation *Cumann na mBan* während des Nordirlandkonflikts bietet der Artikel eine Diskussionsgrundlage zur Frage der Erforschung paramilitärischer und klandestiner Organisationen.

Der Beitrag ist in fünf Teile untergliedert. Zunächst wird ein Überblick über Geschichte und Forschungsstand zu *Cumann na mBan* geboten. Daran anschließend wird meine Interviewmethode vorgestellt. Der dritte Teil bietet einen Einblick in die Arbeit im *violent field*. Im vierten Teil werden ausgewählter Teilergebnisse der Interviews vorgestellt wie die Tätigkeitsfelder der Organisation, die Rolle ihrer Aktivistinnen während der Spaltung der irisch-republikanischen Bewegung 1986 sowie die Sicht der interviewten Frauen auf ihre eigene Organisation. Dies wird von kurzen Schlussbemerkungen abgerundet.

2. *Cumann na mBan* und die irisch-republikanische Bewegung

Die moderne Republikanische Bewegung in Irland ist eine Sammelbewegung verschiedener Organisationen. Darunter fallen unter anderem die bewaffnete Organisation *Óglaigh na hÉireann*, auch bekannt unter *Irische Republikanische Armee* (IRA), die politische Partei *Sinn Féin*, die Jugendorganisation *Na Fianna Éireann*, die Frauenorganisation *Cumann na mBan* sowie diverse Gefangenenhilfsorganisationen. *Cumann na mBan*, was ins Deutsche schlicht mit „Organisation der Frauen“ übersetzt werden kann, wurde am 2. April 1914 von rund einhundert Frauen in Dublin gegründet. Während des Osteraufstandes von 1916 spielten ihre Aktivistinnen eine wichtige Rolle in der Versorgung, Verpflegung, Ersten Hilfe und der Überbringung von Nachrichten. Es war ihnen jedoch nicht gestattet, aktiv an Kampfhandlungen teilzunehmen. Nach dem Aufstand von 1916 erfuhr *Cumann na mBan* wie alle republikanischen Organisationen einen enormen Mitgliederzuwachs. Nach dem Ende des irischen Unabhängigkeitskrieges bestand sie nach Berechnung von Cal McCarthy aus knapp 12.000 Frauen (McCarthy 2007: 164 f.). Nachdem *Cumann na mBan* keinen direkten Einfluss auf die Friedensverhandlungen hatte, spaltete sich die Gruppe an der Frage, ob der Friedensvertrag von 1922 und die Teilung Irlands akzeptieren werden sollten. Das Waffenstillstandsabkommen, welches den auf die Spaltung des Landes folgenden irischen Bürgerkrieg 1923 beendete, fand ebenfalls ohne Einbeziehung von *Cumann na mBan* statt, obwohl die Organisation zuvor gebeten hatte, in alle militärischen Entscheidungen miteinbezogen zu werden. Damit begann auch der organisatorische Niedergang, der mit dem Verlust an politischer und gesellschaftlicher Einflussnahme einherging (Matthews 2010, 2012; McCarthy 2007; Reinisch 2017; Ward 1983).

Aus einer Organisation von über 10.000 militanten Frauen, die gewillt war, den bewaffneten Kampf für die Unabhängigkeit Irlands zu unterstützen, war binnen weniger als zwei Jahrzehnten eine Frauenorganisation geworden, die sich auf den Verkauf von Osterlilien und Zeitungen beschränkte. Ihre militärische und versorgungstechnische Rolle hatte sie nahezu gänzlich verloren. Selbst in der marginalisierten Republikanischen Bewegung der 1940er und 1950er Jahre spielte sie nur eine Nebenrolle. Während der IRA-Kampagne gegen britische Verwaltungseinrichtungen im Norden, der sogenannten *Operation Harvest* von 1956 bis 1962, leistete *Cumann na mBan* nach heutigem Kenntnisstand nur einen marginalen Beitrag (Keenan-Thomson 2010: 19-60; Reinisch 2017).

Mitte der 1960er Jahre reorganisierte sich die Republikanische Bewegung und damit auch *Cumann na mBan*. Als es immer wieder zu gewaltsamen Zusammenstößen zwischen der nordirischen Bürgerrechtsbewegung und radikalen Unionisten kam, stießen neue Rekrutinnen zur Organisation. Mit dem offenen Ausbruch des nordirischen Bürgerkriegs kam es schließlich zu einem sprunghaften Anstieg der Mitgliederzahlen. Im Zuge der entflammenden Auseinandersetzungen zwischen Nationalisten und Unionisten im Norden spaltete sich 1969/70 die Republikanische Bewegung in einen traditionellen, irisch-nationalistischen Teil und einen links-reformistischen, an der Sowjetunion orientierten Teil. *Cumann na mBan* unterstützte Ersteren, der sich unter der Leitung des so genannten *Provisional Army Council*, daher der Name *Provisionals IRA* und *Provisional Sinn Féin*, formierte. Von diesem Zeitpunkt an bis 1986 war die Frauenorganisation somit Teil des *Provisional Republican Movement*, bis sich dieses an der Frage der Annahme von Parlamentssitzen im irischen Parlament, *Dáil*, abermals spaltete und *Cumann na mBan* dem *Provisional Army Council* die Unterstützung entzog (Ní Chathmhaoil/Reinisch 2014).

Die Historiographie zu *Cumann na mBan* nach dem Ende des irischen Bürgerkriegs 1923 ist kaum ausgeprägt. Liegen zu der Phase von der Gründung der Organisation bis Mitte/Ende der 1920er Jahre mehrere aktuelle Studien vor, finden sich über die folgenden achtzig Jahre nur wenige Arbeiten. Über die Gründungsphase von *Cumann na mBan* existierten lange Zeit zwei Standardwerke. Zum einen die Arbeit *Cumann na mBan and the Women of Ireland* (Conlon 1969) und zum anderen jene von Margaret Ward aus dem Jahr 1983. Während sich Conlon mit der Geschichte der Organisation bis 1923 befasste, bezog Ward in *Unmanageable Revolutionaries* auch noch die Zeit bis in die 1940er Jahre mit ein. Wie Anfangs erwähnt, besserte sich in den vergangenen Jahren die Erkenntnislage zur Frühphase von *Cumann na mBan* dank mehreren Monographien (Matthews 2010, 2012; McCarthy 2007), Dissertationen (Earles 2009; McCallum 2005) und Quellensammlungen (Brady et al. 2011; Ward 1995) merklich.

Die diesem Beitrag zugrunde liegende Fallstudie ist die erste Forschungsarbeit, die sich explizit mit der Geschichte von *Cumann na mBan* nach dem Zweiten Weltkrieg und der Rolle der Organisation während des Nordirlandkonflikts beschäftigt. Daneben liegen mehrere Forschungen zu Frauen während des Nordirlandkonflikts (Aretxaga 1997; Keenan-Thomson 2010; Pickering 2002; Ward 2004.), politischen Aktivistinnen in Gefangenschaft (Conlon 2016; Corcoran 2004, 2006; McAuliffe/Hale 2010) und Frauen in der IRA bzw. der Republikanischen Bewegung (Gilmartin 2015; O'Keefe 2013; Power 2010; Quoirin 2011; Talbot 2004; Wahidin 2016) vor. Einen weiteren wertvollen Komplex der wissenschaftlichen Literatur zum Thema bilden die

vergleichenden Untersuchungen zwischen (paramilitärischen) Aktivistinnen in Irland und Sri Lanka (Alison 2009) bzw. Indien (Banerjee 2012).

Das Faktum, dass es nahezu keine wissenschaftliche Forschung über *Cumann na mBan* nach dem Zweiten Weltkrieg gibt, gepaart mit der Tatsache, dass die Organisation selbst aus Sicherheitsgründen, wie in den Interviews immer wieder erwähnt wurde, weder interne Dokumente anfertigte noch Druckschriften ab 1970 veröffentlichte, verunmöglicht eine Darstellung der Organisationsgeschichte auf Basis von Archivquellen und Fachliteratur. In dieser Situation bleibt dem Forscher als einzige Möglichkeit zur Nachzeichnung der Geschichte von *Cumann na mBan* während des Nordirlandkonflikts die Generierung von Wissen mittels Interviews (Reinisch 2016a, 2016b, 2017). Um es mit den Worten von Stefan Malthaner zu sagen: „Field research, in some way, is most valuable where it is most difficult" (Malthaner 2014). Ähnliche Erfahrungen hat auch Robert White gemacht, der meint, dass „the best research on small-group political violence is undertaken by researchers who, on some level, interact with the people being researched" (White 2000: 100). Und auch in meinem Forschungsprojekt erwies sich die Durchführung qualitativer Interviews mit ehemaligen Aktivistinnen als überaus fruchtbar.

3. Das narrative Experteninterview

Bei der hier angewandten Methode handelt es sich um das leitfadengestützte Experteninterview mit narrativen Sequenzen (Della Porta 2014a). Dabei wird, im Idealfall basierend auf Literatur- und Archivrecherche, zunächst eine Forschungsfrage entwickelt. Zur Beantwortung dieser wird ein teilstrukturierter Leitfaden erstellt, der mittels narrativer Sequenzen dem Interviewpartner Raum lässt, das Gespräch selbst in eine thematische Richtung zu lenken. Durch Leitfragen wird nach jeder abgeschlossenen, narrativen Sequenz das Interview wieder zurück zum Forschungsinteresse des Interviewers gelenkt (Della Porta 2014b). Bei den einleitenden Fragen wird ein Fokus auf die Biographie des Interviewpartners gelegt, was – abhängig von der Forschungsfrage – ein Aspekt der späteren Interpretation ist (Bosi/Reiter 2014).

Im Folgenden soll nun diese skizzierte Interviewmethode anhand des Fallbeispiels „*Cumann na mBan* und Frauen in der Republikanischen Bewegung während des Nordirlandkonflikts" näher erläutert werden. Die durch das Forschungsprojekt zu beantwortende Forschungsfrage war, ob sich die Rolle der Frauen innerhalb der Republikanischen Bewegung während des Nordirlandkonflikts veränderte und wenn ja, wie und unter welchen Umständen sie sich veränderte. Basierend auf den Ergebnissen der Archivrecherchen in der *Northern Ireland Political Collection* der Linen Hall Library in Belfast, dem University College Dublin und mehreren privaten Archiven in Dublin, Belfast und Limerick wurden leitfadengestützte Experteninterviews mit narrativen Sequenzen mit fünfundzwanzig ehemaligen Aktivistinnen von *Cumann na mBan* geführt (Bosi/Reiter 2014). Als Expertinnen waren ausschließlich Frauen ausgewiesen, die zu irgendeinem Zeitpunkt nach 1969 Mitglied von *Cumann na mBan* oder der *Provisional IRA* waren. Der Leitfaden war teilstrukturiert und orientierte sich an mehreren Leitfragen, zu denen Unterfragen erarbeitet wurden (Bogner/Littig/Menz 2005; Gläser/Laudel 2009). So ergaben sich einzelne Fragenkomplexe zu unterschiedlichen Themenbereichen. Am Ende jedes dieser Themenblöcke wurde der Interviewpartnerin durch eine offene, eine Erzählung generierende Frage die Möglichkeit

gegeben, selbst das Gespräch in eine für sie relevante Richtung zu lenken (Küsters 2009; Rosenthal 2005: 125-160). Sobald dieser narrative Teil beendet war, wurde mittels einer neuen Leitfrage der nächste Themenblock eingeleitet und so das Interview zum vorgefertigten, offenen Leitfaden zurückgebracht.

Nach Abschluss der vollständigen Transkription der Interviews wurde, sofern dies notwendig und für die Interviewpartnerinnen möglich war, in einer zweiten Fragerunde ein Nachfragen und Präzisieren der Antworten aus der ersten Fragerunde ermöglicht. Im Anschluss daran wurden die Interviews kategorisiert und inhaltlich verglichen. Dabei wurden die Biographien der einzelnen Interviewpartnerinnen während des gesamten Analyseprozesses miteinbezogen. Außerdem wurde die Möglichkeit einer Adaptierung der Kategorien bis zum Ende hin offen gehalten, um so eine frühe Reduktion der Interviews auf ein vorgefertigtes Raster zu vermeiden. Hier unterscheidet sich die gewählte Auswertungsmethode deutlich von der in den (vor allem österreichischen) Sozialwissenschaften weit verbreiteten Technik der Mayringschen *Qualitativen Inhaltsanalyse* (Mayring 2010). Gleichzeitig können Einzelfälle in den Interviews erhalten bleiben, die, sofern diese für die Beantwortung der Forschungsfrage interessant und aussagekräftig sind, in der Arbeit ausgewiesen sind. Im Anschluss wurden die Ergebnisse der Interviews mit dem gewonnenen Archivmaterial und der bestehenden Fachliteratur verglichen und interpretiert.

Bei der Erstellung des Leitfadens und dem Beginn der Durchführung der Interviews mussten bestimmte Punkte bedacht werden. *Cumann na mBan* ist eine geheime Organisation, die britische Regierung listet sie bis heute als „Domestic Terrorist Group". Daher sind in der Regel keine internen Dokumente erhalten; allenfalls finden sich solche in privaten Sammlungen und Archiven, nicht jedoch in öffentlich zugänglichen Archiven und Institutionen. Ebenso wurden keine öffentlichen Schriften wie Broschüren, Flugblätter, Flugschriften oder anderes Agitations- und Propagandamaterial hergestellt (Reinisch 2016a). Saoirse, ein Mitglied von *Cumann na mBan* aus Belfast berichtet:

> Cumann na mBan *never published anything. The men always wanted to explain everything to the media. But the women are different. We only published statements when we thought it was really necessary, that was in 1969 and 1986. The women never said anything nor published anything. That was for security reasons. We didn't want to put our members into any danger. This is why only few of our members were arrested. Because the women know not to talk.*[6]

Diese Beobachtung wurde auch von Bloom et al. im Zuge von Forschungen zu Frauen in irisch-republikanischen, paramilitärischen Organisationen gemacht:

> *Women themselves have been, for the most part, reluctant to meet with and speak to researchers about their experiences. According to one interviewee, there is a sense that women have actually preferred to remain behind the scenes (Bloom/Gill/Horgan 2012: 81).*

6 Saoirse, (former) member of *Cumann na mBan* from Belfast; April 8, 2010, Belfast.

Des Weiteren ist zu beachten, dass externe Quellen nicht zwischen Aktivistinnen der *Provisional IRA* und von *Cumann na mBan* unterscheiden. So subsummieren etwa die *Cutting Files* des *Northern Ireland Office* jegliche Materialien, die mit paramilitärischen Aktivitäten von republikanischen Frauen in Zusammenhang stehen, unter dem Begriff „Women IRA". Eine nachträgliche Differenzierung ist oft schwer bis gar nicht möglich (Reinisch 2013). Auch ist zu bedenken, dass Aktivistinnen aufgrund diverser Gründe unwillig sind, mit Außenstehenden über ihre paramilitärische Vergangenheit zu sprechen. Und als letzter Punkt sei nochmals darauf hingewiesen, dass der Forscher die Sicherheit seiner Quellen und Informantinnen, d.h. der Interviewpartnerinnen und der Interviewmitschnitte, sowie Transkripte, garantieren muss.

Um die Interviewpartnerinnen vor etwaiger juristischer Verfolgung von Straftaten, die in den Interviews erwähnt werden, zu schützen, ist es notwendig, einerseits die Mitschnitte sicher zu verwahren und andererseits derartige Taten nicht in Publikationen zu erwähnen oder zu zitieren (Milan 2014). Dies kann mitunter eine mangelhafte oder selektive Verwendung der Interviews erfordern und so die Beantwortung der Forschungsfrage kompromittieren. Ein Schutzmechanismus, der die vollständige Verwendung des Interviewmaterials erlaubt, besteht darin, alle in den Interviews erwähnten Personen sowie die Interviewpartnerinnen selbst zu anonymisieren. Dies wurde in der Forschungsarbeit zu *Cumann na mBan* getan. Obwohl die Verwendung von Pseudonymen in der Anthropologie und Soziologie üblich ist, wird diese Methode in der *Oral History* zumeist abgelehnt. Dies geschieht mit dem Argument, dass die Datenerhebung ohne Kenntnis der Identität der Interviewten nicht wiederholbar und für Außenstehende verifizierbar sei. Obwohl dies ein wissenschaftlich nachvollziehbares und verständliches Argument ist, muss von diesem Grundsatz des empirischen Forschens in Ausnahmefällen, wie eben der Gefahr der Strafverfolgung aufgrund des Gesagten, Abstand genommen werden. Denn ohne Anonymisierung der Interviews, also die Verwendung von Pseudonymen und die Verschleierung von Orts- und Zeitangaben, wäre es gar nicht möglich, das Interview durchzuführen und daher die Informationen zu gewinnen (Della Porta 2013; White 1993, 2000).

In der Tat ist die Verwendung von Pseudonymen der *Oral History* nicht unbekannt. So wurden in den Erstausgaben der Fallstudie von William Allen zur Machtergreifung der Nazis und Theodore Rosengartens biographische Studie zur Rassentrennung im US-Süden ebenfalls Pseudonyme verwendet; beide Bücher wurden später jedoch mit den richtigen Namen der Interviewpartner wiederveröffentlicht (Allen 1965; Rosengarten 1974). Dennoch wird, wie Di Leonardo schreibt, die Unterscheidung zwischen Anthropologie und *Oral History* oft genau an diesem Punkt angesetzt:

> *Related to this distinction is the ethnographic tradition of sheltering the privacy of informants through the use of pseudonyms (often extending to falsifying place names), while oral historical materials are intended for the public record. Anthropologists tend to seek private data from informants, information that might be harmful or embarrassing if revealed; they also document behavior patterns of which informants themselves may be unaware (Di Leonardo 1987: 5).*

Gleichzeitig mit der Heranziehung anthropologischer Handwerkszeuge in den historischen Wissenschaften seit den letzten Jahrzehnte, dem *Anthropological Turn*, soll in

Anknüpfung an Di Leonards Essay auch dieser Beitrag helfen, die methodische und theoretische Spaltung zwischen der Anthropologie und der *Oral History* etwas zu verringern.

4. Das Forschungsfeld: *the violent field*

Die Erforschung militärischer Organisationen konfrontiert den Forscher mit mehreren Hindernissen, die bei der Erstellung des Leitfadens, der Kontaktaufnahme und der Durchführung der Interviews zu beachten sind (White 1993). Um Informationen zu bekommen, muss die Aktivistin Vertrauen zum Interviewer aufbauen. Dieses aufgebaute Vertrauen kann jedoch bei falscher Fragenwahl im Verlauf des Interviews wieder zerstört werden. So darf nicht direkt gefragt werden, ob die Person Mitglied einer illegalen Organisation war oder ist (Patai 1987). Daher soll im Folgenden kurz auf einige dieser möglichen Gefahren in der Interviewvorbereitung und -durchführung eingegangen werden (Malthaner 2014).

4.1 Vorüberlegungen

White betont, dass zwei Punkte die Erforschung politischer Gewalt einschränken: Erstens ist die Sicherheit des Forschers in größerer Gefahr als bei anderen Studien, und zweitens sind militante Aktivisten oftmals nicht willens, ihre Aktivitäten mit Außenstehenden zu besprechen (White 1993). Doch wie bei Whites Studie konnte auch im vorliegenden Fall durch intensive Vorbereitung und die Vermeidung möglicher Gefahrensituationen das Sicherheitsrisiko minimiert werden. Dazu White:

> *Die persönliche Erfahrung bestätigte, dass bereits durch ein geringes Maß an Vernunft, die Sicherheit des Sozialwissenschaftlers im gewalttätigen Feld nicht in Gefahr ist (White 1993: 179).*

Auch wurde durch ausreichende Vorbereitung ersichtlich, dass Aktivistinnen nicht alle Themen als problematisch ansehen (Patai 1987).

4.2 Betreten des Feldes

Bei der Erforschung terroristischer, krimineller und/oder geheimer Organisationen durch Interviews mit internen Experten muss das Feld mit Hilfe von Kontaktpersonen betreten werden. Kontaktpersonen sind zumeist Personen, die nicht direkt in der Organisation aktiv sind oder aus diversen Gründen ihre Aktivität aufgegeben haben, aber aufgrund ihrer Stellung zur Organisation guten Einblick in die Organisation haben, mit internen Arbeitsabläufen und Entscheidungsprozessen vertraut sind, zentrale Personen mit Entscheidungsgewalt kennen und über das gesellschaftliche und mediale Maß hinaus weitergehende Informationen über die Organisation geben können. Diese Kontaktpersonen müssen möglichst gut über das Forschungsinteresse, die wissenschaftliche Vita und das persönliche Interesse des Forschers informiert werden. Außerdem wollen sie zumeist wissen, wie der Wissenschaftler plant, die in den Interviews generierten Informationen zu verwerten. Über die Kontaktperson wird das erste Vertrauen zur Organisation und möglichen späteren Interviewpartnerinnen aufgebaut. Wie intensiv sich der Austausch mit der Kontaktperson gestaltet, ob diese nur Kontakt zur Organisation herstellt oder ob einzelne Kontaktpersonen den gesamten Verlauf

der Forschung begleiten, hängt sowohl von der Art der untersuchten Organisation als auch von der Kontaktperson ab. Vor allem in der Anfangsphase der Forschungsarbeit sind derartige Kontaktpersonen von zentraler Bedeutung, da ohne ihr Einverständnis ein Betreten des Feldes zumeist nicht möglich ist. Im späteren Verlauf der Forschungstätigkeit können sie das weitere Betreten des Feldes auch erheblich erschweren oder gar verhindern.

In der vorliegenden Studie dauerte der Prozess von der ersten Kontaktaufnahme über eine Kontaktperson bis zur Durchführung des ersten Interviews neunzehn Monate. So wurde eine bereits persönlich bekannte Kontaktperson im März 2008 schriftlich kontaktiert und gefragt, ob diese mithelfen könne, an Interviewpartnerinnen aus den Reihen von *Cumann na mBan* Kontakt aufzunehmen. Im April desselben Jahres gab es ein erstes persönliches Treffen mit weiteren Personen, die über die Kontaktperson vermittelt wurden und die direkten Kontakt zur Frauenorganisation hatten. Vom Einverständnis der nationalen Leitung von *Cumann na mBan*, dass eine Forschungsarbeit getätigt werden kann, bis zur Festsetzung und Durchführung des ersten Interviews dauerte es noch bis Dezember des darauffolgenden Jahres. Die über eineinhalb Jahre von der ersten Kontaktaufnahme bis zur Durchführung des ersten Interviews wurden zur Archiv- und Literaturrecherche genutzt. Es gab zwei zentrale Ansprechpartner in Dublin und Belfast, die während des gesamten Interviewprozesses mögliche Interviewpartnerinnen vermittelten.

Obwohl es notwendig war, die Leitung von *Cumann na mBan* um Erlaubnis zur Erforschung der neueren Organisationsgeschichte zu bitten – ohne eine solche wäre es sehr wahrscheinlich gewesen, dass ein Betreten des Feldes von der Organisation selbstverhindert worden wäre –, wurde von dieser Seite in keinem Stadium des Forschungsprozesses versucht, Einfluss auf die wissenschaftliche Arbeit zu nehmen. Somit konnte die wissenschaftliche Integrität der Forschungsergebnisse gewahrt bleiben.

Um die Motivation für das Handeln der Interviewpartnerinnen verstehen zu können, wurde allen Gesprächen eine biographische Einleitung vorangestellt. In dieser wurde nach der familiären und regionalen Herkunft der Interviewpartnerinnen, insbesondere welche republikanischen Bindungen in ihrer näheren und weiteren Verwandtschaft vorherrschten, gefragt, wann und wieso sie aktiv in der Republikanischen Bewegung waren, über welchen Zeitraum und in welchen Regionen Irlands sie aktiv waren. Diese biographischen Informationen nahmen auch in der abschließenden Interviewinterpretation breiten Raum ein.

4.3 Zur Validität narrativ-biographischer Interviews

Die Aussagekraft und der Wahrheitsgehalt von narrativen Experteninterviews werden durch unterschiedliche Einflüsse und Neigungen beeinflusst. Darunter fallen die Interaktion zwischen dem Interviewer und der Interviewpartnerin, Erinnerungslücken und Gedächtnisverzerrungen sowie Gruppenprozesse und kulturelle Merkmale. Diese erschweren die Interpretation des Gesagten und müssen daher während der Auswertung der Interviews erkannt und dementsprechend interpretiert werden (White 1993: 179-188).

Die Informationen, welche von der Expertin während des Gesprächs gegeben werden, hängen direkt mit der Wahrnehmung des Interviewers durch diese ab. So besteht einerseits die Gefahr des Maßschneiderns des Interviews auf den Interviewer,

andererseits der Erschwerung bis Hinderung der Forschungsarbeit durch die Gesprächspartnerin. Dies kann verhindert werden, indem sich der Forscher vor der Durchführung der Interviews klarmacht, in welcher Rolle er wahrgenommen werden möchte, als Co-Experte, Experte einer anderen Wissenskultur, Laie, Autorität, potentieller Kritiker oder Komplize (Bogner/Menz 2005: 50-60). Es können drei Gruppen von Erinnerungslücken festgestellt werden: das Vergessen als ein Mangel, Fakten wiedergeben zu können; die zeitliche Dislokation, bei der Ereignisse und Aktionen mit einem falschen Zeitpunkt bzw. -spanne in Zusammenhang gebracht werden; und schließlich die Verzerrung von Ereignissen zur Einpassung in ein konstruiertes Narrativ (White 1993).

Politische, insbesondere illegal operierende Organisationen entwickeln im Laufe ihrer Geschichte eine spezielle Analyse der Geschichte sowie der Tagespolitik. Es muss darauf geachtet werden, ob die Gesprächspartnerin ihre eigenen Erfahrungen und Sichtweisen wiedergibt oder ob sie einer von der Gruppe oktroyierten Interpretation der Ereignisse folgt. Hierfür möchte ich eine Geschichtsinterpretation eines langjährigen Mitgliedes von *Cumann na mBan* als Beispiel anführen. Die Interviewpartnerin stammt aus der Gegend von Dublin und wurde als junges Mädchen Ende der 1940er Jahre Mitglied der Mädchenorganisation *Cumann na gCáilíní*. In ihrer Schilderung der Rolle von *Cumann na mBan* innerhalb der irisch-republikanischen Bewegung erwähnt Ashley:

> Cumann na mBan *didn't side with anyone. That's not the way to do things. If [the men] go on any particular road you come up beside them and you go with them and you help each other. And that's the only way for progress. If you are happy with what you see, you come along and you work with them. If you both are on the one line, you walk together. We didn't side with the men; the women (Cumann na mBan, Anm. DR) were always there.*[7]

In diesem Zitat wird von einem weiblichen Mitglied der irisch-republikanischen Bewegung, die im Laufe des 20. Jahrhunderts durch zumindest sieben größere Spaltungen ging, *Cumann na mBan* als jene Organisation dargestellt, die als einzige Konstante ihren Grundprinzipien seit der Gründung treu geblieben sei – im Gegensatz zu allen anderen Organisationen, die sich immer wieder von diesen Prinzipien entfernten und daraufhin sich spalteten (Bell 1997; Morrison 2013). Ebenso muss bei jedem Interview untersucht werden, ob die geschilderten Ereignisse in eine heute politisch korrekte Interpretation der Geschehnisse verpackt werden, die sich erst nach der Vollendung der erzählten Begebenheiten entwickelt hat.

Im besonderen Fall des Nordirlandkonflikts kommt es immer wieder zu Ereignissen, die Einfluss auf die Forschung allgemein und die Gesprächsverläufe im Besonderen nehmen können. Diese waren in der konkreten Untersuchung die juristischen Schritte gegen das Anfangs genannte *Boston College Belfast Project* sowie die Nichtkooperation zum Zwecke der Behinderung der Forschungsarbeit durch Dritte. Auch in Bezug auf diese äußeren Ereignisse, die über Medien und private Gespräche die Interviewpartnerinnen beeinflussten, muss in der Interpretation Rücksicht genommen

7 Ashley, (former) member of Cumann na mBan from Dublin; 25. November, 2009, Dublin.

werden. Der Forscher muss somit ausreichende Kenntnis der aktuellen Tagespolitik besitzen, wenn ein Interviewtermin geplant ist.

4.4 Wortwahl der Fragestellungen

Wie angesprochen, kann nicht direkt gefragt werden, wann und warum eine Person Mitglied einer illegalen Organisation wurde. Da diese Frage natürlich von Relevanz für das Forschungsthema ist, musste sie umschrieben werden. So wurde etwa gefragt: „Können Sie mir kurz schildern, wann und wieso Sie Ihre politische Aktivität begannen?“, „Können Sie mir schildern in welchen Organisationen Sie zunächst aktiv waren?“, „Worin lagen die Gründe, dass Sie beschlossen Mitglied der Republikanischen Bewegung zu werden?“, oder „Waren Sie neben Ihrer Arbeit bei *Sinn Féin* auch in anderen republikanischen Organisationen aktiv?“ Diese Fragestellungen ermöglichten der Interviewpartnerin, über ihre Unterstützung bewaffneter, illegaler Organisationen zu sprechen, ohne sich durch die Antworten selbst in Gefahr zu bringen.

Nach einem autobiographischen Teil am Beginn der Interviews, der die Befragten nach Zeitraum und Region der Aktivitäten einzuordnen half, wurde eine Frage wie „Aus welchen Gründen, ganz allgemein, wurden Sie Mitglied der Republikanischen Bewegung?“ gestellt. Eine derartig allgemeine, nicht offensive Frage bot einen lockeren Einstieg in die Thematik des Republikanismus und ermöglichte Nach- und Nebenfragen, ohne als aggressiver, sich aufdrängender Interviewer zu erscheinen. Die Rolle des Interviewers war somit, in Anlehnung an White, die eines nicht argumentativen, unterstützenden Forschers, der es vermied, direkte Fragen zu stellen, und bei eigenen Erklärungen versuchte, möglichst neutral zu bleiben (White 1993: 179-188).

Um dies zu ermöglichen, wurde von Beginn an klar gemacht, dass bei dieser Forschung kein Interesse an derzeit aktiven Mitgliedern bewaffneter Organisationen besteht, sondern ausschließlich an ehemaligen Mitglieder aus der Zeit vor 1986. Es ging auch nicht um die Tätigkeit der Organisation selbst, sondern es sollte nach den Motiven für die Mitgliedschaft, die Biographien und Gründe für die Rekrutierung gesucht werden. Es wurde ebenso jede Person einzeln vor dem Interview gefragt, ob es möglich sei, während des Gesprächs Notizen zu machen und ob das Interview audiovisuell aufgezeichnet werden könnte. Bei jedem Interview wurde beiden Bitten stattgegeben.

5. Zusammensetzung des Feldes

Um den beschriebenen theoretischen und methodischen Zugang zu veranschaulichen und wie dies in konkrete Ergebnisse münden kann, sollen im Folgenden zunächst das Feld und in weiterer Folge Teilergebnisse der Forschung dargestellt werden. Ich werde zunächst den Rekrutierungszeitraum und die regionale Herkunft der Interviewpartnerinnen vorstellen. Des Weiteren werden drei Tätigkeitsfelder der Interviewpartnerinnen erläutert, ebenso die Rolle der Aktivistinnen während der Spaltung der irisch-republikanischen Bewegung am Beginn des Friedensprozesses. Abschließend soll die Sicht der republikanischen Frauen auf ihre eigene Organisation dargestellt werden. Die Präsentation dieser ausgewählten Teilergebnisse soll meine oben dargestellte methodisch-theoretische Forschungsarbeit veranschaulichen.

Von den fünfundzwanzig befragten ehemaligen Mitgliedern von *Cumann na mBan* kamen acht aus den sechsundzwanzig Grafschaften im Süden Irlands, siebzehn

aus den sechs Grafschaften im Norden. Dreizehn Frauen wurden Mitglieder der Republikanischen Bewegung vor der Spaltung von 1969/70, neun wurden Mitglieder nach dieser Spaltung. Bei den übrigen drei Aktivistinnen ist der Zeitpunkt des Eintritts in die Republikanische Bewegung nicht bekannt. Von den Frauen, die vor 1969/70 politisch aktiv wurden, waren ein Viertel aus den sechs Grafschaften, drei Viertel aus den sechsundzwanzig Grafschaften. Nach 1969/70 stieg der Prozentsatz der Frauen aus dem Norden auf knapp die Hälfte, gleichzeitig sank jener der Frauen, die aus den südlichen sechsundzwanzig Grafschaften in der Republikanischen Bewegung aktiv wurden. Das spricht dafür, dass es nach dem bewaffneten Ausbruch des Nordirlandkonflikts Ende der 1960er Jahre zu einem starken Zustrom von Frauen aus den direkt betroffenen Gebieten in die Organisation kam.

Von den befragten Frauen kam knapp die Hälfte aus einer Familie mit einem republikanischen Hintergrund. Dies bedeutet, dass beispielsweise die Mutter selbst in *Cumann na mBan* war, der Vater Mitglied der IRA war oder die Großeltern Veteranen des Unabhängigkeits- oder Bürgerkriegs waren. Keinen republikanischen Familienhintergrund wiesen weniger als ein Drittel der Frauen auf. Bei den anderen untersuchten Aktivistinnen ist der Familienhintergrund unklar. Auffällig ist, dass alle Frauen, die sich *Cumann na mBan* vor 1969 anschlossen, aus einer republikanischen Familie stammten. Im starken Kontrast dazu ist zu sehen, dass weniger als die Hälfte der Frauen, die sich nach 1970 der Organisation anschlossen, einen republikanischen Familienhintergrund aufzuweisen hatten.

5.1 Tätigkeitsfelder von Cumann na mBan

Aus den Erzählungen der Frauen konnten drei Tätigkeitsbereiche von Mitgliedern von *Cumann na mBan* herauskristallisiert werden:

Gruppe A: Diese Frauen arbeiteten offen und führten Großteils legale politische Arbeit aus wie Verkauf der republikanischen Zeitung *United Irishman*, später *An Phoblacht* bzw. *Republican News* in Belfast. Ebenso rekrutierten sie neue Mitglieder und organisierten die Jugendorganisation *Cumann na gCailíní* in der Mädchen bis 14, später bis 16 Jahren für eine Mitgliedschaft in *Cumann na mBan* ausgebildet wurden. Zusätzlich sammelten sie Gelder für die politischen Gefangenen und verkauften Osterlilien. Daneben stellten diese Frauen sichere Unterkünfte für IRA-Mitglieder auf der Flucht, sogenannte *safe houses* oder *billets*, zur Verfügung und kümmerten sich um diese Personen, indem sie ihnen Verpflegung, Kleidung, Geld und Zigaretten lieferten.

Gruppe B: Frauen, die unter diese Gruppe fallen, führten all jene Tätigkeiten aus, die auch von den Frauen in Gruppe A getan wurden. Zusätzlich arbeiteten sie als Kuriere von geheimen Nachrichten und überbrachten Waffen und Bomben aus dem Süden, wo diese gefertigt wurden, in den Norden, hier vor allem in die Grenzgebiete von Nord-Louth, Süd-Armagh, Fermanagh und West-Tyrone. Ebenso waren viele von ihnen aktiv in der Rekrutierung und dem Aufbau neuer Lokalverbände von *Cumann na mBan* in den sechs Grafschaften.

Gruppe C: Zur letzten Gruppe wurden jene Aktivistinnen gerechnet, die aktiv an Kriegshandlungen und dem bewaffneten Kampf teilgenommen haben.

Von den Interviewpartnerinnen konnten insgesamt fünf der Gruppe A zugeordnet werden. Davon waren zwei Frauen aus den sechsundzwanzig Grafschaften und drei Aktivistinnen aus den sechs Grafschaften. In Gruppe B wurden vier Aktivistinnen bei

gleichmäßiger Verteilung auf Norden und Süden zusammengefasst. In Gruppe C, Frauen, die aktiv am offenen Kriegsgeschehen teilgenommen haben, wurden acht Personen aufgenommen, die ausschließlich aus den sechs nördlichen Grafschaften kamen. Die restlichen acht Gesprächspartnerinnen, drei aus dem Süden und fünf Frauen aus dem Norden, konnten nicht eindeutig einer der drei oben beschriebenen Kategorien zugeteilt werden.

5.2 Die Spaltung der Republikanischen Bewegung 1986

Mit der Spaltung der Republikanischen Bewegung in *Provisional IRA* und *Provisional Sinn Féin* auf der einen Seite und *Continuity IRA* und *Republican Sinn Féin* auf der anderen Seite endete auch die Phase, in der *Cumann na mBan* loyal zum *Provisional Army Council* stand. Von den befragten Aktivistinnen blieben nach der Spaltung dreizehn Frauen bei *Cumann na mBan*, sieben Republikanerinnen waren zur Zeit der Spaltung bereits inaktiv, und fünf Aktivistinnen wurden nach der Spaltung Mitglieder der *Provisional IRA*. Erwähnenswert ist, dass von den Frauen, die nach der Spaltung die *Provisional IRA* unterstützten, nur eine aus den südlichen sechsundzwanzig Grafschaften kam.

Von den dreizehn Frauen, die vor 1969 Mitglieder der Republikanischen Bewegung wurden, waren nach der Spaltung neun weiterhin Mitglieder in *Cumann na mBan*, die restlichen vier waren 1986 bereits inaktiv. Es waren also von den Aktivistinnen, die nach 1986 bei *Cumann na mBan* blieben, knapp drei Viertel bereits vor 1969 Mitglieder der Republikanischen Bewegung. Signifikant ist, dass keine Republikanerin, die vor 1969 Mitglied wurde, sich der *Provisional IRA* nach der Spaltung 1986 anschloss (Reinisch 2016b).

5.3 Cumann na mBan *aus Sicht der republikanischen Aktivistinnen*

Im Folgenden soll kurz dargelegt werden, wie Aktivistinnen von *Cumann na mBan* ihre eigene Organisation charakterisierten. Dem soll gegenübergestellt werden, wie die Frauenorganisation von anderen Aktivistinnen der Republikanischen Bewegung, vor allem Frauen in der IRA, in den Interviews beschrieben wurde. Es kristallisierten sich aus den Schilderungen über *Cumann na mBan* drei Kategorien heraus. Bei diesen zeigte sich, dass die Beschreibungen über die Frauenorganisation sehr stark mit dem persönlichen Verhältnis der Republikanerinnen zu der Organisation zusammenhängen. So umfasst Kategorie A jene Frauen, die direkt Mitglieder von *Cumann na mBan* oder *Cumann na gCailíní* wurden und über die Jahre Mitglieder blieben. Die Aktivistinnen beschrieben in den Gesprächen die Organisation von einem republikanischen Blickwinkel aus. Ein zentrales Argument der Gesprächspartnerinnen, die unter diese Kategorie fallen, war, dass *Cumann na mBan* seit der Gründung immer die „republikanische Avantgarde“ gewesen sei (Respondentinnen 1.2, 1.6 oder 2.2).

Kategorie B umfasst Frauen, die entweder Familienangehörige in *Cumann na mBan* hatten oder zu einem Zeitpunkt selbst Mitglieder der Organisation waren, sich in späterer Zeit aber der IRA anschlossen. Diese Frauen erklärten mehrheitlich, dass sie in ihren republikanischen Aktivitäten dasselbe machen wollten wie die Männer. Ihrer Meinung nach sei dies jedoch nicht in einer unabhängigen, separaten Frauenorganisation möglich gewesen (Respondentinnen 1.8, 2.3, 3.1 oder 3.2). Sie betonen

daher, dass es notwendig gewesen sei, für gleiche Rechte und Pflichten für Frauen innerhalb der von Männern dominierten IRA zu kämpfen.

Kategorie C inkludiert Frauen, die keine direkte oder indirekte Erfahrung mit *Cumann na mBan* hatten und direkt in die Reihen der IRA aufgenommen wurden. Diese Interviewpartnerinnen folgen der generellen Argumentationslinie der Frauen in Kategorie B, doch sehen sie die Position der Frauen in der IRA kritischer. Ebenso beschrieben sie *Cumann na mBan* als eine Organisation der Vergangenheit, deren Existenzgrundlage verloren ging, als akzeptiert wurde, Frauen in die IRA aufzunehmen (Reinisch 2013).

Bei direkter Gegenüberstellung der Argumentation der Mitglieder von *Cumann na mBan* und jener der Aktivistinnen der *Provisional IRA* können zwei konträre Bilder von *Cumann na mBan* erkannt werden. Die Aktivistinnen der Frauenorganisation stellen *Cumann na mBan* als eine Organisation von starken, selbstbewussten Frauen dar, die ihre Stimme in einer männlich dominierten republikanischen Bewegung mit Hilfe ihrer eigenen Frauenorganisation hörbar gemacht haben. Es sei eine standfeste republikanische Organisation gewesen, die die republikanischen Prinzipien seit der Gründung der Republikanischen Bewegung Anfang des 20. Jahrhunderts hochgehalten habe. Ebenso meinen sie, dass *Cumann na mBan* eine Schutzfunktion für die Aktivistinnen der Republikanischen Bewegung gehabt habe. Demgegenüber zeichnen die Aktivistinnen der *Provisional IRA* ein Bild von *Cumann na mBan* als einer schwachen, konservativen Organisation, die lediglich eine unterstützende Rolle als Hilfstruppe für die IRA gespielt habe. Sie kritisieren, dass *Cumann na mBan* keinen direkten Einfluss auf das Kriegsgeschehen genommen habe. Ebenso wird von den Frauen in der IRA kritisiert, dass die Mitglieder der Frauenorganisation weder in der Republikanischen Bewegung noch in der Gesellschaft insgesamt für gleiche Rechte von Frauen und Männern gekämpft hätten.[8]

6. Abschließende Bemerkungen

Aus der vorliegenden Studie geht hervor, dass Frauen eine bedeutende Rolle in den beiden Spaltungen der Republikanischen Bewegung in den Jahren 1969/70 und 1986 spielten (Reinisch 2016b). Daran zeigt sich zwar eine wichtige Positionierung der Frauen im politischen und organisatorischen Leben der Republikanischen Bewegung, jedoch bestand gleichzeitig keine gleichberechtigte militärische Stellung (Reinisch 2013). Ein Wandel hin zu einem größeren militärischen Einfluss kam erst mit dem Beginn der Internierungen im Sommer 1972. In Folge dieser Ereignisse entwickelte sich *Cumann na mBan* in den nördlichen sechs Grafschaften in eine effektive Frauenarmee, die von jungen Rekrutinnen aus dem Süden unterstützt wurde. In den südlichen sechsundzwanzig Grafschaften verfolgten hingegen die älteren Rekrutinnen weiter ihre offene legale Arbeit. Nach der Spaltung der Republikanischen Bewegung im Jahr 1986 entwickelte sich *Cumann na mBan* wieder zu einer (semi-)legalen Hilfstruppe für eine männliche bewaffnete Organisation zurück. Der Kern der Mitglieder, die die Frauenorganisation nach 1986 umfasste, waren Republikanerinnen, die bereits vor der Spaltung 1969/70 aktiv in der Republikanischen Bewegung geworden sind.[9]

8 Für eine ausführlichere Debatte dieser Frage siehe u.a. Keenan-Thomson 2010 und O'Keefe, 2013.

9 Eine Übersicht der irisch-republikanischen Bewegung nach dem Schisma von 1986 findet sich u.a. bei Alison 2009; Frampton, 2011; Morrison, 2013; Whiting, 2015.

Der vorliegende Beitrag knüpft an die aktuelle Debatte über die Rolle der *Oral History* im Besonderen und der Geschichtswissenschaft im Allgemeinen im derzeitigen Konflikttransformationsprozess in Nordirland an. Die geschilderten Vorkommnisse um das *Boston College Belfast Project* und das *Stormont Oral History Archive* haben die Verwendung von Interviews und Memoiren noch lebender Personen in der Öffentlichkeit, aber auch in Teilen der Wissenschaft in Verruf gebracht. Der Beitrag nahm diese Debatten zum Anlass, eine konkrete Methode der Sozial- und Geschichtswissenschaften zur Interviewführung, das leitfadengestütztes Experteninterview mit narrativen Sequenzen, darzustellen und die Probleme, aber auch Chancen der Anwendung dieser Methode im sogenannten *violent field*, d.h. in der Erforschung klandestiner bzw. paramilitärischer Organisationen zu diskutieren. Es wurde gezeigt, dass es mit Hilfe dieser Interviewmethode möglich ist, anonymisierte Interviews zu führen, die Gesprächspartner und Quellen zu schützen und gleichzeitig die Validität der Interviews zu gewährleisten. Im letzten Abschnitt des Beitrags wurde der Datensatz der Interviews erläutert und Teilergebnisse basierend auf anderen Publikationen dargestellt. Die Darlegung dieser Ergebnisse veranschaulicht, dass es mittels der von mir weiterentwickelten und erprobten Interviewmethode möglich ist, empirische Forschung im *violent field* durchzuführen, die zugleich die Validität der Interviews gewährleistet und die Sicherheit der Quellen nicht kompromittiert.

LITERATUR

Alison, Miranda H (2009): Women and political violence: Female combatants in ethno-national conflict, London/New York.

Allen, William Sheridan (1965): The Nazi Seizure of Power. The Experience of a Single German Town, 1930-1935, Chicago.

Aretxaga, Begoña (1997): Shattering silence: Women, nationalism and political subjectivity in Northern Ireland, Princeton.

Banerjee, Sikata (2012): Muscular Nationalism: Gender, Violence, and Empire in India and Ireland, 1914-2004, New York/London.

Bell, J Bowyer (1997): The Secret Army. The IRA, Dublin.

Bloom, Mia, Paul Gill und John Horgan (2012): Tiocfaidh ar mna: women in the Provisional Irish Republican Army, in: Behavioral Sciences of Terrorism and Political Aggression, 4(1), 60-76.

Bogner, Alexander, Beate Littig und Wolfgang Menz (2005): Das Experteninterview: Theorie, Methode, Anwendung, Wiesbaden.

Bogner, Alexander und Wolfgang Menz (2005): Das theoriegenerierende Experteninterview: Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion, in: Alexander Bogner, Beate Littig und Wolfgang Menz (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendungen, Wiesbaden, 33-70.

Bosi, Lorenzo und Herbert Reiter (2014): Historical Methodologies in Social Movement Research: Archival Research and Oral History, in: Donatella Della Porta (Hg.): Methodological Practices in Social Movement Research, Oxford, 117-143.

Brady, Evelyn, Eva Patterson, Kate Mckinney, Rosie Hamill und Pauline Jackson (Hg.) (2011): In the footsteps of Anne: Stories of Republican women ex-prisoners, Belfast.

Conlon, Katie L. (2016): "Neither Men nor Completely Women": The 1980 Armagh Dirty Protest and Republican Resistance in Northern Irish Prisons. Ohio University, Ohio.

Conlon, Lil (1969): Cumann na mBan and the women of Ireland: 1913-25, Kilkenny.

Corcoran, Mary S. (2004): 'We had to be stronger': the political imprisonment of women in Northern Ireland, 1972-1999, in: Louise Ryan und Margaret Ward (Hg): Irish Women and Nationalism. Soldiers, New Women and Wicked Hags, Dublin/Portland, 114-131.

Corcoran, Mary S. (2006): Out of Order: The political imprisonment of women in Northern Ireland, 1972-98, Devon.

Della Porta, Donatella (2013): Clandestine political violence, Cambridge.

Della Porta, Donatella (2014a): In-Depth Interviews, in: Donatella Della Porta (Hg.): Methodological Practices in Social Movement Research, Oxford, 228-261.

Della Porta, Donatella (2014b): Life Histories, in: Donatella Della Porta (Hg.): Methodological Practices in Social Movement Research, Oxford, 262-288.

Di Leonardo, Micaela (1987): Oral History as Ethnographic Encounter, in: Oral History Review, 15(1), 1-20.

Earles, Jennifer (2009): Gender trouble in Northern Ireland: An examination of gender and bodies within the 1970s and 1980s provisional Irish Republican Army in northern ireland. (unpublished MA thesis), University of South Florida, Florida.

Frampton, Martyn (2011): Legion of the Rearguard: Dissident Irish Republicanism, Dublin/Portland.

George, Christine (2013): Archives Beyond the Pale: Negotiating Legal and Ethical Entanglements after the Belfast Project, in: The American Archivist, 76(1), 47-67.

Gilmartin, Niall (2015): Lost In Transition? Republican Women's Struggle After Armed Struggle. National University of Ireland Maynooth.

Gläser, Jochen und Grit Laudel (2009): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse, Wiesbaden.

Keenan-Thomson, Tara (2010): Irish women and street politics 1956-1973, Dublin/Portland.

King, James Allison (2014): 'Say nothing': silenced records and the Boston College subpoenas, in: Archives and Records, 35(1), 28-42.

Küsters, Ivonne (2009): Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen, Wiesbaden.

Lowman, John und Ted Palys (2014): The betrayal of research confidentiality in British sociology, in: Research Ethics, 10(2), 97-118.

Malthaner, Stefan (2014): Fieldwork in the Context of Violent Conflict and Authoritarian Regimes, in: Donatella Della Porta (Hg.): Methodological Practices in Social Movement Research, Oxford, 173-194.

Matthews, Ann (2010): Renegades: Irish republican women, 1900-1922, Cork.

Matthews, Ann (2012): Dissidents: Irish Republican women, 1923-1941, Cork.

Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken, Weinheim/Basel.

McAuliffe, Mary und Laura Hale (2010): 'Blood on the Walls': Gender, History and Writing the Armagh Women, in: Gillian McIntosh und Diane Urquhart (Hg.): Irish Women at War. The Twentieth Century, Dublin/Portland, 171-186.

McCallum, Christi Michelle (2005): 'And They'll March With Their Brothers to Freedom': Cumann na mBan, Nationalism, and Women's Rights in Ireland, 1900-1923 (unpublished PhD thesis), Florida State University, Florida.

McCarthy, Cal (2007): Cumann na mBan and the Irish Revolution, Cork.

Milan, Stefania (2014): The Ethics of Social Movement Research, in: Donatella Della Porta (Hg.): Methodological Practices in Social Movement Research, Oxford, 446-464

Moloney, Ed (2010): Voices from the grave: Two men's war in Ireland, London.

Morris, Allison. (2010, 18. February 2010). Dolours Price's trauma over IRA Disappeared, in: The Irish News, pp. 1, 4-5.

Morrison, John F (2013): Origins and Rise of Dissident Irish Republicanism: The Role and Impact of Organizational Splits, New York/London/New Dehli/Sydney.

Ní Chathmhaoil, Líta und Dieter Reinisch (2014): Cumann na mBan. 100 Years Defending the Republic, Dublin.

Northern Ireland (Stormont House Agreement) Bill 2015: Summary of measures (2015).
O'Donnell, Ruan (2012): Oral history and the politics of the Troubles: The Boston College Tapes, in: History Ireland, 20(2), 10-13.
O'Keefe, Theresa (2013): Feminist Identity Development and Activism in Revolutionary Movements, New York.
Palys, Ted und John Lowman (2012): Defending Research Confidentiality "To the Extent the Law Allows:" Lessons From the Boston College Subpoenas, in: Journal of Academic Ethics, 10(4), 271-297.
Patai, Daphne (1987): Ethical Problems of Personal Narratives, or, Who Should Eat the Last Piece of Cake?, in: International Journal of Oral History, 8(1), 5-27.
Pickering, Sharon (2002): Women, policing, and resistance in Northern Ireland, Belfast.
Power, Maria (2010): 'A republican who wants to further women's rights': Women, Provisional Republicanism, Feminism and Conflict in Northern Ireland, 1972-98, in: Gillian McIntosh und Diane Urquhart (Hg.): Irish Women At War, Dublin/Portland, 153-170.
Quoirin, Marianne (2011): Töchter des Terrors: Die Frauen der IRA, Berlin.
Reinisch, Dieter (2013): Cumann na mBan and the Acceptance of Women in the Provisional IRA: An Oral History study of Irish republican women in the early 1970s, in: Socheolas, 5(1), 115-134.
Reinisch, Dieter (2016a): Cumann na mBan & Women in Irish Republican Paramilitary Organisations, 1969-1986, in: Estudios Irlandeses, 11, 149-162.
Reinisch, Dieter (2016b): Partizipation von Frauen in sozialen Bewegungen: Cumann na mBan & die Spaltung der IRA, 1968-1970, in: Annemarie Profanter (Hg.): Kulturen im Dialog IV - Culture in Dialogo IV - Cultures in Dialogue IV, Vienna et al., 85-100.
Reinisch, Dieter (2017): Frauen der IRA. Cumann na mBan und der Nordirlandkonflikt, 1968-1968, Vienna.
Rosengarten, Theodore (1974): All God's Dangers: The Life of Nate Shaw, Chicago.
Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung, Weinheim, München.
Talbot, Rhiannon (2004): Female Combatants, Paramilitary Prisoners, and the Development of Feminism in the Republican Movement, in: Louise Ryan und Margaret Ward (Hg.): Irish Women and Nationalism. Soldiers, New Women, and Wicked Hags, Dublin/Portland, 132-144.
Wahidin, Azrini (2016): Ex-Combatants, Gender and Peace in Northern Ireland: Women, Political Protest and the Prison Experience, London.
Ward, Margaret (1983): Unmanageable revolutionaries: Women and Irish nationalism, London.
Ward, Margaret (2004): Times of Transition: Republican Women, Feminism and Political Representation, in: Louise Ryan und Margaret Ward (Hg.): Irish Women and Nationalism. Soldiers, New women and Wicked Hags, Dublin/Portland, 184-201
Ward, Margaret (Hg.) (1995): In their own voice: Women and Irish nationalism, Dublin.
White, Robert W. (1993): Provisional Irish republicans: An oral and interpretive history, Westport, Connecticut.
White, Robert W. (2000): Issues in the study of political violence: understanding the motives of participants in small group political violence, in: Terrorism and Political Violence, 12(1), 95-108.
White, Robert W. (2007): 'I'm Not Too Sure what I Told you the Last Time': Methological Notes on Accounts from High-Risk Activists in the Irish Republican Movement, in: Mobilization: An International Quarterly, 12(3), 287-305.
Whiting, Sophie A. (2015): Spoiling the peace? The threat of dissident Republicans to peace in Northern Ireland, Manchester.

Zusammenfassung

Um Erinnerungen an den Konflikt in Nordirland zu sammeln, kündigte die nordirische Regionalregierung im September 2005 an, ein *Oral History Archive* (OHA) aufzubauen. Diese Ankündigung folgt der Kontroverse um das *Boston College Belfast Project*. Dabei handelt es sich um ein *Oral History*-Projekt, für das Interviews mit Republikanern und Loyalisten durchgeführt wurden. Im März 2011 kontaktierte die britische Regierung das US-Justizministerium, was zur Folge hatte, dass eine Sicherstellungsanordnung für alle Aufnahmen dieses Projekts ausgestellt wurde. Seit nunmehr zwei Sicherstellungsanordnungen ausgestellt wurden, begann eine intensive Debatte über wissenschaftliche Forschung, sensible Quellen und das Erbe des Nordirlandkonflikts in den USA und Irland. Bezugnehmend auf diese Debatte diskutiert dieser Artikel die Rolle von *Oral History* unter sensiblen Umständen wie politischen und bewaffneten Konflikten. Es handelt sich dabei um Feldforschung im sogenannten *violent field*. Am Beispiel einer Fallstudie zur irisch-republikanischen Frauenorganisation *Cumann na mBan* wird eine mögliche Methode zur Durchführung und Interpretation sensibler Interviewdaten vorgestellt. Der Artikel bietet einen Beitrag zur Erforschung paramilitärischer Organisationen mittels der Durchführung von Interviews und zugleich eine methodische Einführung in semi-strukturierte Experteninterviews im *violent field*.

Einleitung zu den beiden folgenden Beiträgen

Vanessa Hannesschläger und Katharina Prager

Am *Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte und Theorie der Biographie* befassen sich seit drei Jahren zwei Projekte der Programmlinie „Virtuelle Biographik“ mit digitaler Individualbiographie: Ernst Jandl Online (http://jandl.onb.ac.at/) und Karl Kraus Online (http://www.kraus.wienbibliothek.at/). Das Ernst Jandl-Projekt ist abgeschlossen, während das Karl Kraus-Projekt in den kommenden Jahren um zusätzliche Module erweitert werden wird.

Die gemeinsame Basis ist das am Institut entwickelte Content Managment System *Biographeme*, das für die beiden Projekte jeweils unterschiedlich adaptiert wurde. In beiden Fällen ging es darum, keinen erzählenden Text zu produzieren, sondern die beiden Biographierten durch Verknüpfung verschiedener Datensätze aus vier Kategorien (Ereignisse, Objekte, Personen, Institutionen) und ihrer Beschlagwortung darzustellen.

Ihre Modelle entwickelten die beiden dafür zuständigen Forscherinnen Vanessa Hannesschläger (Jandl) und Katharina Prager (Kraus) in intensiver Auseinandersetzung miteinander, mit den jeweiligen Gegenständen und mit verschiedenen biographietheoretischen Traditionen und Ansätzen, die in den folgenden Beiträgen reflektiert werden.

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.13

Ernst Jandl Online

Lebenswerk und Leben eines Werkes im digitalen Raum

Vanessa Hannesschläger

Über Ernst Jandl: Einleitung

Um die Plattform *Ernst Jandl Online* (http://jandl.onb.ac.at) als eine Form der Biographie schätzen zu können, muss man sich vermutlich professionell entweder mit Biographietheorie oder mit Ernst Jandl beschäftigen. Das Projekt adressiert in erster Linie ein Publikum mit literaturwissenschaftlicher Expertise, reflektiert aber auch Modi der Biographik[1] und setzt sich zum Ziel, ihre Möglichkeiten zu erweitern. Auf welche Art es das tut, wird im Folgenden dargelegt. Um diese Ausführungen leichter nachvollziehbar zu machen, wird eingangs ein kurzer Überblick über die Lebensstationen des biographierten österreichischen Dichters Ernst Jandl gegeben. Da die Autorin sich aus Gründen, die dieser Aufsatz darlegen wird, außerstande sieht, einen solchen Überblick zu verfassen, gibt ihn Ernst Jandl selbst. Folgenden Text verfasste er 1986 für Christa Kamm und versah ihn mit der Anmerkung „Bitte streichen Sie nach Belieben!“:

1925	*Geboren in Wien*
1943	*Matura*
1943-1946	*Militärdienst und Kriegsgefangenschaft in England*
1946-1950	*Studium der Germanistik und Anglistik in Wien. Lehramtsprüfung und Doktorat.*
1949-1979	*Unterrichtet er an Gymnasien in Wien.*
1952-1953	*German Assistant an der East Barnet Grammar School in England*
1952-1956	*Arbeit an realistischen Gedichten in Normalsprache*
1954	*Beginn der Freundschaft mit Friederike Mayröcker*
1956	*Gedichte in neuen Techniken: Sprechgedichte, Lautgedichte, visuelle Gedichte, Montagen*
1957	*Erzwungener Publikationsstop in Österreich*
1960-1963	*Rückkehr zur Normalsprache; Überarbeitung früher Gedichte; Assimilation expressionistischer Techniken*
1963	*Erste Publikationen und Lesungen in der Bundesrepublik Deutschland*
1965-1966	*Lesungen und Vorträge in Großbritannien*

1 Der Begriff Biographik wird in diesem Beitrag sehr weit gefasst. Er meint hier die narrative Beschreibung von Leben überhaupt, sowohl als populäre wie auch als wissenschaftliche Gattung.

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.14

1966	*„Laut und Luise" erscheint im Walter Verlag, Olten*
1963	*Wiederaufnahme der Arbeit in neuen Techniken*
1966	*Erste Arbeit fürs Theater*
1967-1969	*Vier Hörspiele in Zusammenarbeit mit Friederike Mayröcker*
1970-1971	*Gast des DAAD in Westberlin*
1971	*Visiting German Writer an der University of Texas, Austin*
1972	*Lesereise durch die USA*
1973	*Intensivierung der Arbeit an theoretischen Texten[;] Mitbegründer der Grazer Autorenversammlung*
1976-1978	*Arbeiten in „heruntergekommener Sprache"*
1978-1979	*Anwendung infantiler und schizophrener Redeweisen*
1978-1986	*Lyrische und dramatische Erkundung des eigenen Zustandes*
1984	*Frankfurter Poetik-Vorlesungen*
1985	*Gesammelte Werke in drei Bänden*

(Jandl in Ernst Jandl Online, http://jandl.onb.ac.at/content/biobibliographie-9, Zugriff: 10.8.2016)

Man könnte all das auch ganz anders erzählen, man könnte so auch ganz anderes erzählen, und man könnte ganz anderes ganz anders erzählen – mit dieser Ausgangssituation sehen sich alle Auto/Biographieschreibenden konfrontiert. Dieses Problem stand auch am Anfang der Überlegungen zum Konzept von *Ernst Jandl Online*. Obwohl Jandl erst im Jahr 2000 verstorben ist, war er bereits zu Beginn der Arbeit an diesem Projekt kein biographisch unbeschriebenes Blatt mehr; von der Biographin war deshalb neben einer bewussten Haltung zur Selbstdarstellung des Autors auch eine Reaktion auf bereits erfolgte Fremddarstellungen gefordert. Über die wesentlichsten posthumen Beschreibungsansätze zum Leben Jandls wird daher im Folgenden ein Überblick gegeben.

Über Ernst Jandl: Was bisher geschah

Die Bemühungen um eine Lebensdarstellung Jandls gingen seit seinem Tod im Wesentlichen von zwei Institutionen aus: einerseits von seinem Hauptverlag Luchterhand, wo sein dortiger Lektor Klaus Siblewski das Buch *a komma punkt Ernst Jandl* (2000) und eine darauf basierende Website (http://www.ernstjandl.com) verfasste, und andererseits vom Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek. Dort befindet sich der Nachlass Ernst Jandls, der vom ersten Direktor des 1996 gegründeten Literaturarchivs und engen Jandl-Freund Wendelin Schmidt-Dengler noch zu Lebzeiten des Dichters angekauft wurde und sich heute in der Obhut des gegenwärtigen Archivdirektors Bernhard Fetz befindet, der selbst intensiv zu Jandl geforscht hat. In Kooperation mit dem *Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie* wurden auf Basis dieses Materials drei biographische Projekte umgesetzt: Die Ausstellung *Die Ernst Jandl Show* (3.11.2010-13.2.2011, Wien Museum Karlsplatz) mit zugehörigem Katalog (Fetz/Schweiger 2011), die Daten-DVD *Ernst Jandl vernetzt* (Schweiger 2010) und das hier beschriebene Projekt *Ernst Jandl Online* (Hannesschläger 2016). Eine Zusammenarbeit zwischen den beiden Institutionen stellt das Buch *der beschriftete sessel* (Jandl 2012) dar, das *Autobiographische Gedichte und Texte* versammelt.

a komma punkt Ernst Jandl

Siblewskis Buch trägt den Untertitel *Ein Leben in Texten und Bildern*, was den eher konventionellen biographischen Ansatz illustriert.[2] In thematischen Kapiteln, die mehr oder minder chronologisch gereiht sind, werden Familienfotos, Ausweise, Briefe, Manuskripte und Typoskripte, Zeitungausschnitte, Bilder von Auftritten und Urlauben, Zeichnungen und andere Lebensdokumente präsentiert und textuell von einer klassischen Entwicklungsgeschichte gerahmt. Das Buch richtet sich an Fans von Jandls Literatur und von Jandl selbst, indem es den Verlauf seines Lebens als das Werden einer Berühmtheit inszeniert. Die Kapitel postulieren professionelle und private Etappen des Lebens, die einer klassischen Dramaturgie entsprechen: Ernst Jandl „und die Familie" (Expostition), „und der Krieg" (Komplikation), „und Friederike Mayröcker" (Peripetie), „und das Experiment" (Retardation), „und seine Lesungen", „und Ernst Jandl", „und die Musik" (Katharsis). Eingeschobene Kurztexte beschreiben die Wohnorte Jandls, den „Epilog" bildet ein Interview, das Siblewski mit Jandl im Jahr vor dessen Tod geführt hat.

ernstjandl.com

Die Website, die auf Siblewskis Buch basiert und von der Verlagsgruppe Random House (der der Luchterhand Verlag angehört) gehostet wird, folgt der Logik des Buchs. Unter dem Menüpunkt „Biographie" findet man den Kapiteln des Buchs entsprechende Untermenüs, die Kurztexte zum jeweiligen Thema, Textauszüge aus dem gedruckten Buch und das Bildmaterial des Buchs ergänzendes Audio- und Videomaterial versammeln. Unter „Archiv" sind diese Dokumente im Überblick gesammelt und ausgewählte Fotos mit Kurzkommentaren aus dem Buch abrufbar. Der Menüpunkt „Stationen" bietet einen tabellarischen Lebenslauf Jandls, unter „Werk" findet man eine Bibliographie der Erstausgaben, zusätzlich gibt es den Punkt „Ernst Jandl bei Luchterhand". Die Website folgt wie das zugrundeliegende Druckwerk biographischen Erzählkonventionen, die ein breites Publikum zu erreichen suchen und versammelt Highlights aus professionellem und privatem Leben in Form von dokumentarischen Belegen.

Die Ernst Jandl Show

Die Ausstellung *Die Ernst Jandl Show* stellte, wie bereits Siblewskis Arbeiten, das Leben des Dichters als Popstar in den Mittelpunkt. Schon die Inszenierung der Ausstellung als Show zeigt, welches Bild von Jandl sie herzustellen suchte. Die Fokussierung auf „Höhepunkte" und die damit einhergehende Auslassung des Großteils des Lebens wird besonders deutlich, wenn man sich die Ausgangsbasis der Ausstellung mit ca. 300 gezeigten Objekten vor Augen führt. Diese etwa 300 Objekte wurden aus dem Nachlass Ernst Jandls ausgewählt, der rund 650 Archivboxen, einen Schrank voll 3D-Objekte, eine Sammlung von über 2.000 Platten und 40 bis 50 Regalmeter Bücher umfasst. Eine solche Grundlage ist wie geschaffen für den materialorientierten Zu-

2 Eine kleine, thematisch beliebige Auswahl jüngerer Biographien zeigt die Konjunktur dieser Untertitelung: Hage 2011; Fellinger/Reiner 2014; Kubitschek/Lehnert 2009; Stendhal 2006. Das mag mit der zunehmenden Orientierung der Rezipierenden an visuellen Elementen zusammenhängen, deren Begründung oft in der inflationären Konfrontation mit Bildern im digitalen Raum gesehen wird und die jüngst auch die visual history als Methode hervorgebracht hat (vgl. Mattl 2015: 1043).

gang, den die Ausstellung wählte, macht aber seine grundsätzlichen Probleme umso dringlicher: „The Biographer, like the historian, is a slave of his [sic] documents" (Edel 1957: 5), aber „the materials biographers have to work with already form stories or fictions" (Pletsch 1987: 412), die von jenen, die damit arbeiten, reproduziert werden.

Ernst Jandl vernetzt

Ernst Jandl vernetzt ist eine Daten-DVD, die die Elemente der Ausstellung aufgriff und mit weiterem Archivmaterial anreicherte. Chronologisches Erzählen wurde mittels Aufbau und Design umgangen, indem einzelne Themenaspekte die Kapitel bilden, die als Sphären dargestellt und durch (thematisch motivierte) Verbindungslinien miteinander verknüpft sind. Die Sphären ordnen sich um das jeweils ausgewählte Thema an; beim Einstieg steht im Zentrum die Sphäre „Ernst Jandl". Wählt man eines der Kapitel aus, findet man Archivmaterial, Audio- und Videodokumente mit übersichtlichen Erklärungstexten, die *Multimediale Wege durch ein Schreibleben* ermöglichen sollen.

Ernst Jandl vernetzt ist ein Ansatz, biographische Narrationsstrategien zu unterwandern und insbesondere die Erzählung einer vermeintlichen Entwicklung zu vermeiden, indem Chronologie aufgehoben wird. Wie im Fall der schon behandelten Darstellungen werden aber ausgewählte Materialhighlights vorgestellt, die suggerierte „Lebensthemen" illustrieren sollen. Das gewählte „Netzwerk"-Narrativ dieser Arbeit ist mitinspiriert vom „Netzwerker" Jandl, von dem erzählt wird. Das Narrativ muss sich dabei aber notwendigerweise mit klassischen s*nippets* aus den verschiedenen komplexen Beziehungen begnügen, die Jandl etwa zur Wiener, Stuttgarter oder Grazer Gruppe pflegte.

der beschriftete sessel

Die Biographierten selbst zur Sprache kommen zu lassen ist besonders dann, wenn die Subjekte Dichtende waren, eine beliebte Methode, um Athentizität und Präsenz zu suggerieren. Ein Beispiel dafür ist der Band *der beschriftete sessel*, in dem *Autobiographische Gedichte und Texte* versammelt sind, die teilweise in diesem Buch posthum erstmals veröffentlicht wurden. Herausgegeben vom Lektor des Dichters gemeinsam mit dem Verwalter seines Nachlasses, sortiert das Buch die Texte nach Entstehungsdatum und trägt denselben Titel, den schon ein zu Lebzeiten vom Dichter selbst publizierter Sammelband (mit anderen Gedichten) trug (vgl. Jandl/Kraft 1991). Dadurch gibt das Buch eine große Nähe zur „authentischen" Stimme des Dichters vor, wenngleich die Zusammenstellung der enthaltenen Arbeiten nicht von ihm stammt und einige der Texte von ihm selbst nicht zur Veröffentlichung gebracht worden waren.

Die beschriebenen Arbeiten verfolgen sämtlich einen konventionellen biographischen Ansatz, wenn auch fallweise erst auf den zweiten Blick. Das überrascht so relativ kurze Zeit nach Ableben des biographischen Subjekts nicht, da das erste Anliegen die Bestandssicherung und das Präsenthalten ist, weshalb den Leseerwartungen eines möglichst breiten Publikums entsprochen werden möchte. Dass die Personen und Institutionen, von denen die diesbezüglichen Bemühungen ausgehen, in einem

Naheverhältnis zum Biographierten stehen, ist nicht ungewöhnlich[3] und führt oft zu Biographien, die zugunsten der Betonung der postulierten Leistungen eines Lebens biographietheoretisch reflektierte Formarbeit hintan stellen.

Über Ernst Jandl: Ernst Jandl am Wort

In den im erwähnten Band *der beschriftete sessel* versammelten und vielen anderen Texten hat der Dichter Ernst Jandl auf sich selbst und sein eigenes Leben Bezug genommen. Über Texte, die das eigene Leben zum Ausgangspunkt und Gegenstand wählen (z.B. die „Sprechoper" *Aus der Fremde*), hat er sich in poetologischen Texten (z.B. in den *Frankfurter Poetik-Vorlesungen*) geäußert. Dort sind fallweise detaillierte Darstellungen der Situationen zu finden, die die Inspiration für literarische Texte geliefert haben (z.B. für *die morgenfeier, 8. sept. 1977* und *im bett, beim erwachen*; Jandl 1999: 226 ff.).

Diese Ausgangslage hinsichtlich der Quellen für autobiographische Aussagen ist bei einem biographischen Projekt zu Schreibenden nicht ungewöhnlich. Die Literarizität sowohl der poetischen Texte als auch der poetologischen Aussagen, die über sie gemacht werden, die notwendig subjektive Wahrnehmung jedes Menschen von Ereignissen seines eigenen Lebens und die, speziell im Fall von professionell Schreibenden meist gekonnte, Selbstinszenierung machen diese Quellen problematisch. In ihnen generiert Jandl eine Schriftsteller-Persona, die aus einem Set von wiederkehrenden Elementen besteht. Diese mögen auf Fakten basieren, stellen aber immer eine Auswahl aus allen verfügbaren Tatsachen und Ereignissen dar. Durch die Rekurrenz erhöht sich der Wiedererkennungswert. Die Schriftsteller-Persona wird zur Marke, denn Schreibende leben davon, dass Lesende ihre Bücher kaufen.

Dasselbe Phänomen lässt sich in den Biobibliographien beobachten, die Jandl im Lauf seines Lebens verfasst hat. Wie die literarischen Texte sind Biobibliographien Egodokumente, was sie zu problematischen Quellen macht, da alle Egodokumente vom subjektiven Blick der verfassenden Person auf das eigene Leben geformt sind. Die Kurzlebensläufe mit Angaben zu verfassten Werken und erhaltenen Preisen, von denen einer eingangs zitiert wurde, nennen immer wieder dieselben Stationen des Lebens: zum Beispiel Schulbildung, Kriegsdienst, Promotion, Lehrberuf, Aufenthalte in London, Berlin und den USA. Die Biobibliographie, der Lebenslauf Schreibender und vielleicht die ursprünglichste Form der „Werk- und Leistungsschau", wird zumeist für die Vorstellung der Person in öffentlichem Rahmen verfasst (in Rundfunksendungen, bei Lesungen oder in Zeitschriften, Anthologien und eigenen Büchern). Die Wiederkehr der Elemente der Biobibliographie dient demselben Zweck wie jene der literarischen autobiographischen Bausteine: dem Etablieren einer Marke. In den biographischen Arbeiten anderer, die wie die oben beschriebenen die Höhepunkte des Lebens(narrativs) präsentieren, wird dasselbe Verfahren angewandt und so die von den Schreibenden selbst etablierte Marke fortgeführt – was nicht zuletzt der Erhöhung von Verkaufszahlen dient (vgl. das Kapitel „Jandl bei Luchterhand" auf ernstjandl.com, das direkt in den Katalog der Random House Verlagsgruppe linkt).

Der Begriff „Marke" meint hier auch, aber nicht nur den zu pragmatischen Verkaufszwecken etablierten Wiedererkennungswert. Ebenso soll er jenes Phänomen

3 Vgl. dazu auch den Beitrag von Katharina Prager in diesem Heft.

„Lebensgeschichte“ beschreiben, von dem Bourdieu schreibt, dass es „formal wie inhaltlich“ „je nach der sozialen Beschaffenheit des Marktes“ variiert, „auf dem [es] angeboten werden soll“. Bourdieu meint weiter: „Das eigentliche Objekt des Diskurses aber, das heißt die *öffentliche* Darstellung, und damit Offizialisierung, einer *privaten* Darstellung des eigenen Lebens impliziert einen Mehraufwand an spezifischen Zwängen und Zensurmaßnahmen“ (Bourdieu [1986] 2011: 309). Aus diesem Grund legt sich das sich beruflich selbst darstellen müssende Subjekt – was auf Schreibende wie andere Kulturschaffende zumeist zutrifft – eine bestimmte Version der Offizialisierung seiner privaten Selbstbeschreibung zu, die, wenn auch mit Variationen, immer wieder wiederholt wird. So entsteht die Marke.

Über Ernst Jandl: *Ernst Jandl Online* (1)

Die Plattform *Ernst Jandl Online* reagiert auf die skizzierte Ausgangslage, indem sie anhand des Fallbeispiels Ernst Jandl die klassischen Verfahren der Markenbildung von Schreibenden durch sie selbst und andere sowie die Elemente einer solchen Marke sichtbar macht. Den Ansatzpunkt dafür bildet allein der Eigenname, der die „Grundlage der Einheit [seines] Trägers in der Abfolge seiner Erscheinungen und der sozial anerkannten Möglichkeit“ ist, „diese Erscheinungsformen zu einem Ganzen zusammenzufassen und aktenkundig werden zu lassen, als *curriculum vitae*, *cursus honorum*“ (Bourdieu 2011: 307) oder eben als Biobibliographie. Über den Namen hinaus macht die Plattform keine Aussagen zur „Person“ Ernst Jandl, sie verweigert selbst die Nennung von Geburts- und Sterbedaten.

Die Website hat drei interagierende Module, die verschiedene Arten von Datensätzen enthalten. Das erste Modul trägt den Titel „Bio-Bibliographisches“ (Abb. 2 im Anhang) und beinhaltet ein Corpus an Biobibliographien, die Jandl selbst verfasst hat. In diesen Texten kehren die immer gleichen Informationen wieder, die sich in drei Kategorien einteilen lassen: Publikationen („Werke“), erhaltene Preise („Leistungen“) und die sich zur Marke verdichtenden Elemente eines Narrativs, das im Verlauf von über 30 Jahren (die Dokumente stammen aus dem Zeitraum 1966 bis 1998/99) erstaunlich konstant bleibt. Die Plattform macht die Einförmigkeit des autobiographischen Rezepts und seiner Zutaten sichtbar, indem sie die einzelnen Elemente isoliert, die Häufigkeit ihres Vorkommens beziffert und mittels Filterfunktion zeigt, welche Elemente wie oft in Kombination miteinander eingesetzt werden. Die Filter tragen die Überschriften „Genannte Werke“, „Genannte Preise“ und „Biographeme“ (Barthes 1974: 13) – mit letzterem Begriff wird das Set an Schnipseln des vermeintlich privaten Lebens bezeichnet, die sich der Autor für seine öffentliche Darstellung zurechtgelegt hat.[4]

Die „genannten Werke“ stellen die Verbindung zum zweiten Modul her, das „Ernst Jandls Werke“ (Abb. 3) heißt. Es ist das eigentliche Kernstück der Website und versammelt bibliographische Angaben zu sämtlichen von Ernst Jandl verfassten

4 Mit dieser Verwendung des Begriffs „Biographeme“ folge ich Frauke Bode, die das Barthes’sche Biographem adaptiert hat. Sie bezeichnet mit dem Biographem eine „Erinnerungseinheit“, meint damit „jedoch im Unterschied zu Barthes’ Differenzierung von Biographem und Anamnese“ „vom lyrischen Ich selbst benannte Lebensstationen“, „die in einem konstitutiven Bezug zu seiner Persönlichkeit stehen“ (Bode 2012: 120). Diese „Persönlichkeit“ ist meiner Bourdieu folgenden Auffassung nach allerdings eine postulierte Größe, die oben behandelte „Marke“.

Texten, die jemals publiziert wurden. Die Publikationsgeschichte, somit das öffentliche Leben, jedes einzelnen Texts kann nachverfolgt werden. Da Jandl vorrangig Lyriker war, ist dieses Unternehmen besonders lohnend, weil einzelne Gedichte, die gemeinsam in einem Gedichtband enthalten sind, mitunter sehr unterschiedliche Publikationsverläufe durchmachen. Ein Beispiel dafür sind die Gedichte *ottos mops* und *body-building* (beide erschienen im Band *der künstliche baum*). Während die Website aktuell 34 Publikationen des ersteren verzeichnet, erschien letzteres nur drei Mal (Stand: 10.8.2016). Neben dieser Auflistung findet man unter der Überschrift „Auto(r)kommentar" die (poetologischen) Texte versammelt, in denen sich Jandl auf das jeweilige Werk bezogen hat und unter „Sekundärliteratur/Rezensionen" Texte von anderen, die das jeweilige Werk behandeln; zu szenischen Texten sind auch die Inszenierungen angegeben. Das Untermenü „Publikationen" erlaubt, sämtliche Einzelpublikationen (eigene Werke, Zeitschriften- und Anthologiebeiträge) chronologisch oder alphabetisch zu sortieren und nach Verlag, Erscheinungsjahr, Publikationsorgan (Zeitschriften, Zeitungen) und beteiligten Personen zu filtern.

Nach derselben Logik und mit denselben Filtern funktioniert auch das dritte Modul „Werke über Ernst Jandl" (Abb. 4). Fremdverfasste Texte über die Texte Ernst Jandls können außerdem nach Verfassenden und behandelten Werken gefiltert werden, wobei die Filter kombinierbar und mit Zahlen versehen sind. So zeigt dieses Modul etwa, dass die Fremdkommentare im Erscheinungsjahr des häufig zum Hauptwerk stilisierten Bands *Laut und Luise* (1966) erstmals eine zweistellige Anzahl erreichen – wobei 14 der 18 in diesem Jahr erschienenen Texte (Stand: 10.8.2016) die Bühnenarbeit *szenen aus dem wirklichen leben* behandeln.

Die beiden werkbezogenen Module verdeutlichen, dass die Website nicht die Person Ernst Jandl zum Gegenstand hat, sondern das Werk Ernst Jandl zu ihrem biographischen Subjekt wählt. Thema ist nicht Leben und Werk von Ernst Jandl, sondern ein Werk, wie es sich der Öffentlichkeit zeigt. Dieses Werk ist einerseits das mit einem Eigennamen umgrenzte Gesamtcorpus an Texten und sein *impact*, das heißt sein Erscheinen in außerhalb der Namengrenze publizierten Texten – andererseits die biobibliographisch generierte Persona oder Marke, die denselben Eigennamen trägt. *Ernst Jandl Online* ist somit eine Biblio-Biographie: Die Geschichte vom publiken und publizierten Leben eines Werks.

Über Ernst Jandl *Online*: Biographietheoretische Überlegungen

Die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre eines Lebens, die bei Bourdieu Thema ist, hat auch David Nye (1983) in seinem Konzept der Anti-Biographie gefordert. Ausgangspunkt ist bei Nye eine Kritik an historischer Forschung, der er vorwirft, dass sie annehme, dass „language is an unproblematic medium of expression" (Nye 1983: 9). Er folgt damit Hayden White, der vom „Werk des Historikers als offensichtlich verbale[r] Struktur in der Form einer Erzählung" (White [1973] 2015: 9) spricht. Die Verbindung, die Nye zwischen Historie und Biographik herstellt, scheint auch für den vorliegenden Ansatz sinnvoll. *Ernst Jandl Online* ist zwar ein von literaturwissenschaftlichen Anliegen inspiriertes Projekt, der theoretische Zugang ergibt sich aber aus (literatur)historischen und mitunter soziotopisch inspirierten Fragen an die Form der Biographie, die eine komplette Verweigerung der Narration zur Konsequenz haben. Auch Carl Pletsch hat die Sprache als Medium der Biographie problematisiert:

„‘fiction’ also has the etymological sense of its Latin root: *fictio*, from *fingere*, to from, mold, devise. Biographies [...] are ‘fictions’ first because they are formed out of language, ‘after the fact’“ (Pletsch 1987: 406).

Dennoch findet im skizzierten Zugang der Plattform Narration statt, indem die (bio)bibliographischen Datensätze zu aussagekräftigen Bündeln verknüpft werden. Insofern sind die Annahme der Möglichkeit und der Unmöglichkeit von biographischen Narrativen zwei Seiten derselben Münze – diese Münze ist die „Meistererzählung“ (Rexroth 2007) von der Einheit des Subjekts, die mit dem Eigennamen postuliert wird. Der Name ist die „notwendige Form der Identitätszuweisung“, die fixiert wird durch „die diese Identität beglaubigende Unterschrift“ (Bourdieu 2011: 307): Das Logo von *Ernst Jandl Online* ist die Unterschrift Ernst Jandls (Abb. 1).

In dieser Hinsicht bleibt trotz aller Innovation das „*spotlight*“(Stanley, 1995) auf der postulierten Entität Ernst Jandl. Die erzählte Geschichte aber ist jene, die sich die Benutzenden erfiltern. So wird das *spotlight* auf die Perspektive der Biographin gebrochen: Wenngleich sie die Hoheit über die Datensätze bei der Erstellung behält, überantwortet sie ihre Interpretation dem Publikum. So baut *Ernst Jandl Online* nicht auf *crowd sourcing*, sondern *crowd interpretation* (vgl. Hannesschläger/Prager 2015: 1).

Der Zusammensetzung von Datensätzen zu narrativen Strukturen geht jedoch die Zersplitterung des Subjekts in Einzelelemente voraus. Die Akteur-Netzwerk-Theorie hat diesen Vorgang vorweggenommen[5] (vgl. Wieser 2012), wobei die Illustration der „Handlungsmächtigkeit“ von „nicht-menschlichen und materiellen Elementen der Welt“ (Wieser 2012:13), die die Plattform anhand von (Texten in) Büchern unternimmt, erst mit dem Internet als Medium ihre Potenziale tatsächlich auszuschöpfen beginnt. Der mit dem Aufkommen des Internets ebenfalls zusammenfallende *visual turn* erlaubt die Wahrnehmung von strukturiert dargestellten Daten als Narrativ und erklärt so nicht zufällig Bourdieu zum „Säulenheiligen der neuen Kulturgeschichte“ (Roeck 2003: 294 f.).

Die im digitalen Raum erstmals mögliche konsequente Zersplitterung des Subjekts in Datensätze ermöglicht auch die Darstellung der Struktur, des „Netzwerks“, das diese Datensätze bilden, wenn man sie aufeinander bezieht. Somit eröffnet sich ein nüchterner Zugriff auf ein öffentliches Leben, das vermessen und abgezählt werden kann. Thomas Etzemüller hat in diesem Zusammenhang argumentiert: „Wer das ‘Private’ [...] als bedeutungslose Äußerlichkeit abspaltet, verschenkt analytisches Potenzial – und produziert letztlich Ideologie [...]: Die Leistungen ‘Großer Männer’ dürfen durch ihren manchmal verqueren Alltag nicht befleckt werden.“ (Etzemüller 2012: 13 f.) Jene, die allerdings auf den *Great man* Thomas Carlyles ([1840] 2011) überhaupt Bezug nehmen, argumentiert Caitríona Ní Dhúill, lassen sich ohnehin nur „unter Bezugnahme auf frühere hagiographische und heroisierende Tendenzen verstehen, auf die sie kritisch antworten“ (Ní Dhúill 2011: 35) Insofern trifft Etzemüllers Kritik nicht auf die Jandl-Plattform zu, da sie die Heldenerzählung grundsätzlich ausklammert und stattdessen ein Werk zum Gegenstand hat.

5 Auf gewisse Weise hat den Zugang der Akteur-Netzwerk-Theorie zur Welt wiederum Sergej Tretjakow mit seinem Konzept von der „Biographie des Dings“ vorweggenommen ([1929] 2011), wenn auch mit gänzlich anderen Zielen.

Über Ernst Jandl: *Ernst Jandl Online* (2)

Das Aushebeln veralteter biographistischer Konzepte, das die Plattform anstrebt, geschieht je nach negiertem Narrativ auf unterschiedliche Weise. Die „Werk und Leistungsschau" wird als Form aufgehoben, indem sie ernst genommen wird: im Modul „Bio-Bibliographisches" durch die die Elemente des Lebensnarrativs sichtbar machenden Filter, in den beiden anderen Modulen durch die Bezifferung von *Output* und *Impact* des Werkes.

Die Biographie als Entwicklungsgeschichte nach dem Vorbild von Goethes *Wilhelm Meister*[6] wird auf den Prüfstand gestellt, indem dem derselben Zeit entstammenden und mit dem Entwicklungsnarrativ eng verknüpften Geniegedanken mit den theoretischen Zugängen insbesondere Bourdieus begegnet wird. Dem Mythos, dass „[t]he genius is [...] distinct and separable from his social context" (Pletsch 1987: 410) steht Bourdieus These entgegen, dass „[d]er Versuch, ein Leben als eine einmalige und sich selbst genügende Abfolge von Ereignissen zu verstehen, [...] ungefähr so absurd [ist] wie der Versuch, eine Fahrt mit der U-Bahn zu erklären, ohne die Struktur des Netzes zu berücksichtigen, das heißt, die Matrix der objektiven Relationen zwischen den Stationen" (Bourdieu 2011: 309)

Barthes' Biographem-Begriff gewinnt durch seine Aktualisierung neue Bedeutung und dient dazu, die Zersplitterung des Lebens fassbar zu machen. Er liegt dem Konzept von *Ernst Jandl Online* auch insofern als erster Ausgangspunkt zugrunde, als das technische Framework, auf dessen Basis das Projekt gebaut wurde, aus verwandten Überlegungen heraus den Namen *Biographeme* trägt.[7] Die technische Gestaltung von *Ernst Jandl Online* gibt die hier dargelegten biographietheoretischen Zugänge wieder: In der Bearbeitungsansicht zerlegt die Website die Datensätze in vier Arten von Entitäten (oder „Dingen": Personen, Institutionen, Ereignisse und Objekte) und in vier Arten von Relationen (oder „Strukturen": basiert_auf, enthält, betrifft und ist_Nachfolger_von). Das kann als Reminiszenz an Hayden White gelesen werden, der in *Metahistory*, seiner Kritik des historischen Narrativs, ebenfalls jeweils in vier Kategorien klassifiziert und illustriert gleichzeitig die den beiden Zugängen gemeinsame Schwäche: Die Einteilbarkeit der Welt in vier Kategorien ist ebenso Konstruktion, Postulation und Narration wie es die Phänomene sind, deren Konstruiertheit man durch die Einteilung sichtbar zu machen versucht.

Die wohl älteste Form der Biographieschreibung, auf die *Ernst Jandl Online* rekurriert, ist jene der Biobibliographik. Diese Textsorte wurde bereits von Kallimachos von Kyrene, dem Bibliothekar von Alexandria, verfasst und ist nach Peter Haber die Ursprungsform des Bibliothekskatalogs (Haber 2011: 51). Das Starkwerden der „Hilfswissenschaften" im Rahmen der Entwicklung der *digital humanities*, denen das Jandl-Projekt sich zugehörig fühlt, entspricht dieser Rückkehr zum Ausgangspunkt mit gänzlich neuen Möglichkeiten. Das Anliegen, mittels der „Zusammenführung von

6 Siegfried Mattl (2015: 1043) erklärt dieses auf literarischen Vorbildern aufbauende Phänomen, auf historische Forschung bezogen, mit einer Paraphrase Hayden Whites (2008): „[D]ie reklamierte 'Wahrheit' historischer Fakten, und damit die Legitimation der Geschichtswissenschaft, ist ein Effekt der poietischen Verfahren, die die moderne Geschichte dem (realistischen) Roman des 19. Jahrhunderts verdankt."

7 Das drupal-basierte Content Management System *Biographeme* wurde am Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie entwickelt und ist unpubliziert.

Forschung, Quellensicherung und Präsentation“ neue Perspektiven auf die Welt zu gewinnen, ist mit Siegfried Mattl (2015: 1051) methodischer Kern der digitalen Geisteswissenschaft. „Das Digitale“ markiert dabei „einen Einschnitt insofern, als es die kulturellen Äußerungsformen nicht nur plurifiziert und oberflächlich enthierarchisiert, sondern auch zur Verhandlung freistellt“ (Mattl 2015: 1043).

Diesem Ziel folgt auch *Ernst Jandl Online*. Mit der Biobibliographie macht die Plattform eine der ältesten Formen der Lebenserzählung zum Vehikel, mittels der man im jüngsten Medium (Stand: 2016) ein Leben darstellbar machen kann. Die Biobibliographie erlaubt, viel jüngere, aber mächtigere biographische Konventionen zu umgehen und sich einem Leben neu zu nähern. *Ernst Jandl Online* schlägt diesen Zugang vor, stellt ihn aber auf den Kopf: Die Biobibliographien Ernst Jandls sind nur Pixel dessen, was erzählt wird. Das Thema der Plattform ist das Leben eines Werkes: die Biblio-Biographie, dessen, was wir unter der Marke „Ernst Jandl“ zusammenfassen.

LITERATUR

Carlyle, Thomas [1840] (2011): Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte. Erste Vorlesung: Der Held als Gottheit. Odin. Geidentum. Skandinavische Mythologie [Auszug]. In: Bernhard Fetz und Wilhelm Hemecker (Hg.): Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar. Berlin, New York: de Gruyter, 29-32.

Barthes, Roland (1974): Sade – Fourier – Lyola. Übersetzt von Maren Sell und Jürgen Hoch. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bode, Frauke (2012): Barcelona als lyrischer Interferenzraum. Zur Poetik der Komplexität in spanischen und katalanischen Gedichten der 1950er und 1960er Jahre. Bielefeld: transcript.

Bourdieu, Pierre [1986] (2011): Die biographische Illusion. In: Bernhard Fetz, Wilhelm Hemecker (Hg.): Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar. Berlin, New York: de Gruyter. 303-310.

Edel, Leon (1957): Literary Biography. The Alexander Lectures 1955-56. London: Rupert Hart-Davies.

Etzemüller, Thomas (2012): Biographien. Lesen – erforschen – erzählen. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Fellinger, Raimund und Matthias Reiner (Hg.) (2014): Siegfried Unseld. Sein Leben in Bildern und Texten. Berlin: Suhrkamp.

Fetz, Bernhard und Hannes Schweiger (Hg.) (2010): Die Ernst Jandl Show. Katalog zur 366. Sonderausstellung des Wien Museums. Salzburg, St. Pölten: Residenz.

Haber, Peter (2011): Digital Past. Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Hage, Volker (2011): Max Frisch. Sein Leben in Bildern und Texten. Berlin: Suhrkamp.

Hannesschläger, Vanessa (2016): Ernst Jandl Online. Österreichische Nationalbibliothek / Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie. http://jandl.onb.ac.at (Zugriff: 10.8.2016).

Hannesschläger, Vanessa und Katharina Prager (2015): Ernst Jandl and Karl Kraus – Two Lives in Bits and Pieces. In: Serge ter Braake et al. (Hg.): BD2015 Biographical Data in a Digital World 2015. Proceedings of the First Conference on Biographical Data in a Digital World 2015. CEUR Workshop Proceedings. Vol. 1399, 1-7.

Jandl, Ernst (1999): Das Öffnen und Schließen des Mundes. Frankfurter Poetik-Vorlesungen. In: Ders.: Autor in Gesellschaft. Aufsätze und Reden. München: Luchterhand (= poetische werke, Bd. 11), 205-290.

Jandl, Ernst (2012): der beschriftete sessel. Autobiographische Gedichte und Texte. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Bernhard Fetz und Klaus Siblewski. Salzburg, Wien: Jung und Jung.

Jandl, Ernst und Thomas Kraft (1991): der beschriftete sessel. Gedichte. Mit 20 Radierungen von Thomas Kraft. Leipzig: Reclam.

Kubitschek, Götz und Erik Lehnert (2009): Joachim Fernau. Leben und Werk in Texten und Bildern. Schnellroda: Verlag Antaios.

Mattl, Siegfried (2015): What's next: Digital History? In: Lucile Dreidemy et al. (Hg.): Bananen, Cola, Zeitgeschichte: Oliver Rathkolb und das lange 20. Jahrhundert. Wien, Köln, Weimar: Böhlau. Bd. 2, 1041-1052.

Ní Dhúill, Caitríona (2011): Weltgeschichte als Heldenbiographik. Verehrung des „Großen Menschen"bei Thomas Carlyle. In: Bernhard Fetz, Wilhelm Hemecker (Hg.): Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar. Berlin, New York: de Gruyter, 33-37.

Nye, David E. (1983): The Invented Self. An Anti-Biography, from documents of Thomas A. Edison. Odense: Odense University Press.

Pletsch, Carl (1987): On the autobiographical life of Nietzsche. In: Emotions & Behavior Monographs. Vol. 4, 405-434.

Rexroth, Frank (Hg.) (2007): Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. München: R. Oldenbourg. (=Historische Zeitschrift. Beihefte (Neue Folge), Bd. 47).

Roeck, Bernd (2003): Visual turn? Kulturgeschichte und die Bilder. In: Geschichte und Gesellschaft. Vol. 29, 294-315.

Schweiger, Hannes (2010): Ernst Jandl vernetzt. Multimediale Wege durch ein Schreibleben. [Daten-DVD] Wien: ZONE Media.

Siblewski, Klaus (2000): a komma punkt Ernst Jandl. ein Leben in Texten und Bildern. München: Luchterhand.

Siblewski, Klaus (2013): ernstjandl.com. Verlagsgruppe Random House. http://www.ernstjandl.com/ (Zugriff: 10.8.2016).

Stanley, Liz (1995): The auto/biographical I: the theory and practice of feminist auto/biography. Manchester: Manchester University Press.

Stendhal, Renate (Hg.) (2006): Gertrude Stein: Ein Leben in Bildern und Texten. Zürich: Arche Literatur Verlag.

Tretjakow, Sergej [1929] (2011): Biographie des Dings. In: Bernhard Fetz, Wilhelm Hemecker (Hg.): Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar. Berlin, New York: de Gruyter, 105-109.

White, Hayden (2008): The Historical Event. In: differences. A journal of Feminist Cultural Studies. Jg. 19, Vol. 2, 9-34. http://dx.doi.org/10.1215/10407391-2008-002

White, Hayden [1973] (2008, ^{2}2015): Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Aus dem Amerikanischen von Peter Kohlhaas. Frankfurt am Main: Fischer.

Wieser, Matthias (2012): Das Netzwerk von Bruno Latour. Die Akteur-Netzwerk-Theorie zwischen Science & Technology studies und poststrukturalistischer Soziologie. Bielefeld: transcript.

Anhang

Abbildung 1: Ernst Jandl Online: *Startseite*

Abbildung 2: Ernst Jandl Online: *Modul „Bio-Bibliographisches (Einstieg)*

Abbildung 3: Ernst Jandl Online*: Modul Ernst Jandls Werke (Einstieg)*

Abbildung 4: Ernst Jandl Online*: Modul Werke über Ernst Jandl (Einstieg)*

Zusammenfassung

Dieser Beitrag hat die Plattform *Ernst Jandl Online* zum Thema. Nach einer Einführung zum österreichischen Schriftsteller Ernst Jandl (1925-2000) und zu bisherigen Ansätzen, sein Leben in verschiedenen Formaten zu präsentieren, wird das Konzept der Plattform dargestellt. Den Ausgangspunkt der Überlegungen bildet dabei die Frage nach dem Verhältnis von verschiedenartigen Egodokumenten zueinander. Ausgehend davon wird das biographietheoretische Konzept der Website skizziert, die sich einerseits auf das Modell der Anti-Biographie (Nye), andererseits auf die historischen Formen der Biobibliographik stützt. Unter Miteinbeziehung der Akteur-Netzwerk-Theorie und Pierre Bourdieus Biographieverständnis werden die konventionellen Ansätze biographischer Narration (Werk- und Leistungsschau, vom Geniegedanken ausgehende Meistererzählung und Entwicklungsgeschichte) hinterfragt und der Versuch beschrieben, sie mit dem datenbasierten Zugang der Plattform zu durchbrechen: Die Zersplitterung des Subjekts im digitalen Raum wird fruchtbar gemacht, indem die „Biographeme“ (Barthes) identifiziert, sichtbar gemacht und neu zusammengefügt werden. Das individuelle Zusammensetzen der Lebenspixel ist dabei Aufgabe der Benutzenden, wodurch der *spotlight approach* auf Biographierte und Biographierende gleichermaßen gebrochen wird.

„Einer, der's gut mit mir meint, vermißte meine Biographie"

Anti/Biographische Affekte um Karl Kraus

Katharina Prager

Auto/Biographisches 1899-1936

Biographinnen und Biographen stehen öfter unter Rechtfertigungsdruck – besonders dann, wenn sie über Personen schreiben, die eine biographische Thematisierung ihrer selbst ablehnten. Aus diesem Grund stellte der Literaturwissenschaftler Sven Hanuschek seiner Biographie Elias Canettis eine Auseinandersetzung mit dem von ihm so benannten „antibiographischen Affekt" voran: Obgleich (oder vielleicht auch weil) Canetti selbst eine „große Autobiographie" verfasste, hatte er „Vorbehalte gegen Biographien, vor allem gegen solche, die ihn zum Gegenstand haben sollten" (Hanuschek 2005: 21). Immer wieder findet man bei ihm „polemische Bemerkungen" zur Gattung Biographie, Skepsis gegenüber deren Autorinnen und Autoren („professionelle Leser, Literaturkritiker und Germanisten"), Abscheu vor psychologischer Simplifizierung, Einwände gegen die Offenlegung des Privatlebens und auch eine Art „Kontrollzwang die eigene Person betreffend".[1] Elias Canetti hatte wahrscheinlich auch in diesem Zusammenhang jahrelang „Die Fackel im Ohr" – so der Titel des zweiten Teils seiner umfangreichen „Autobiographie ohne autobiographisches Subjekt" (Hanuschek 2005: 17-30). Er rezipierte die radikale Gesellschafts- und Medienkritik des Wiener Satirikers Karl Kraus (1874-1936). Von möglichen Einflüssen auf Canettis „Biographiephobie" ausgehend, soll hier den Fragen nachgegangen werden, ob solch ein „antibiographischer Affekt" auch für und um Karl Kraus angenommen werden muss, wie sich sein „autobiographisches Leben" gestaltete und wie das Zusammenspiel von „Authentizität" und Selbstinszenierung sowie ein gewisser Geniekult das auto/biographische und teilweise antibiographische Schreiben um Kraus beeinflussten.

Die Debatte um „Authentizität" versus satirische Selbstinszenierung muss dabei am Anfang stehen. Gerade in der frühen Kraus-Forschung wurde die *Fackel*, die Kraus zwischen 1899 und 1936 herausgab und ab 1911 allein schrieb, sehr eindeutig als autobiographischer Text – in der Art eines Tagebuchs oder dokumentarischen Berichtes – gelesen und bewertet. Wenn Leopold Liegler, der erste autorisierte Kraus-Biograph, über eine Kraus-Monographie nachdachte, dann war es eigentlich sein Vorhaben, „eine Geschichte der ‚Fackel' zu schreiben" (Liegler 1983). Auch für die

1 Einige Widersprüche – auch abseits der eigenen umfangreichen Autobiographisierung – sind aufschlussreich: Canetti las selbst gern Biographien und begrüßte vor allem das Erscheinen der Privatbriefe von Karl Kraus mit großem Enthusiasmus (vgl. Canetti 2005).

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.15

Kraus-Biographin Caroline Kohn war „die Geschichte der Fackel zugleich die Lebensgeschichte des Herausgebers“ (Kohn 1966: 22).

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass Kraus in der *Fackel* sehr persönlich Stellung bezog, dass Ereignisse und Personen seiner Lebenswelt ständig vorkamen, kurz, dass er sich selbst und seine Haltungen immer wieder thematisierte. Auf ihre Weise war die *Fackel* Selbstzeugnis und Egodokument (Ulbrich/Medick/Schaser 2012).

Bereits im ersten Heft der *Fackel* postulierte Kraus programmatisch seine Unabhängigkeit, um in Folge als unbestechlicher, eingreifender „Augenzeuge“ gegen Missstände im soziokulturellen Bereich (Korruption etc.) auftreten zu können und Unechtes und Unrechtes bloßzustellen (*Die Fackel* 1, April 1899).[2] Um Glaubwürdigkeit und Anerkennung als moralische Instanz zu gewinnen, war persönlicher Einsatz notwendig. Bis zu einem gewissen Grad musste Kraus seine Person zur öffentlichen Sache und sich selbst zum Beispiel und Vorbild machen. Er musste bis hin zur kritischen Berücksichtigung des Strafrechts Rechenschaft ablegen können und für die Übereinstimmung von Wort und Tat „haften“ – also „echt“, „wahrhaftig“. „authentisch“ sein (vgl. Prager 2014; Schuh 1986; Sauerland 1989). Bertolt Brecht sprach in diesem Zusammenhang vom „Aufbau eines Raumes, in dem alles zum Gerichtsvorgang wird“ (zit. nach Krolop 1999: 24), und auch für Walter Benjamin spielte sich bei Kraus „ausnahmslos alles [...] in der Sphäre des Rechts“ ab (Benjamin 1961: 389). Tatsächlich wurde aber eben nicht „ausnahmslos alles“ zum Gerichtsvorgang. Der dominante Diskurs um „Authentizität“ verbarg, dass oft (sehr witzige) Selbststilisierungen (vgl. Stocker 2013: 51-56) – nicht nur in der *Fackel* – eine ebenso wichtige Rolle einnahmen wie das Beharren auf persönlicher Integrität, Belegbarkeit und Haftbarkeit. Frühe Kraus-Biographien nahmen ihn sehr unkritisch als den „Absoluten“ und „Kompromisslosen“ an, ohne zu berücksichtigen, wie er mit seinen Selbstpositionierungen und Identitäten spielte, wie er sich als Idealtypus einer öffentlichen Person, als misanthropischer Außenseiter und viele andere Figuren entwarf. Es bedürfte also noch viel eingehender – auch biographischer – Analyse, um Kraus’ Strategien in diesem Zusammenhang auf die Spur zu kommen und auch herauszufinden, wie er im Kontext von „Echtheit“ versus „Inszenierung“ mit seinem „Privatleben“, für dessen generellen Schutz Kraus so vehement auftrat, umging. Zitate wie „Ich mische mich nicht gern in meine Privatangelegenheiten“ (*Die Fackel* 326-328, 08.07.1911: 46), oder: „Ich spreche von mir und meine die Sache. Sie sprechen von der Sache und meinen sich“ (*Die Fackel* 309-310, 31.10.1910: 40) wurden oft wiederholt und selten hinterfragt. Schon früh behauptete Kraus:

> *Ich beschäftige die Leser der* Fackel *nur mit Angelegenheiten, die mir ein öffentliches Interesse zu berühren scheinen. Nun ist es ja möglich, daß eine meiner Privatsachen zufällig mit einer öffentlichen Angelegenheit congruent ist: ich bin wiederholt schon Versuchsobject für diese und jene im allgemeinen Interesse anzugreifende Methode gewesen (*Die Fackel *131, 2, 1902: 18-21).*

2 Dieser Beitrag wurde erarbeitet mit und zitiert nach: Die Fackel – Austrian Academy Corpus: http://corpus1.aac.ac.at/fackel/ (zuletzt: 31.01.2016). Walter Benjamin verglich Karl Kraus mit einem „Augenzeugen“ bzw. eine dokumentierenden Kamera (Benjamin 1961).

Abseits solcher Kongruenzen gab es aber klarerweise noch viele andere Privatsachen, die nicht öffentlich Thema wurden oder sogar werden durften.

Kraus erreichte durch solche Aussagen wie auch durch große Diskretion, sein alltägliches Leben betreffend, dass Bewunderer wie Leopold Liegler ihn als „Instanz" wahrnahmen, „die nur dem ethischen Imperativ verpflichtet, innerlich gesichert, äußerlich unabhängig der ganzen Zeitgenossenschaft kraft dieser ungebrochenen Einheit von Sein, Sollen und Wollen überlegen war" (Liegler 1920: 424). Texte mit mehr hagiographischem als biographischem Anspruch, die zu Lebzeiten über Kraus publiziert wurden, waren in diesem Sinn fast immer „Bekenntnisbücher", Huldigungen, Apologien oder auch eindeutige Festschriften (vgl. Studien über Karl Kraus 1913; Kocmata 1916; Kreuzig 1919; Viertel 1921; Liegler 1920; Ryncher 1924; Schaukal 1933; Fischer 1934; Stimmen über Karl Kraus 1934; Rollett 1934). Sie hielten sich an Kraus' Werk und damit an seine Selbstdarstellungen: „Einen wahrhaftigen Menschen muß man alles in allem nehmen. Sein Dasein gilt, wie es ist" (Schaukal 1933: 15). Damit produzierten sie ebenso „Ideologie" (vgl. Etzemüller 2012: 13 f.) wie die Schmähschriften der Gegenseite, bei denen es sich meist um Abrechnungen „abtrünniger" Freunde oder vormaliger Verehrer (wie Fritz Wittels, Albert Ehrenstein etc.) handelte. Viele der darin auftauchenden „Vorwürfe" – Eitelkeit, Selbstgerechtigkeit, Narzissmus, mangelnde Popularität, Zorn, Negativität, Entwertung, Zerstörung, Pedanterie, Humorlosigkeit etc.[3] – waren oder wurden übrigens wiederum Teil von Kraus' Selbstdarstellung:

> *Spiegelt er sich nicht in sich selber, so tut er's im Gegner. [...] Es gibt keinen Vorwurf gegen ihn, keine Schmähung seiner Person, deren legitimste Formulierung sie nicht seinen eigenen Schriften [...] entnehmen können (Benjamin 1961: 385 f.).*

Das schrieb Walter Benjamin, der im Umkehrschluss festhielt, dass bei Kraus auch alle Apologie fehlgreife: Kraus als ethische Person beglaubigen? – „Das geht nicht" (ebda.).

Nur ansatzweise machten einige wenige wie eben Benjamin oder Berthold Viertel bereits differenzierter Widersprüche um Kraus sichtbar, gaben eigene Einwände zu oder versuchten so, Kraus' Erfahrungen hinter Werk und Wirken nachzuspüren.

Kraus stand biographischen Zugriffen – vor allem solchen auf sich selbst – offenbar ambivalent gegenüber. In der *Fackel* machte er durchaus auf Viertels und Lieglers Arbeiten über seine Person aufmerksam. Er war auch Leser von Biographien – über Offenbach, Nestroy, diverse Schauspieler und Schauspielerinnen. Als junger Mann hatte er selbst Gerhart Hauptmann um „biographisches Material" gebeten, das er für eine Besprechung von *Die Weber* benötigte.[4]

Festgehalten werden kann aber auch, dass Auto/Biographien Kraus grundsätzlich suspekt waren und dass er unreflektierten „Biographismus" lächerlich fand. Gerade die „deutschen Klassiker" wurden um 1900 gern „biographisch" interpretiert, worüber sich Egon Friedell und Alfred Polgar in ihrem bekannten Goethe-Sketch lustig mach-

3 Ausführliche Überlegungen dazu finden sich in: Prager 2015; Prager 2016.

4 Brief Gerhart Hauptmann an Karl Kraus, 27.02.1892, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Autogr. I/1145/2 (zit. nach Schick o.J.: 20).

ten: Goethe wird von einem Professor zu seiner eigenen Biographie geprüft und fällt durch (Friedell/Polgar 1908).

Obwohl Kraus nie eine systematische Genrekritik vornahm, überrascht es nicht, dass in der *Fackel* nur selten und ähnlich spöttisch wie bei Friedell und Polgar über Biographisches und Autobiographisches gehandelt wird.[5] Biographisches Interesse ist nicht nur an der problematischen Schnittstellen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit zu verorten, es interagiert auch mit Populärkultur, Massenmedien und Buchmarkt – alles Bereiche, die Kraus sehr kritisch sah. Auch psychoanalytische Interpretation von Kunst lehnte er ab. 1912 schrieb er: „Einer, der's gut mit mir meint, vermißte meine Biographie. [...] Mein Lebenslauf fühlt sich nur wohl dabei, wenn er [...] nicht durch Beachtung aufgehalten wird" (*Die Fackel* 341-342, 27.01.1912: 30). 1919 verweigerte er die Beantwortung eines biographischen Fragebogens mit der Begründung, dass „Fragen nach den Geburtsdaten […] nicht das Geringste mit den Werken eines Autors, zumal mit seinen Werken, zu schaffen haben."[6] Nur wenig später unterstützte er aber Leopold Lieglers Bemühungen, eine Kraus-Biographie zu verfassen.

Vielleicht führt es in der Beschäftigung mit Kraus' „antibiographischem Affekt" und mit der Debatte um Selbstinszenierung versus Wahrhaftigkeit weiter, die Frage zu stellen, ob Karl Kraus ein „Leben in Erwartung eines Biographen" führte, wie es der amerikanische Kulturhistoriker Carl Pletsch annahm (Pletsch 1987). Pletsch stellte 1980 die These auf, dass in der (biographischen) Auseinandersetzung mit kreativen und innovativen Individuen in der Moderne von einer speziellen Selbstwahrnehmung und -gestaltung auszugehen sei, die der „Ideologie des Genies" verpflichtet war (Pletsch 1987). Die Existenz von Geniefiguren beeinflusste Künstler und Intellektuelle, die ihr „autobiographisches Leben" nach verschiedenen einflussreichen Figurationen und Konzepten des „Genie" gestalteten und im Zuge dessen Egodokumente und Werke kreierten, sie bewahrten oder zerstörten (vgl. Köhne 2014).

Kraus spottete zwar über romantische „Originalgenies" wie Stefan George – er bezeichnete sich dagegen als „Epigone" und erklärte: „Wenn Zwei einen Gedanken haben, so gehört er nicht dem, der ihn früher hatte, sondern dem, der ihn besser hat" (Die Fackel 338, 06.12.1911: 16). Doch auch er war durchaus einem Geniekult verpflichtet, nämlich Otto Weiningers Gedanken zum Zusammenhang von Genialität, Pflicht und Moralität („Der genialste Mensch ist der sittlichste Mensch"), die damals Wiener Künstler- und Intellektuellenkreise stark beeinflussten (Weininger 1980; Köhne 2014). Da gerade die Wissensfigur des Genies mit Biographiegeschichte so eng verbunden, ja „parasitär ineinander verschlungen" ist, wäre es wichtig Kraus' Geniekonzeption noch genauer zu analysieren, als es hier skizziert werden kann – Edward Timms leistete hier bereits wichtige Vorarbeiten, als er Kraus' vehemente Antibürgerlichkeit und sein Selbstverständnis als Künstler erklärte: „Hier Kämpfer, Künstler, Narr, und dort die Bürger!" (*Die Fackel* 810, 05.1929: 12 bzw. Timms 1999: 286 ff.).

Als sicher kann aber angenommen werden, dass Kraus seinen Nachlass „in Erwartung eines Biographen" gestaltet hat oder gestalten ließ. Die Archivierung und Do-

5 Vgl. Suche nach „Autobiographie" (7 Treffer), „Biographie" (87 Treffer), „autobiographisch*" (16) und „biographisch*" (38 Treffer) (*Die Fackel* – Austrian Academy Corpus: http://corpus1.aac.ac.at/fackel/ (zuletzt: 31.01.2016).

6 Brief des Verlags *Die Fackel* an Prof. Maria Janitschek, 07.09.1919, H.I.N. 238.970, Handschriftensammlung, Wienbibliothek im Rathaus. Vgl. dazu auch Roth 2007.

kumentation seines Werkes lag zu Lebzeiten und posthum Großteils in den Händen von (später auch testamentarisch bestimmten) Freundinnen und Freunden. Kraus, auf den ja schon zu Lebzeiten wiederholt biographisch zugegriffen wurde und der auch wiederholt für den Nobelpreis vorgeschlagen worden war, äußerte Sätze wie: „Meine Angriffe sind so unpopulär, daß erst die Schurken, die da kommen werden, mich verstehen werden" (Kraus 1986: 322). Er konnte sich auch eine posthume Publikation seiner intimsten Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin vorstellen (Pfäfflin 2005). Wie bewusst oder unbewusst seine „autobiographisches Leben" als Gestaltungsprozess seines Nachlebens aber verlief und vor welchen Hintergründen, das wäre noch viel genauer zu untersuchen und in einer biographischen Darstellung jedenfalls mit zu bedenken.

Biographisches 1936-2015

Die hier nur knapp angerissenen Überlegungen um Kraus' „autobiographisches Leben", seine Selbstdarstellungsstrategien und seinen „antibiographischen Affekt" könnten und sollten Ausgangspunkte für eine biographische Behandlung bilden. Tatsächlich gibt es bisher keine Kraus-Biographie, die sich damit auseinandersetzte. Die folgende Geschichte der Kraus-Biographik illustriert vielmehr sehr typische und lange unhinterfragte „Illusionen", Ideologeme und Legitimationsmechanismen der populären und vorerst auch wissenschaftlichen Biographik im deutschsprachigen Raum, wo die Biographie nach dem Zweiten Weltkrieg erst sehr spät theoretisch reflektiert wurde (vgl. Klein 2009; Fetz/Schweiger 2009; Klein/Schnicke 2016). Kraus' Leben wurde lange als männliche Entwicklungs- und Heldengeschichte geschrieben, und Relikte eines Geniekults bleiben auch in neueren wissenschaftlichen Darstellungen präsent. Der Konstruktionscharakter jeder biographischen Thematisierung wurde ebenso wenig problematisiert wie moderne (bürgerliche) Individualität, Geschlechterordnungen oder die Position des Schreibenden.[7] Verwunderlich ist das nur insofern, als Kraus' eigenes (medien)kritisches Denken im Zusammenhang mit Biographie so lange keine Anwendung fand. Klar antibiographische Denkschulen wie die Frankfurter Schule (vgl. Djassemy 2002) schlossen an Kraus an, doch es dauerte sehr lange, bis diese Denkschulen auf die neuere Biographieforschung Einfluss nahmen, die sich mit Funktionen des Biographischen sowie mit Mythenbildungen, Inszenierungsweisen und gesellschaftlichen Strukturen auseinandersetzte (vgl. Köhne 2014: 59-109). Hier soll vorerst überblicksartig skizziert werden, welche biographischen Darstellungen bisher um den „Geisteshelden" Karl Kraus entstanden.

Die Jahre nach Kraus' Tod standen zunächst im Zeichen der Sicherung und später der Rettung seines Nachlasses, der zum Teil ins Exil verbracht, zum Teil zerstört wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen Teile des Nachlasses durch Schenkungen von Freundinnen und Freunden nach Wien, genauer gesagt an die Wiener Stadtbibliothek, zurück. Der Remigrant Paul Schick,[8] selbst erst kurz zuvor als Bibliothekar in den Dienst der Stadt Wien übernommen, nahm die Materialien in Empfang, baute ein „Kraus-Archiv" auf und bemühte sich – in einer Phase des „konservativen Roll-Backs", in der etwa die Gründung einer Kraus-Gesellschaft scheiterte (vgl. Rathkolb

7 Ausführliche Überlegungen zu diesen „Ideologemen" finden sich in: Prager 2015; Prager 2016.

8 Zu Paul Schick vgl. http://data.onb.ac.at/nlv_lex/perslex/Sch/Schick_Paul.html (zuletzt 31.01.2016).

2005: 302-304) – um eine „Karl Kraus-Renaissance" in Österreich. Diese fand aber vorerst eher in Deutschland statt, wo Kraus' Werke bei Kösel wieder aufgelegt wurden (Timms 2005: 545-547).

Zugleich begannen Autorinnen und Autoren, die Kraus oft noch gekannt und verehrt hatten, an Monographien über ihn zu arbeiten.[9] Meist waren sie aus dem nationalsozialistischen Österreich und Deutschland vertrieben worden oder im KZ gewesen, aber solche historischen Kontexte, politischen Implikationen oder autobiographischen Hintergründe wurden – jedenfalls nicht explizit – reflektiert, wie es eine kritische Biographietheorie aktuell fordert (vgl. Klein/Schnicke 2016 b).

So kamen die ersten Bücher, die – wie etwa Werner Krafts Kraus-Buch 1956 – „Beiträge zum Verständnis seines Werkes" liefern und den Nachlebenden zeigen sollten, „wer er war und wer er sein wird", aus dem Ausland. Der Bibliotheksrat und Lyriker Werner Kraft verfasste seine Kraus-Monographie als „Gedenken an einen hohen Menschen" in Israel und formulierte darin einen Satz, der noch längere Zeit programmatisch für die Kraus-Biographik blieb: „Sein Werk ist in einem seltenen Grade seine Biographie" (Kraft 1956: 13). Das nächste biographische Werk zu Karl Kraus legte Caroline Kohn in Frankreich vor (Kohn 1966)[10], worin sie Lieglers und Krafts Formel fortschrieb:

> *Bei Karl Kraus sind Mensch und Werk eins. Sein, Wollen und Tun sind eng verbinden, entsprechen einander völlig. In diesem, und nur in diesem Sinn, ist die ‚Fackel' etwas wie ein geistiges Tagebuch ihres Autors, ein vollkommener Ausdruck seines Charakters (Kohn 1966: 218).*

Die vorwissenschaftliche Augenzeugenbiographik um das *exemplary life* eines „großen Mannes", der als moralisches Vorbild dienen sollte und dessen Privatleben weitgehend ausgeklammert wurde, hatte in der Nachkriegszeit vor allem in Exilkreisen Hochkonjunktur, und es ist nachvollziehbar, welche nostalgischen und identitätspolitischen Gründe und Legitimationen es dafür gab (Lee 2009: 19-38, vgl. Prager 2015).

1965 erschien Paul Schicks schmale rororo-Monographie *Karl Kraus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Schick lag mittlerweile fast der ganze Nachlass vor, und dieser unterfütterte seine Kraus-Biographie, die in ihrer Knappheit und Präzision nach wie vor als wichtige Grundlage in der wissenschaftlichen und populären Befassung mit Kraus geschätzt wird. Schick ging davon aus, dass Kraus sowohl in seiner öffentlichen als auch in seiner privaten Erscheinung eine widerspruchsvolle Person war, aber er blieb dennoch der Biographie als Heldengeschichte verpflichtet und legte etwa nicht offen, wie problematisch Kraus in seiner Parteinahme für Engelbert Dollfuß für ihn gewesen sein muss: Paul Schick war selbst unter dem Dollfuß/Schuschnigg-Regime in den Sozialistenprozessen zu einer längeren Haftstrafe verurteilt worden. Diesen Hintergrund deutete er nur vage an und wollte Kraus „auf dem Auf und Ab des [...] Lebensweges getreulich zu folgen, gleichviel, wie wir uns selbst zu den einzelnen Phasen stellen" (Schick 1965: 8 f.). Trotz dieser fehlenden Selbstreflexion

9 Bereits kurz nach Kraus' Tod hatten auch Berthold Viertel, Leopold Liegler, Heinrich Fischer – großteils im Exil – weiter an auto/biographischen Texten über Kraus gearbeitet. Die meisten davon blieben aber Fragment (vgl. Pfäfflin 2008).

10 Es handelte sich um die deutsche Übertragung (1966) ihrer französischen Staatsthese von 1962: „Karl Kraus. Le polémiste et l'écrivain, défenseur des droits le l'individu".

bot Paul Schicks Monographie sicherlich die differenzierteste Auseinandersetzung einer ersten Phase der Kraus-Forschung bis in die 1960er Jahre. Parallel oder kurz darauf entstandene Werke schrieben eher ältere biographische Lesarten von der Einheit von Leben und Werk fort – das betraf besonders den Kraus-Verehrer Hans Weigel, dem es wichtig war, Kraus als „österreichisches Phänomen" auszuweisen (Weigel 1968) – oder blieben Datensammlungen (Fischer 1974) und Fragmente.[11] Zwei englischsprachige „Einführungen" in das Leben und Werk von Karl Kraus – durch den Exilanten Harry Zohn und die ursprünglich in Tschechien geborene Historikerin Wilma Iggers, die 1952 an der University of Chicago zu Kraus dissertierte – hatten eigentlich keine biographischen Ambitionen (Zohn 1971; Iggers 1967). Interessant ist aber, dass Iggers erstmals die Problematik der „Kraus-Apotheose" ansprach und ihre generationale und räumliches Distanz als Vorteil ansah, um Kraus' „ambiguities" nachzugehen (Igger 1967: XIII-XVII).[12]

Abseits solch monographischer und mehr oder weniger biographischer Darstellungen begann sich in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg eine lebendige, internationale Kraus-Forschung gerade erst zu etablieren (Timms 2011: 76-87, 202). Sie kam in den 1970er und 1980er Jahren aufgrund neuer Quellen zu ganz neuen Erkenntnissen, die biographische Thematisierungen stark beeinflussten. In den späten 1960er Jahren wurden nämlich 1065 Liebesbriefe von Kraus an Sidonie Nádherný von Borutin entdeckt und 1974 (zum 100. Geburtstag) herausgegeben (Fischer/Lazarus 1974, vgl. dazu Pfäfflin 205). Sie ließen eine ganz neue Seite des Satirikers sichtbar werden. An Fund und Edition beteiligt war Friedrich Pfäfflin, der durch eine Reihe von Ausstellungen und Publikationen die Wiederentdeckung von Kraus in Deutschland wesentlich beförderte. In akribischer Arbeit entdeckte er unzählige biographische Details, doch eine Kraus-Biographie verfasste er (bisher) nicht und möglicherweise war dabei ein „antibiographischer Affekt" im Spiel.[13]

1976 erschien eine Kraus-Biographie, die biographischer „Idealisierungsarbeit" klar verweigerte: Alfred Pfabigan hatte sich vorgenommen, in einer „politischen Biographie" Kraus' Verhältnis zum Sozialismus zu untersuchen. Für Pfabigan gehörte die „behauptete absolute Unabhängigkeit" von Kraus zu den „wichtigsten Bestandteilen der sogenannten Fackel-Ideologie" und erklärte für ihn, dass Kraus von seinen Biographen bisher „in der Regel so interpretiert wurde, wie er es selbst wünschte" (Pfabigan 1976: 16-21). Er wollte nun kritisch Kraus' „schwankende politische Parteilichkeit" analysieren, doch auch diese Analyse hatte ihre eigene Tendenz und verstand Kraus' polemische Strategien ebenso wenig wie jene Darstellungen mit idealisierenden Tendenzen. Wenig überraschend wurde Pfabigans „politische Biographie", in der Kraus' Spätwerk als verrückt ignoriert wurde, in der Kraus-Forschung, die weiterhin recht unkritisch ein „geniales Leben" (be)schrieb, stark kritisiert.

In diesen Jahren hatte der britische Forscher Edward Timms bereits begonnen, sich durch die gesamte *Fackel* zu lesen, um „Kraus literarische Entwicklung […] zu entwirren" (Timms 1986:11). Er war ein gründlicher Leser, der Pfabigans „Fackel-

11 Vgl. abseits der Fragmente Germaine Goblots vor allem Schick o.J.

12 Gerade im Zusammenhang mit Kraus' Antisemitismen ist Iggers Darstellung allerdings sehr umstritten.

13 Dennoch gehört – abseits der Herausgabe zahlreicher Korrespondenzen – seine Sammlung *Aus großer Nähe. Karl Kraus in Berichten von Weggefährten und Widersachern*, die über 300 Quellentexte versammelt, zu den wichtigsten Beiträgen auch im biographischen Zusammenhang (Pfäfflin 2008).

Ideologie“ jedenfalls nicht erliegen wollte. Im Jahr 1986 erschien *Karl Kraus – Apocalyptic Satirist: Culture and Catastrophe in Habsburg Vienna* – bis heute ein Standardwerk, das in deutscher Übersetzung bei Suhrkamp herauskam (auf Deutsch: Timms 1999). In seiner Einleitung erklärte Timms:

> *Das Buch hat in seinem langen Entstehungsprozeß von der Forschungsarbeit mehrerer Generationen von Gelehrten profitiert. Trotzdem mögen seine Erkenntnisse überraschend anmuten. Meine Vorgehensweise weicht nämlich von der herkömmlichen Kraus-Interpretation ab, die auf der Einheit von Mensch und Werk insistiert. Das vorliegende Buch bietet eine alternative Lesart, in der die Diskrepanzen zwischen Kraus' persönlicher Haltung und seiner satirischen Stimme deutlicher hervorgehoben werden (Timms 1999: 11).*

Edward Timms beschrieb Kraus' „Doppelleben“ (Timms 1999: 357) vorerst bis 1918 und die deutsche Ausgabe trug den Untertitel „Eine Biographie von Edward Timms“, obwohl sich dieser keineswegs der biographischen Analyse verpflichtet fühlte, sondern vielmehr zu der Ansicht gekommen war, es sei „counter-productive to approach satire through the biography of the author“ (Timms 2011:79).[14] Erst im zweiten Band seiner Kraus-Studie, der 2005 erschien, strebte er einen „composite thematic-historical-biographical approach“ an, „including flashbacks to Kraus's childhood and younger days, drawing on a wealth of newly available historical and biographical sources, including personal letters and diaries.“[15] Dennoch bezeichnete Timms seine Arbeiten über Kraus niemals dezidiert als „Biographie“ – im Gegensatz zu seiner „Biographie“ über Nazim Hikmet – und er dachte darin auch nicht über Biographietheorie nach, obwohl er dies sehr wohl beim Schreiben seiner Autobiographie tat (vgl. Timms 2011).

Timms analysierte und „popularisierte“ Kraus wie es niemandem zuvor gelungen war und wurde seiner Vielseitigkeit und seinem sozialen Kontext präzise und kritisch gerecht. Er brachte auch erstmals problematische Themen wie Kraus' sexuelle Beziehung zur vierzehnjährigen Irma Karczewska zur Sprache oder ging differenziert Kraus' politischen Entwicklungen nach.

Doch zum einen wäre es wichtig – auf Basis und in Fortsetzung von Timms Untersuchungen –, Kraus' Person und Leben nochmals unabhängiger von Kraus' Werk und mit explizit biographischer Methodik nachzugehen (vgl. Djassemy 2002: 323-345). Zum anderen blieb auch Timms, wenn er die Fortsetzung einer „großen“ radikalen intellektuellen Tradition anstrebte („taking up the torch“ und „tending to the flame“) und seine „Faszination“ für Kraus zugab (Timms 2005: 550), jedenfalls einem „geisteswissenschaftlichen Geniekult“ verhaftet, dem sich völlig zu entziehen Kraus-Forschenden wohl immer schwerfallen wird, wenn nicht unmöglich ist (vgl. Köhne 2014: 521-545). Dass dieser „Geniekult“ in einer biographischen Auseinandersetzung noch viel schwieriger zu handhaben ist, mag eine weitere Begründung für den bestehenden „antibiographischen Affekt“ im Zusammenhang mit Kraus sein.

---

14 Auch in der Korrepsondenz mit der Autorin erklärte Timms, dass sein Zugang als „indeed somewhat anti-biographical“ bezeichnet werden könne – E-Mail Edward Timms an Katharina Prager, 18.02.2016.

15 E-Mail Edward Timms an Katharina Prager, 18.02.2016.

Dennoch gibt es eindeutig Biographisches auch bei Kraus: Nur ein Jahr bevor Timms seine zweibändige Kraus-Monographie, deren zweiter Teil übrigens bisher nur in englischer Sprache erschien, beendete, kam Friedrich Rothes *Karl Kraus. Die Biographie* auf den Markt (Rothe 2004). Obwohl mit „Die Biographie" – ein Untertitel, der in der populären Biographik viel Verwendung findet – dezidiert biographische Ansprüche erhoben wurden, fokussierte diese Erzählung hauptsächlich auf Kraus' Beziehungen zu Deutschland, insbesondere zum linken Berliner Milieu. Da weder eine Leitfrage noch eine theoretische oder sonstige Positionierung voranstand, bot „die" Biographie ein seltsam einseitiges, schiefes Bild von Kraus.

Mit dem Jahr 2006 wurde es biographisch stiller um Kraus – in diesem Jahr jährte sich sein Tod zum 70. Mal, und die Urheberrechte an seinem Werk liefen ab. Nun standen vorerst digitale Bemühungen im Vordergrund. Im Januar 2007 ging die *AAC-Fackel* des *Austrian Academy Corpus* online.[16] Im Mai 2012 folgte eine digitale Ausgabe der Werke (Kraus 2012).

Inzwischen sind zehn Jahre vergangen. Edward Timms voluminöse Studie gilt weiterhin als Maßstab, und selbstverständlich muss Kraus inzwischen als kanonisiert gelten. Dennoch bleibt er – wie Bestsellerautor Jonathan Franzen es formulierte – eigenartig „fremd" oder jedenfalls „fremder als seine bekannteren Zeitgenossen, weil sein Werk auf so besondere Art an eine Zeit und einen Ort geknüpft war – an längst vergessene Kontroversen, an in der Versenkung verschwundene Rivalen, an Zeitschriften und literarische Werke, die heute nur noch von Wissenschaftlern gelesen werden" (Franzen 2014:11). Da Kraus aber Franzen „in unserem mediengesättigten, technikverrückten, von der Apokalypse heimgesuchten historischen Moment mehr zu sagen [hatte] als seine leichter zugänglichen Zeitgenossen," (ebda) startete er 2013 ein „Reaktualisierungsprojekt", dass eine Auto/Biographie in Fußnoten wurde. Auch diesem „Kraus-Projekt" kann die „notwendig maskuline Codierung der Genieerzählung" vorgeworfen werden, wenn Franzen sich auf Kraus als „großen Denker" bezog, sich mit ihm identifizierte und durch ihn legitimierte (vgl. Köhne 2014: 60 ff.). Gerade die oft empörte Aufnahme von Franzen's Projekt zeigte aber auch, wie schwierig es (auch im akademischen Bereich) nach wie vor ist, neutral und differenziert über Karl Kraus zu sprechen – mit hasserfüllter Zurückweisung von Kraus auf der einen Seite und Relikten eines Geniekults auf der anderen (vgl. etwa Maak/Weidermann 2014).

Anti/Biographisches 2015

Im Juni 2012 startete am Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte und Theorie der Biographie in Kooperation mit der Wienbibliothek im Rathaus ein weiteres digitales Karl Kraus-Projekt (http://www.kraus.wienbibliothek.at), das sich abseits der Neuorganisation des Kraus-Archivs[17] die Erstellung einer Online-Biographie des Satirikers zum Ziel gesetzt hatte und das die Autorin dieses Beitrags verantwortete.

Um die Arbeit am Nachlass und Katalog mit der Arbeit an einer biographischen Darstellung sinnvoll zu verbinden, wurde ein „antibiographischer" Zugriff, basierend

16 „Die Fackel. Herausgeber: Karl Kraus, Wien 1899-1936", AAC Digital Edition Nr. 1, http://www.aac.ac.at/fackel.

17 In seiner Organisation durch Paul Schick entsprach der Nachlass oft nicht aktuellen gängigen bibliothekarischen Standards.

auf den Überlegungen des amerikanischen Strukturhistorikers David E. Nye, gewählt Nye 1983). Dieser lehnte in den frühen 1980ern unter (post)strukturalistischen und semiotischen Einflüssen in einer Arbeit über den Erfinder Thomas A. Edison die Rekonstruktion eines biographischen „Helden" ab, blieb aber weiterhin auf die Geschichte *eines* Individuums fokussiert. Er schrieb:

> *This study rejects the existence of its subject [...] and will not attempt to recapture him in language. […] The references in these pages lead not to a hero, but to yellowed papers, restored buildings, old photographs etc. (Nye 1983: 16).*

Um die Beliebigkeit biographischer Erzählung deutlich zu machen, löste Nye das biographische Subjekt durch das Gegeneinanderstellen von Materialien aus dem Nachlass in verschiedenen „personas" auf. Die „vorgefundene" Ordnung des Archivs und die „übersetzte" Ordnung der biographischen Darstellung wurden dabei stets mitdokumentiert.

Diesem dekonstruktivistischen Ansatz folgend, der unter Bezugnahme auf frühere hagiographische Tendenzen und in Auseinandersetzung mit aktueller Biographietheorie entstand (vgl. Ní Dhúill 2011: 35), wurden in „Karl Kraus Online" drei materialbasierte Cluster erarbeitet und dabei die Ordnungen des Archivs und des Katalogs mit den Logiken der Datenbank *Biographeme*[18] und denen aktueller digitaler Biographik (Social-Media-Logiken) verbunden. „Karl Kraus Online" verortet sich an der Schnittstelle von Biographie, Archiv und *Digital History* und versteht sich als ein mögliches Modell digitaler Anti/Biographik (Mattl 2015).

Karl Kraus wird darin in seiner kulturgeschichtlichen Vernetzung, als Teil eines großen Netzwerks von (oft unbekannten) Personen und Institutionen erfahrbar (vgl. Arthur 2015). Er rückt etwas aus dem Spotlight einer biographischen Meistererzählung und wird als „prominentes" männliches Subjekt in einem anti/biographischen Raum „in Beziehung" gesetzt (vgl. Stanley 1995; Prager 2016). Nicht zuletzt löst er sich, den Trends der digitalen Biographik, entsprechend (vgl. Smith/Watson 2015) auf – in Daten, in Objekte, in *„bits and pieces"*. Anstelle eines runden biographischen Porträts treten, entsprechend der Fragestellungen der User, immer neu zusammensetzende Fragmente. Im Vergleich mit einer Buchbiographie ist das anstrengend, denn es gibt keine sich entwickelnde Geschichte, sondern Material, Zahlen, Listen, Verknüpfungen und Statistiken, die man selbst erforschen und interpretieren muss. Das Ergebnis – in der Logik eines Mediums, in dem numerische und bildhafte Darstellungen dominieren – ist eine Art Vermessung des Subjekts Karl Kraus anhand seiner Materialien und in verschiedenen Rollen, wie z.B. der des Vorlesers:

18 Vgl. den nachfolgenden Beitrag von Vanessa Hannesschläger in diesem Heft.

Abbildung 1: Karl Kraus Online – Startseite

Abbildung 2: Karl Kraus Online – Statistik zum Modul „Der Vorleser“

So bietet diese „Antibiographie“ sicherlich neue Perspektiven auf Kraus, der selbst vielfach mit der Präposition „Anti“ charakterisiert wurde, und versucht zugleich, die Wissenspraktik Biographie mit methodischem Hintergrund und wissenschaftlichem Anspruch zu reflektieren.

Einige Punkte bleiben aber selbstverständlich problematisch. Auch ohne Text nimmt allein die Bündelung und Beschlagwortung der Daten und Materialien in „Tags“ interpretative Eingriffe vor, die vorgängige „Meistererzählungen“ fortschreiben. Durch die „Vermessung“ des digitalisierten Kraus-Archivs wird eine Vollständigkeit suggeriert, die auch in der digitalen Biographik niemals geboten werden kann. Die eingangs aufgeworfenen Fragen um Kraus' auto/biographische Strategien wurden nicht behandelt, vielmehr wurde auch auf eine Trennung der „öffentlichen“ und „privaten“ Sphäre, wie Nye sie forderte, verzichtet – da diese, nicht nur aufgrund der historisch veränderlichen Begriffen von „Privatheit“ und „Öffentlichkeit“, unmöglich zu leisten erschien (vgl. Prager/Hannesschläger, in Vorbereitung).

Dieser Beitrag endet also ausdrücklich mit der Aufforderung, in Auseinandersetzung mit vorgängigen Kraus-Biographien und auf Basis der neuen digitalen Vermessungsmöglichkeiten, mit der Distanz einiger Generationen und in Antwort auf die anti/biographischen Affekte beziehungsweise um den Geniekult um Kraus eine neue kritisch-analytische Lebenserzählung und -interpretation zu versuchen.

Gerade solche „Kulturheroen“ wie Kraus fordern eine wissenschaftlich fundierte, quellenkritische und selbstreflexive Biographik immer neu heraus. Es darf auch eine Anti/Biographie werden …

LITERATUR

Arthur, Paul (2015): Re-imagining a Nation Using Biographical Data, Keynote at the Workshop Biographical Data in a Digital World, Amsterdam.

Benjamin, Walter (1961): Karl Kraus, in: Walter Benjamin, Illuminationen. Ausgewählte Schriften, Frankfurt am Main, 374-408.

Canetti, Elias (2005): Der neue Karl Kraus, in: Friedrich Pfäfflin (Hg.): Karl Kraus, Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin. 1913-1936. Bd. 1-2 Göttingen, Bd. 2, 9-36.

Die Fackel – Austrian Academy Corpus: http://corpus1.aac.ac.at/fackel/.

Djassemy, Irina (2002): Der „Productivgehalt kritischer Zerstörerarbeit“. Kulturkritik bei Karl Kraus und Theodor W. Adorno, Würzburg.

Etzemüller, Thomas (2012): Biographien. Lesen – erforschen – erzählen, Frankfurt am Main.

Fetz, Bernhard und Hannes Schweiger (Hg.) (2009): Die Biographie. Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin, New York.

Fischer, Heinrich (1934): Karl Kraus und die Jugend, Wien.

Fischer, Heinrich und Michael Lazarus (Hg.) (1974): Karl Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin, Redaktion: Walter Methlagl und Friedrich Pfäfflin, 2 Bd., München.

Fischer, Jens Malte (1974): Karl Kraus, Stuttgart.

Franzen, Jonathan (2014): Das Kraus-Projekt, Reinbek bei Hamburg.

Friedell, Egon und Alfred Polgar (1908): Goethe: Eine Szene, Wien.

Hanuschek, Sven (2005): Elias Canetti. Biographie, München.

Iggers, Wilma (1967): Karl Kraus: A Viennese Critic of the Twentieth Century, The Hague. http://dx.doi.org/10.1007/978-94-015-0739-4

Klein, Christian (Hg.) (2009): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart. http://dx.doi.org/10.3726/978-3-0351-0892-7

Klein, Christian und Falko Schnicke (Hg.) (2016 a): Legitimationsmechanismen des Biographischen. Kontexte – Akteure – Techniken – Grenzen, Bern u.a. http://dx.doi.org/10.3726/978-3-0351-0892-7

Klein, Christian und Falko Schnicke (2016 b): Legitimationsmechanismen des Biographischen. Bestimmung und Systematik, in: Christian Klein und Falko Schnicke (Hg.): Legitimationsmechanismen des Biographischen. Kontexte – Akteure – Techniken – Grenzen, Bern u.a., 9-37.

Kocmata, Karl F. (1916): Karl Kraus, der Krieg und die Helden der Feder. Ein Beitrag zur Literatur der Gegenwart, Wien.

Kohn, Caroline (1966): Karl Kraus, Stuttgart.

Köhne, Julia Barbara (2014): Geniekult in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900 und seine filmischen Adaptionen, Wien/Köln/Weimar.

Kraft, Werner (1956): Karl Kraus. Beiträge zum Verständnis seines Werkes, Salzburg.

Kraus, Karl (1899-1936) (Hg.): Die Fackel, AAC Digital Edition Nr. 1, http://www.aac.ac.at/fackel.

Kraus, Karl (1986): Aphorismen, in: Christian Wagenknecht (Hg.): Karl Kraus: Schriften, Berlin 1986, Bd. 8.

Kraus, Karl (2012): Schriften, DigiBib4, DB156 (Software, CD-ROM).

Kreuzig, Fritz (1919): Ave Karl Kraus, Wien.

Krolop, Kurt (1999): Vom „Kampfblatt“ zur „Kriegsfackel“. Die Werdejahre des „Anti-Mediums“, in: Heinz Lunzer, Victoria Lunzer-Talos und Marcus G. Patka (Hg.): „Was wir umbringen“ – „Die Fackel“ von Karl Kraus, Wien.

Lee, Hermione (2009): Biography. A Very Short Introduction, New York.

Liegler, Leopold (1920): Karl Kraus und sein Werk, Wien.

Liegler, Leopold (1983): Meine Erinnerungen an Karl Kraus, Kraus-Hefte 25, Januar.

Maak, Niklas und Volker Weidermann (2014): Karl-Kraus-Projekt, Die Schule der Vernichtung, in: FAZ (6.12.2014). http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/karl-kraus-projekt-die-schule-der-vernichtung-13306253.html

Mattl, Siegfried (2015): What's next: Digital History?, in: Lucile Dreidemy et al. (Hg.): Bananen, Cola, Zeitgeschichte: Oliver Rathkolb und das lange 20. Jahrhundert. Wien, Köln, Weimar, Bd. 2, 1041-1052.

Ní Dhúill, Caitríona (2011): Weltgeschichte als Heldenbiographik. Verehrung des „Großen Menschen“ bei Thomas Carlyle, in: Bernhard Fetz und Wilhelm Hemecker (Hg.): Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar. Berlin, New York 2011. 33-37.

Nye, David E. (1983): The Invented Self: An Anti-biography from the documents of Thomas A. Edison, Odense.

Pfabigan, Alfred (1976): Karl Kraus und der Sozialismus. Eine politische Biographie, Wien.

Pfäfflin, Friedrich (Hg.) (2005 a): Karl Kraus, Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin, 2 Bd, Göttingen.

Pfäfflin, Friedrich (2005 b): Kansas oder Massachusetts, Janowitz oder vielleicht Prag? Die Geschichte vom Auffinden der Briefe und ihrer Veröffentlichung, in: Friedrich Pfäfflin (Hg.): Karl Kraus, Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin, 2 Bd, Göttingen.

Pfäfflin, Friedrich (Hg.) (2008): Aus großer Nähe. Karl Kraus in Berichten von Weggefährten und Widersachern, Göttingen.

Pletsch, Carl (1987): On the Autobiographical Life of Nietzsche, in: Psychoanalytic Studies of Biography, New York, 405-434.

Prager, Katharina (2014): „Ich bin ja nur deshalb ein Lump, weil der andere sich ärgert“. Vom Schimpfen,. Schmähen und Polemisieren rund um Karl Kraus. Mit neun Schmähbriefen aus dem „Museum der Dummheit“, in: Marcel Atze und Volker Kaukoreit (Hg.): „Erledigungen“. Pamphlete, Polemiken und Proteste [= Sichtungen Bd 14–15], Wien, 138-171.

Prager, Katharina (2015): Überlegungen zu Biographie und Exil, in: Evelyn Adunka et al. (Hg.): Exilforschung: Österreich. Leistungen, Defizite & Perspektiven, Wien (Mandelbaum).

Prager, Katharina (2016): Exemplary Lives? Thoughts on Exile, Gender and Life-Writing, in: Charmian Brinson und Andrea Hammel (Hg.): Yearbook of the Research Center for German and Austrian Exile Studies, 17: Exile and Gender I: Literature and the Press, Leiden. http://dx.doi.org/10.1163/9789004313804_003

Prager, Katharina und Vanessa Hannesschläger (in Vorbereitung): From "Anti-Biography" to Online-Biography (Commenting on David E. Nye: Post-Thomas Edison), in: Wilhelm Hemecker und Edward Saunders (Hg.): Biography in Theory. A Reader, Berlin.

Rathkolb, Oliver (2005): Die paradoxe Republik. Österreich 1945 bis 2010, Wien.

Rollett, Edwin (1934): Karl Kraus, Wien.

Roth, Philip (2007): Exit Ghost, Houghton Mifflin, New York.

Rothe, Friedrich (2004): Karl Kraus. Die Biographie, München.

Ryncher, Max (1924): Karl Kraus, Wien.

Sauerland, Karol (1989): Wie wird und bleibt man als Intellektueller eine unabhängige Instanz (Karl Kraus), in: Stefan H. Kaszýnski und Sigurd Paul Scheichl (Hg.): Karl Kraus – Ästhetik und Kritik, (= Kraus-Hefte: Sonderbd. zum Kraus-Symposium in Poznań), München 191-202.

Schaukal, Richard (1933): Karl Kraus. Versuch eines geistigen Bildes, Wien.

Schick, Paul (1965): Karl Kraus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg.

Schick, Sophie (o.J.): Karl Kraus. Fragmente einer Biographie, Typoskript, B 268.365, Druckschriftensammlung, Wienbibliothek im Rathaus.

Schuh, Franz (1986): Die Belagerung der Urteilsmauer. Nachwort, in: Franz Schuh und Juliane Vogel (Hg.): Die Belagerung der Urteilsmauer: Karl Kraus im Zerrspiegel seiner Feinde, Wien, 201-214

Smith, Sidonie und Julia Watson (2015): Paper at the Ego-Media Workshop at King's College London, 14th September 2015.

Stanley, Liz (1995): The auto/biographical I: the theory and practice of feminist auto/biography, Manchester.

Stimmen über Karl Kraus zum 60. Geburtstag (1934), herausgegeben von einem Kreis dankbarer Freunde, Wien.

Stocker, Brigitte (2013): Rhetorik eines Protagonisten gegen die Zeit. Karl Kraus als Redner in den Vorlesungen 1919 bis 1932, Wien.

Studien über Karl Kraus (1913), Brenner-Verlag, Innsbruck.

Timms, Edward (1986): Karl Kraus – Apocalyptic Satirist: Culture and Catastrophe in Habsburg Vienna, London, New Haven.

Timms, Edward (1999): Karl Kraus – Satiriker der Apokalypse. Leben und Werk 1874 bis 1918. Eine Biographie von Edward Timms, Berlin.

Timms, Edward (2011): Taking up the Torch. English Institutions, German Dialectics and Multicultural Commitments, Sussex.

Ulbrich, Claudia, Hans Medick und Angelika Schaser (2012) (Hg.): Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, Wien/Köln/Weimar.

Viertel, Berthold (1921): Karl Kraus. Ein Charakter und die Zeit, Dresden.

Weigel, Hans (1968): Karl Kraus oder die Macht der Ohnmacht. Versuch eines Motivenberichts zur Erhellung eines vielfachen Lebenswerks, Wien, Frankfurt, Zürich.

Weininger, Otto (1980): Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung, München.

Zohn, Harry (1971): Karl Kraus, New York.

Zusammenfassung

Biographien, die den Satiriker Karl Kraus (1874-1936) zum Gegenstand haben, arbeiteten (zumeist unausgesprochen) gegen ein Phänomen, das im vorliegenden Beitrag als „antibiographischer Affekt“ bezeichnet wird: Kraus war Auto/Biographisches suspekt – und dennoch lebte er ein „autobigraphisches Leben“ in Erwartung vieler biographischer Darstellungen seiner Person. In diesem Spannungsfeld standen nicht zuletzt Kraus' komplexe Selbstdarstellungsstrategien und autobiographische Inszenierungen. Die frühe – oft vorwissenschaftliche – Kraus-Biographik der Nachkriegszeit konstruierte weitgehend unkritisch das *exemplary life* eines „großen Mannes“ und moralischen Vorbildes und hatte ihre spezifischen identitätspolitischen Gründe dafür. Doch auch in späteren – differenzierteren und auf neuen Quellen basierenden – biographischen Darstellungen blieben und bleiben die Relikte eines (nicht zuletzt geisteswissenschaftlichen) Geniekults spürbar. Auch eine digitale und anti/biographische Vermessung von Karl Kraus, wie sie im Rahmen von „Karl Kraus Online“ (http://www.kraus.wienbibliothek.at) in Auseinandersetzung mit der Geschichte der Kraus-Biographik sowie mit aktueller Biographietheorie unternommen wurde, stößt an Grenzen. Die hier aufgezeigten Probleme und Möglichkeiten um eine biographische Thematisierung von Kraus sollen als Anregung für neue kritisch-analytische Lebenserzählungen – auch vieler anderer (männlicher) „Geistesheroen“ – dienen.

Literaturbesprechung

Knud Andresen, Linde Apel und Kirsten Heinsohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute, Göttingen: Wallstein Verlag 2015, 222 Seiten, 24,90 €.

Bei dem zu besprechenden Sammelband handelt es sich um eine Festschrift für Dorothee Wierling, die lange Zeit als stellvertretende Direktorin an der Hamburger Forschungsstelle für Zeitgeschichte tätig war. Er versammelt die Beiträge einer Tagung, welche die Forschungsstelle und die Körber-Stiftung im März 2015 zu Ehren ihres 65. Geburtstages veranstalteten, und beschäftigt sich mit der Oral History, einem Ansatz und Forschungsfeld, das Dorothee Wierling in den vergangenen Jahr(zehnt)en durch theoretische und praktische Beiträge wesentlich vorangebracht hat. Dies bringt Axel Schildt in seinem, den Band abschließenden Aufsatz auf den Punkt, und dies spiegelt sich auch an ihrem Schriftenverzeichnis, das sich im Anhang des Bandes befindet. Insgesamt umfasst der Band zwölf Beiträge, die nahezu alle von ausgewiesenen Oral Historians stammen.

Knud Andresen, Linde Apel und Kirsten Heinsohn, die den Band herausgegeben haben, stellen in ihrer Einleitung grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis von Oral History und (bundesdeutscher) Zeitgeschichte an und skizzieren dabei auch die Entwicklung der Oral History. In der Bundesrepublik begann diese Ende der 1970er Jahre, und zunächst stand die „mündlich erfragte Geschichte" (Herwart Vorländer) ganz auf der Seite einer „Geschichte von unten", wollte nicht selten den befragten „kleinen Leuten" zur Emanzipation verhelfen und ging nicht zuletzt davon aus, dass der vergangene Alltag aus deren Gedächtnis gleichsam vorbehaltlos abgerufen werden könne, dass also das narrative Interview ein unmittelbares Schauen in die Vergangenheit ermögliche. Rund 35 Jahre später ist all dies revidiert und einem höchst anspruchsvollen Ansatz gewichen, zu dem viele Disziplinen das Ihre beigetragen haben und zu dem eine ausgefeilte Methodendiskussion, die kritische Reflexion der Einsatzbereiche und der Leistungsfähigkeit gehören. Zwar werden Interviews mit Zeitzeugen heutzutage in vielfältigen Kontexten geführt und für alle möglichen Intentionen benutzt, so etwa für das Fernsehen, wie Judith Keilbach in ihrem Beitrag über das Internetportal *Das Gedächtnis der Nation* zeigt, doch unterscheiden sich derartige Projekte grundsätzlich von Oral-History-Vorhaben im wissenschaftlichen Feld. Was dort heute State of the Art ist, zeigen die im Band versammelten Aufsätze. Vier übergreifende Merkmale sollen hier hervorgehoben werden.

Durch die Methodendiskussion der letzten Jahre ist inzwischen, so konstatiert Andrea Althaus zu recht, „hinlänglich bekannt, dass in lebensgeschichtlichen Interviews keine Erfahrungen oder gar Ereignisse ‚bezeugt' werden" (25). Vielmehr steht jener Aspekt im Vordergrund, der, so Linde Apel, Oral History im Wesentlichen ausmacht: „der subjektive Versuch, im Rückblick Ereignisse zu ordnen, zu deuten und ihnen einen Sinn zu geben" (59). Dies zeigt Andrea Althaus anhand der von ihr geführten narrativen Interviews, die entstanden sind im Rahmen ihrer kürzlich abgeschlossenen Dissertation zu Arbeitsmigrantinnen aus Österreich und Deutschland, die zwischen 1945 und 1965 in der Schweiz als Dienstmädchen und in der Gastronomie berufstätig waren. Sie illustriert an vier Beispielen, wie ein sozialer Aufstieg durch die Migration thematisiert wird, und legt durch ihre einfühlsame Rekonstruktion der lebensge-

 https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.16

schichtlichen Erzählung verschiedene, für das Individuum sinnstiftende Erzählweisen offen, die von der „‚bruchhaft' gestalteten Lebensgeschichte [...] bis zur linearen, zielgerichteten Erzählung" (41) reichen. Auch Knud Andresen geht es um die Wahrnehmung einer vergangenen Arbeitswelt durch die Akteure selbst. Befragt hat er Personen, die den Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft der 1970er und 1980er Jahre als Betriebsräte und hauptamtliche Funktionäre der Gewerkschaft erlebten. Während die Gewerkschaften gemeinhin als Verlierer des sozialen Wandlungsprozesses gelten, ergab die Analyse der Erzählmuster der Befragten, dass nicht etwa der soziale Abstieg, sondern „Themen von Aufstieg und Anerkennung eine zentrale Rolle" spielten (93). Die Lebensgeschichte wird nicht als gescheiterte erzählt, sondern noch in der Schilderung vom Niedergang werden gemeinsame positive Erfahrungen, innovative Ideen und vor allem Handlungsfähigkeit betont (94). Kurzum: Die Interviewten „erzählen von sich nicht als Verlierer des Strukturwandels, sondern als dessen Gestalter für die Beschäftigten" (95).

Oral Historians gehen zum zweiten davon aus, dass Erinnerung von gesellschaftlichen Diskursen geprägt wird, die eine Referenzfolie für die Interviewpartner darstellen und die heutzutage massenmedial vermittelt werden. So untersucht Lu Seegers, wie sich bestimmte Fernsehsendungen gleichsam in die Erinnerung einschreiben. Sie zeigt in den von ihr geführten und analysierten lebensgeschichtlichen Interviews mit Angehörigen der sogenannten Kriegskindergeneration, dass und wie einige der Befragten die massenmedialen Angeboten nutzen, nämlich „für biografische Sinnstiftungen und die Bebilderung ihrer Familiengeschichte" (179). Aber auch das Fehlen von Deutungsmustern kann Spuren hinterlassen. So führt Linde Apel, die zahlreiche Gespräche mit Frauen und Männern geführt hat, die zwischen 1967 und 1977 in einer Hamburger Oberschule politisch engagiert waren, aus, dass die vormals an der Jungen Union orientierten Interviewpartner ihre Schülerzeit kürzer, weniger detailliert und weniger lebendig, auffällig „blasser" (75) schilderten als diejenigen, die sich in „linken" Schülerkreisen engagierten. Dies liegt, so kann der überraschende Befund erklärt werden, an den „fehlenden Deutungsangeboten, in die sie ihre Erzählung hätten einbetten können" und weil „keine starken, medial unterstützen Gedächtnisgemeinschaften" (77) wie für die „68er" existieren. Mit wirkmächtigen Bildern sah sich auch Ines Langelüddecke in ihren Interviews konfrontiert, die sie im Rahmen ihrer Dissertation zur „Rückkehr der Adligen aufs Land" mit Bewohnern des Dorfes Bandenow im südlichen Brandenburg führte. Sowohl die ost- wie die westdeutschen Interviewpartner kamen darin (fast) ausnahmslos auf die Staatssicherheit zu sprechen, und zwar ohne danach gefragt worden zu sein, häufig unvermittelt und kurioserweise nahezu alle etwa zeitgleich, rund 45 Minuten nach Gesprächsbeginn (129). Die Schilderung verdichtete sich jedoch nicht zu einem einheitlichen Erzählmuster, da offenbar noch „kein gemeinsamer Deutungsrahmen der DDR-Vergangenheit [existiert], in dem die Bandenower ihre individuellen Erfahrungen einordnen könnten" (129). Staatliche Repression wird auch in vielen Oral-History-Projekten in den ostmittel- und osteuropäischen Ländern, von denen Julia Obertreis berichtet, in den Vordergrund gerückt. Hier wird also ein dominanter gesellschaftlicher Diskurs aufgegriffen, wobei dies meist von den Forschern ausgeht, aber auch von den Interviewpartnern unbewusst thematisiert werden kann, etwa wenn ältere Befragte mit Angst und Misstrauen auf das Mikrofon reagieren, da sie das Interview mit einer Verhörsituation assoziieren (102). Berichtet wird aber auch vom Alltag in der Diktatur und von Glückserfahrun-

gen. Freilich verweist dies ebenfalls auf den Deutungsrahmen, eben indem diese Schilderungen bewusst gegen den „Diskurs des Leidens" gestellt werden (106). Interviews im Westen wie im Osten scheint aber gemeinsam zu sein, dass die Befragten bestrebt sind, „ihrer Lebensgeschichte im Interview Kontinuität zu verleihen und sich selbst als aktiv und selbstbestimmt sowie mit einer positiven Lebensleistung zu präsentieren" (112).

Das dritte Thema, mit dem sich die Oral History immer wieder zu beschäftigen hat, ist die Frage nach der Rolle des Forschers, also nach den eigenen Konzepten, Vorgehensweisen und Begriffen, insbesondere aber nach dem Interaktionsprozess zwischen Wissenschaftler und Interviewpartner. Janine Schemmer reflektiert dies in ihrem Beitrag explizit (vgl. 45-50). Im Rahmen ihrer Dissertation zum Wandel der Hafenarbeit und der Arbeitskultur im Hamburger Hafen führte sie 25 Interviews mit ehemaligen Hafenarbeitern, die heute im Hamburger Hafenmuseum ehrenamtlich tätig sind. Sie macht zum einen deutlich, wie stark die Frage nach dem Wandel der Arbeit von ihren eigenen Vorannahmen geprägt war, dass zum anderen aber auch die Interviewpartner zum Teil sehr genaue Vorstellungen von einem Interview hatten, auf das sie sich etwa nur dann einließen, wenn die Interviewerin Expertenwissen unter Beweis stellen konnte. Annette Leo hält in ihrem Beitrag eine „sehr persönliche Rückschau" auf die Oral History in der DDR (130), beschreibt ihre eigene Erfahrung mit Interviews, zunächst als Journalistin arbeitend, dann als Historikerin narrative Interviews führend. Oral Historians sind, so ihr Fazit, immer „selbst an der Produktion der Quellen beteiligt. Das subjektive Moment ist dabei so offensichtlich, dass es schwerlich geleugnet werden kann, es muss in die Analyse einbezogen werden" (142). Malte Thiessen greift das Thema ebenfalls auf. Er berichtet über das große Oral-History-Projekt zum „Hamburger Feuersturm", in dem 64 Zeitzeugen, welche die Bombardierung Hamburgs im Sommer 1943 erlebt haben, sowie deren Kinder und Enkel lebensgeschichtlich befragt wurden. Bei den Interviewern handelte es sich einerseits um Historiker der Hamburger Forschungsstelle (darunter Dorothee Wierling, Linde Apel und er selbst) sowie andererseits um Psychoanalytiker und Psychologen des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf. Im Zentrum des Aufsatzes stehen jedoch nicht die Forschungsergebnisse, sondern Überlegungen zu den Potenzialen und Fallstricken der interdisziplinären Zusammenarbeit. Thiessen bilanziert, dass am Ende nicht etwa gemeinsamen Forschungskonzepte, Kategorien oder Begriffe standen. Vielmehr habe die angestrebte Interdisziplinarität letztendlich dazu geführt, dass die Fachgrenzen „präziser kartiert" werden konnten, dass somit der je eigene Standort (des Faches, des Forschers) sehr viel genauer habe bestimmt werden können (160).

Der vorliegende Band besteht also zum Glück nicht aus einer Sammlung von Aufsätzen über abgeschlossene oder geplante Oral-History-Projekte, sondern zeigt auf anregende Weise, was der Ansatz leisten kann und worin seine Potenziale liegen. Dorothee Wierling wird sich über dieses Geburtstagsgeschenk sicherlich und zu Recht gefreut haben.

Karin Orth

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Christiane Bertram, Dr., Universität Tübingen, Hector-Institut für Empirische Bildungsforschung Europastraße 6, 72072 Tübingen

Volker Depkat, Prof. Dr., Universität Regensburg, Institut für Anglistik und Amerikanistik, 93040 Regensburg

Boris Ganichev, Ludwig-Maximilians-Universität München, Graduiertenschule für Ost- und Südosteuropastudien, Maria-Theresia-Straße 21, 81675 München

Tobias Grill, Dr., Historisches Seminar der LMU München, Internationales Graduiertenkolleg Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München

Steffen Hagemann, Universität Bremen, SOCIUM Forschungszentrum, Ungleichheit und Sozialpolitik, Postfach 330440, D-28334 Bremen

Vanessa Hannesschläger, Gumpendorferstr. 18/11, A-1060 Wien

Anna Hokema, Dr., Universität Bremen, SOCIUM Forschungszentrum, Ungleichheit und Sozialpolitik, Postfach 330440, D-28334 Bremen

Ekkehard Klausa, Dr., Regensburger Str. 4, 10777 Berlin

Jan Logemann, Ph.D., Georg-August Universität Göttingen, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Platz der Göttinger Sieben 5, D-37073 Göttingen

Karin Orth, PD Dr., Albert-Ludwigs-Universität, Historisches Seminar, Rempartstraße 15 - KG IV, 79085 Freiburg

Katharina Prager, Dr., Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie/Handschriftensammlung der Wienbibliothek, Rathaus, Stiege 8, Hochparterre, 107 l, A-1082 Wien

Dieter Reinisch, Department of History and Civilization, European University Institute, Villa Salviati, Via Bolognese 156, 50139 I-Florenz

Simone Scherger, Dr., Universität Bremen, SOCIUM Forschungszentrum, Ungleichheit und Sozialpolitik, Postfach 330440, 28334 Bremen

Yvonne Schütze, Prof. (em.), Breisacherst.18, 14195 Berlin

Berenika Szymanski-Düll, Dr., Ludwig-Maximilians-Universität, Institut für Theaterwissenschaft, Georgenstr.11, 80799 München

Malte Völk, Dr., Universität Zürich, Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft, Affolternstrasse 56, CH-8050 Zürich

Boris Zizek, PD Dr., Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Erziehungswissenschaft, Jakob-Welder-Weg 12, 55128 Mainz